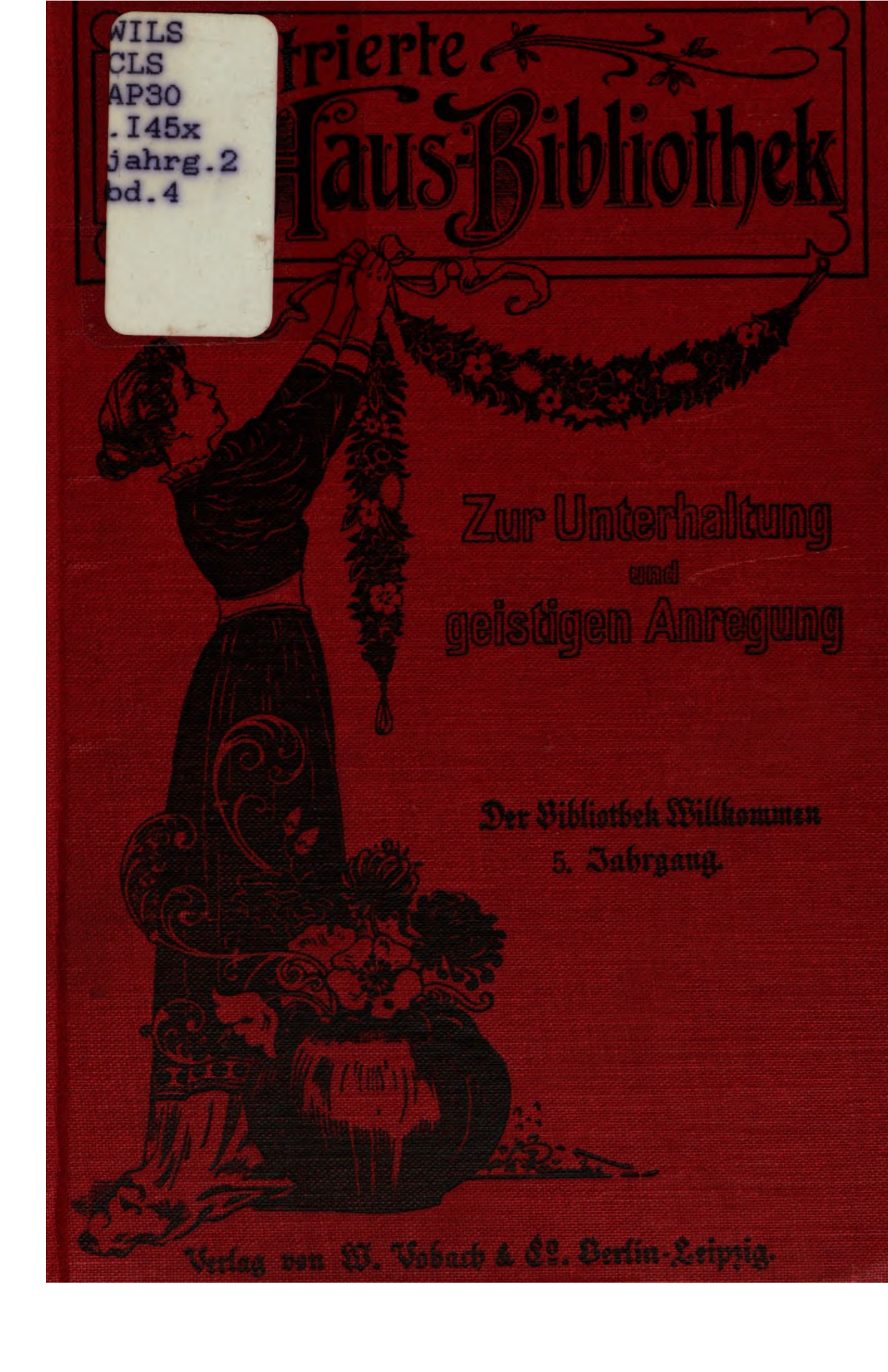
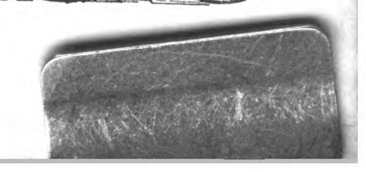


WILS
CLS
AP30
.I45x
jahrg.2
bd.4
strierte
Haus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.
Verlag von W. Vobach & Co. Berlin-Leipzig.

Illustr. Haus-Bibliothek

II. Jahrg.

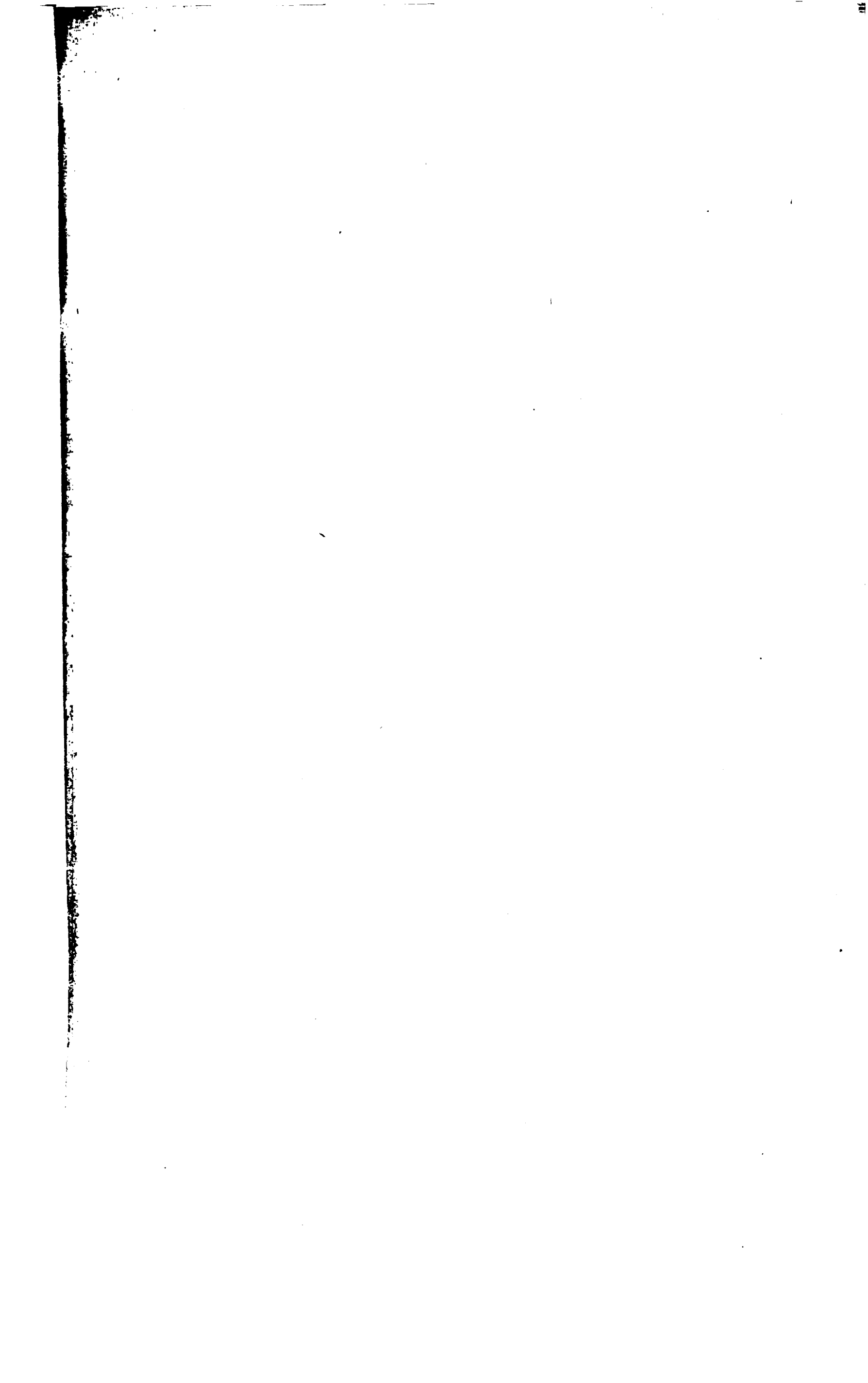
Aus der Bibliothek von:





Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II





Das Lied der Sehnsucht.
Nach dem Gemälde von B. Zickendraht.

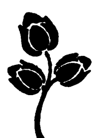
Illustrierte
Haus-Bibliothek

Zur Unterhaltung . . .
und geistigen Anregung

Band IV



Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung

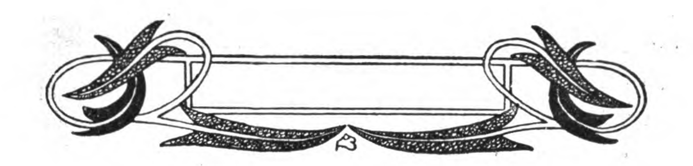


Druck von
W. Vobach & Co.
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.





Pflug und Schwert.

Original=Roman von **Heinrich Vollrat Schumacher.**

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

XIII.



er Minister sah dem Eintretenden lebhaft entgegen. „Ah, Herr von Nottorp! Gut, daß Sie kommen! Wir haben heute morgen über Ihre Angelegenheit beraten!“ Er schüttelte freundlich Karl von Nottorps Hand. „Sie steht gut, ausgezeichnet. Zwar ist der Einwand erhoben worden, daß für den Staat eine eigentliche Pflicht zur Zurückzahlung der von Ihrem verstorbenen Herrn Vater hergegebenen Gelder nicht vorliegt, aber dennoch —“ Ein warmes Licht des Wohlwollens strahlte in seinen Augen auf, während er in einem Ton voll Sorge fortfuhr: „In diesen Zeiten des Wiederaufrichtens dürfen wir wohl die Billigkeit der strengen Pflicht voransetzen. Das Staatsministerium hat deshalb meinem Antrage zugestimmt, die Aufwendungen Ihres Vaters für das Gemeinwohl werden Ihnen zurückerstattet werden. — Meinen aufrichtigen Glückwunsch!“ schloß er lächelnd und dem jungen Mann zunickend.

Karl von Nottorp vermochte seine Freude nicht zu unterdrücken. Die Worte des Ministers wälzten die schwerste Last seiner Sorgen von ihm. Und seine alten, oft durchdachten Pläne stiegen wieder in ihm auf, die Ableitung des Feuerbruchs, die Trockenlegung der reichsten Aecker des heimatlichen Thales, eine alte, versunkene Welt, die er neu entdecken würde,

mit ihr das Heil der Heimat. Und vielleicht gelang ihm auch der Wiedererwerb von Haus Nottorp, wenn er dem Amtmann den Kaufpreis zurückzahlte.

Neuer Lebensmut und neue Hoffnung brannten in ihm.

„Und wann darf ich wohl auf das Geld hoffen, Excellenz?“ fragte er, nachdem er seinen Dank abgestattet hatte.

Das liebenswürdige Gesicht des alten Staatsmannes verdüsterte sich etwas. Er seufzte unwillkürlich leicht auf.

„Wann?“ wiederholte er, offenbar etwas verlegen. „Mein lieber, junger Freund, das geht leider nicht so schnell. Sie werden sich etwas in Geduld fassen müssen. Die Staatskassen sind leer. Und was sonst einläuft — — Sie haben ja das Land gesehen! Ueberall Not, überall Rufe um Hilfe! Der Staat kann doch die Tapferen nicht umkommen lassen, die sich für ihn geopfert haben. Und das Schlimmste steht uns, fürchte ich, noch bevor!“ Er dämpfte unwillkürlich die Stimme und seine Augen blickten trübe. „Wenn wir nur von einer Hungersnot verschont bleiben! Die Pest haben wir schon im Lande; wenn nun noch der Hunger dazu kommt — Gott gebe, daß wir eine gute Ernte haben!“

Er wandte sich ab und spielte mechanisch mit den Papieren, die vor ihm auf dem Schreibtisch lagen. Jene kleinen Zettel waren es, die Zeugen der Opfer, die Heinrich von Nottorp für das Vaterland gebracht.

Der Sohn sah darauf hin. Etwas, wie eine Mahnung schien ihm von dort her zu ihm herüber zu wehen. Er richtete sich empor. Und mit dieser entschlossenen Bewegung seines Hauptes gab er seine Pläne auf Haus Nottorp auf.

Schweigend wollte er sich verabschieden. Aber der Minister hielt ihn zurück.

„Warten Sie noch, mein Freund!“ sagte er sanft. „Ich fürchte, ich verstehe in diesem Augenblicke in Ihrer Seele zu lesen. Sie wollen die Flinte ins Korn werfen. Aber, nicht wahr, das thut ein Nottorp nicht so leicht? Haben Sie nur Geduld; auch für Sie wird die Sonne wieder scheinen. Sind Sie nicht viel besser daran, als so viele andere, die für Weib und Kind zu sorgen haben? — Und was das Geld betrifft, so soll die Zurückzahlung sobald wie möglich erfolgen. In

einer einzigen Summe wird sich das allerdings nicht machen lassen. Dazu ist sie zu groß, und außer Ihnen sind noch zu viele andere da, denen geholfen werden muß. Aber in Raten, Jahr für Jahr — ich hoffe, Sie sind damit einverstanden! Und Sie erlauben, daß ich Ihnen gleich eine Anweisung auf die erste Rate ausstelle?"

Er warf ein paar Zeilen auf einen Streifen Papier und reichte ihn Karl von Nottorp hin. Mit einem trüben Lächeln sah der Rittmeister auf die Zahl. Das reichte kaum für den notdürftigen Lebensunterhalt eines Jahres. Aber hatte er ein Recht, mehr zu verlangen, wo es nur eine Gnade war, daß er überhaupt erhielt?

Der Minister hatte voll Teilnahme das Kommen und Gehen der Empfindungen auf dem offenen Gesichte des Bittstellers beobachtet.

„Kann ich sonst noch etwas für Sie thun?" fragte er. „Würden Sie vielleicht ins Heer zurücktreten? Er herrscht zwar ein großer Andrang, aber im Hinblick auf das, was Ihr Herr Vater geleistet hat —"

Er machte eine Pause und wartete. Karl von Nottorp überlegte nur einen Augenblick. Er hatte die aufgeworfene Frage während der Reise zur Hauptstadt bereits erwogen und war zu einem Nein gekommen. Das Leben des Friedenssoldaten erschien seiner feurigen, thatendurstigen Natur fremd und interesselos; er vermochte sich nicht in das ewige Einerlei dieses zwar notwendigen, aber die eigene Selbstbestimmung unterdrückenden Dienstes hineinzudenken. Auch würde ihn dieser Beruf fern von der Heimat festhalten; und er war entschlossen, in Nottorp zu bleiben. Zu Vieles fesselte ihn an das vertraute Thal; eigener Wunsch und eine heilige Pflicht.

In ein paar kurzen Worten nannte er dem Minister seine Beweggründe zur Ablehnung. Dabei streifte er auch die Art, wie Amtmann Dreßler in den Besitz von Haus Nottorp gelangt war.

Der Minister hörte voll Interesse zu.

„Dreßler? Amtmann Dreßler?" fragte er nachdenklich, als Nottorp den Namen erwähnt hatte. „Ist nicht ein Dreßler

dort Landrat? Ehemaliger Präfekt im Dienste des Königreichs Westfalen?"

„Der Sohn des Amtmannes!"

Der Minister nickte.

„Ein tüchtiger Mann! Wir haben ihn übernommen, weil an Verwaltungsbeamten Mangel ist. Auch besitzt er einen vorzüglichen Ruf der Ehrenhaftigkeit! Einer der Wenigen, die sich während der Kriegsjahre nicht die eigenen Taschen gefüllt haben! Und —" Er brach plötzlich ab und sah, wie von einem Gedanken erfaßt, auf. „Uebrigens, Herr von Nottorp, würden Sie nicht ebenfalls eine Stellung im Verwaltungsfache annehmen? Glänzend würde sie allerdings nicht sein, aber Ihnen doch eine ruhige Lebensführung ermöglichen! Warten Sie, wir wollen gleich nachsehen, ob in Ihrer Heimat etwas Passendes frei ist!" Er drückte hastig auf eine Tischglocke und ließ sich durch den eintretenden Sekretär die Vakanzenliste bringen.

Der Sekretär kam sofort mit ihr zurück. Er war an diesen Auftrag gewöhnt. Die Hauptstadt wimmelte in diesen Tagen von ehemaligen Soldaten, die um Stellung baten, und es war nichts Außergewöhnliches, daß Männer von größtem Verdienst, Männer von berühmtem Namen sich mit dem bescheidensten Lose begnügten. Die Not war allgemein und glücklich schätzte sich, wer nur einen armseligen Unterschlupf fand.

„Ist in Nottorp etwas frei?" fragte der Minister.

Der Sekretär sah in der Liste nach.

„Nur die Stelle des Steuereinnehmers!"

Der Minister zuckte leicht die Achseln, während er sich zu Karl von Nottorp wandte.

„Das ist wohl nichts für Sie?" Und wie entschuldigend setzte er hinzu: „Allerdings haben wir bereits eine Menge solcher Stellungen an ältere Offiziere vergeben. Es ist doch immerhin eine Unterkunft!"

Karl von Nottorp lächelte.

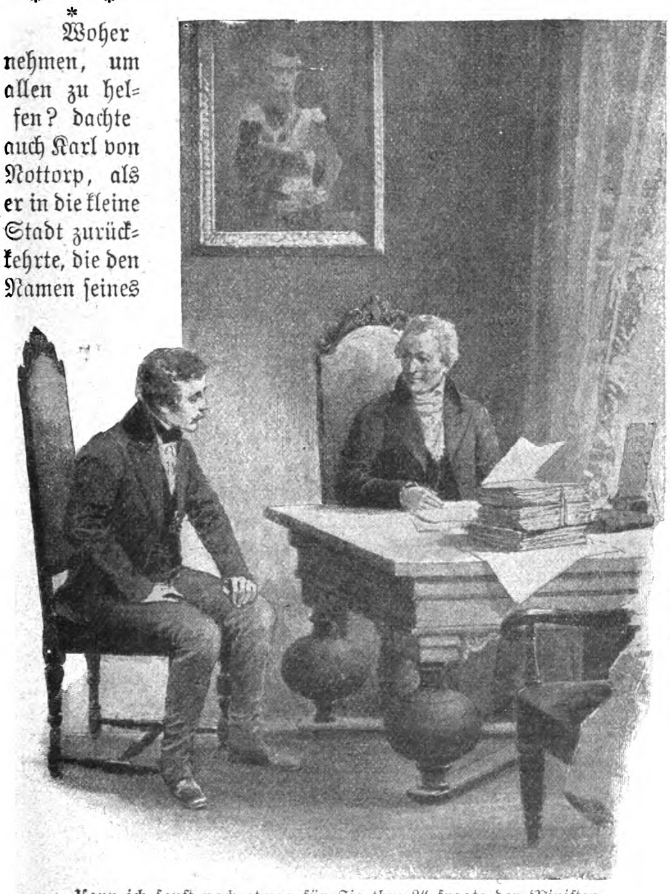
„Ich nehme sie an!" sagte er, ohne zu zögern.

Der Staatsmann atmete wie erleichtert auf und drückte dem jungen Manne die Hand, als habe er zu danken. Die Scenen

voll Not und Elend, die sich täglich in diesem Zimmer vor ihm abspielten, zerrissen ihm das Herz. Woher nehmen, um allen zu helfen?

* *
*

Woher nehmen, um allen zu helfen? dachte auch Karl von Nottorp, als er in die kleine Stadt zurückkehrte, die den Namen seines



„Kann ich sonst noch etwas für Sie thun?" fragte der Minister.

Geschlechtes trug. Ein anderer Einzug war's, als der nach dem Siege. Damals war Alt und Jung den Heimkehrenden entgegengeströmt, froh des glücklichen Wiedersehens.

Nun, da der Postwagen durch die alten Straßen fuhr, begegnete ihm kaum ein Mensch. Die Thüren der Häuser waren geschlossen, an den Fenstern kaum hier und da ein Gesicht, das der Klang des Posthorns herbeigerufen.

Schon unterwegs, hatte Karl von Rottorp gehört, daß der schwarze Tod in der Heimat wütete.

Pfarrer Rühl stand auf dem Posthof, als der Wagen einfuhr. Mit einer herzlichen Bewegung streckte er Karl von Rottorp die Hand entgegen. Er sah blaß und überanstrengt aus.

„Ach, lieber Freund, man möchte sich ein stählern' Herz wünschen in dieser Zeit! Woher nehmen, um zu helfen?"

Auch hier dieselbe bange, verzweifelte Frage. Und gleich darauf dieselbe leise, aufrichtende Hoffnung.

„Wenn Gott eine gute Ernte giebt — —"

Alle Hoffnung richtete sich in diesen Tagen auf den Pflug. Würde er der Menschheit das wiedergeben, was das Schwert zerstörte? Die beiden Männer traten durch das Postthor auf den Markt hinaus. Ueberall dasselbe düstere Schweigen, dieselbe Menschenleere. Nur vor der Thür des Pfarrhauses stand Frau Lore Rühl und winkte dem Gatten zu.

„Ja," wandte sich dieser, aus seinen Gedanken erwachend, an Karl von Rottorp, „Sie wohnen doch bei uns? Wenigstens so lange, bis Sie ein paar passende Zimmer gefunden haben?" Und als jener mit der Antwort zögerte, setzte er leise hinzu: „Fräulein Asmus ist nicht mehr bei uns!"

Karl von Rottorp wurde blaß. Noch immer zitterte in ihm die herbe Erinnerung.

„Sie hat die Stadt verlassen?" fragte er dumpf.

Der Pfarrer beobachtete ihn heimlich voll Teilnahme.

„Das nicht! Aber sie ist ausgezogen. Sie wohnt nun im Krankenhause!"

Der blasse Mann blieb jählings stehen. Seine Augen blickten verstört, seine Lippen zitterten. Mühsam rang sich von ihnen die Frage los:

„Um Gotteswillen, sagen Sie mir die Wahrheit! — Ist Regine krank?"

Der Pfarrer las in seinem Gesicht, wie in einem offenen Buche, eine ganze Geschichte voll heimlichen Leides.

„Nicht krank!“ beruhigte er eilig. „Aber — Fräulein Regine wollte der allgemeinen Not nicht unthätig zusehen. Vergebens habe ich ihr die Gefahr gezeigt, in die sie sich hineinbegeben wollte, sie bestand auf ihrem Willen. Und nun gehen Sie in das Krankenhaus und fragen Sie diese Aermsten, diese von ihren Angehörigen Verlassenen, was sie von Regine Asmus denken! Wenn sie mit ihrem leichten Schritt, mit ihrem milden Lächeln zu ihnen hereinkommt, leuchtet's in allen Augen auf. Sie pflegt, die mit dem schwarzen Tode ringen!“

Karl von Nottorp sah ihn starr an. Dann senkte er langsam den Kopf. Er erwiderte nichts. Das Wort des Ministers kam ihm plötzlich in den Sinn, da er ihn glücklich geschätzt, daß er nicht um Weib und Kind zu sorgen hatte.

Lebhaft hatte er selbst die Wahrheit empfunden. Regine, dieses zarte, feinfühlende Wesen in sein eigen Unglück hineingezogen zu sehen, hätte ihm das Schwere noch schwerer gemacht. So hatte der ihm von ihr zugefügte Schmerz doch sein Gutes gehabt.

Nun aber hatte sie statt dessen ein noch schwereres, übermenschlich hartes Los für sich gewählt. Wie um ihn für den häßlichen Verdacht zu strafen, den er ihrer Beweggründe wegen gegen sie gehegt.

Reiner, begehrenswerter nur ging sie aus der Prüfung hervor. Aufs neue erhob das Leid in ihm sein Haupt. Und etwas wie leiser Neid mischte sich hinein.

Eine Schildhalterin, Helferin hatte er im Kampfe für sein Volk aus seinem Weibe für sich machen wollen, in der stolzen Freude, daß sie alles aus seinen Händen empfangen sollte, Liebe und Leben, Glück und hohen, selbstlosen Beruf. Sie aber hatte sich von ihm gelöst, um das Werk zu beginnen nach eigener Bestimmung.

Weit unter sich ließ sie ihn zurück. Thatenlos blieb er, ein Besiegter. Aus dunkler Tiefe der leuchtenden Spur nachsehend, die ihren Gang bezeichnete. Wie einem fernen Lichte, das allen erglänzte, nur nicht ihm. Denn was konnte er, der Machtlose, thun? Woher nehmen, um zu helfen?

Wieder richtete sich die Frage vor ihm auf, wie ein Ge-

sicht mit brennenden Augen, ein heiseres Hohnlachen auf den verzerrten Lippen.

Ihm schien's, als gliche das spottende Gesicht Regine. Nun haßte er sie fast.

* * *

Am folgenden Tage traf seine Bestallung als Steuereinnehmer des Kreises Nottorp ein. Ein dem Dokumente beiliegendes Schreiben wies ihn an, sich bei Landrat Dreßler zur Einführung in sein Amt zu melden.

Etwas wie Bestürzung ergriff ihn. Nun erst dachte er daran, daß der Landrat sein Vorgesetzter sein würde. Und diesen Mann hatte er empfindlich beleidigt.

Sein Unbehagen wuchs, als er sich vorstellte, wie sein Amt ihn in häufigere Berührung mit jenem bringen mußte. Der sah nicht aus, als ob er eine Beschimpfung ohne weiteres vergäße. Eines von jenen bleichen, hageren Gesichtern, die ihre Leidenschaften hinter einer Maske kalter Ruhe zu verbergen suchten. Aber in Augenblicken jäher Ueberraschung durchbrach die innere, verzehrende Glut die künstliche Miene. Ein solcher Augenblick war's gewesen, als beide einander gegenüber gestanden hatten während jener Unterredung, die Karl von Nottorp den Untergang seines Hauses enthüllt hatte. Da hatte er gemerkt, daß er sich einen unversöhnlichen Feind geschaffen. Und nun war er der Untergebene dieses selben Mannes; er, Karl von Nottorp, nicht nur ein Bettler, nein, auch ein Knecht. Ein Knecht dessen, der Knechten der Nottorps entstammte.

Sein stolzes Blut wallte heiß auf bei dem Gedanken. Schon wollte er das Schreiben zurückschicken und auf die Stellung verzichten.

Dann besann er sich. War nicht das Los seines Geschlechtes dasselbe, das schon viele andere vor ihm getroffen? Ein ewiges Auf und Nieder herrschte im Leben; wen es eben hoch über die anderen zur Höhe emporgetragen hatte, den warf es im nächsten Augenblicke oft wieder tief hinab. Tiefer noch, als er früher gestanden. Und die Unteren erhöhte es. Innerhalb einer einzigen Generation kamen und verschwanden oftmals die Geschlechter, kaum, daß sie eine Spur zurückließen.

Und dann — hatte er nicht eben noch Regine um die Gunst des Schicksals beneidet, die ihr ein heldenmütiges Opfer ermöglichte? Hatte er selbst nicht von der Höhe seines Adels herabsteigen und ein Bauer sein wollen unter dem ringenden Volke, von den anderen unterschieden durch nichts, als durch sein größeres Maß von Bildung und Wissenschaft, die er mit jenen teilen wollte? Und nun verzagte er vor dem ersten Schritte? War denn ein Unterschied im Range zwischen Bauer und Beamten? Konnte er nicht auch in dieser bescheidenen Stellung nützen? Weniger vielleicht durch ein thatkräftiges Handeln, als durch sein Beispiel, das Beispiel des bewußten Unterordnens unter einen fremden Willen, strengster Pflichterfüllung?

Was ihn erst kürzlich abgehalten hatte, die Laufbahn des Friedenssoldaten einzuschlagen, der Mangel an Selbstbestimmung, das wurde ihm nun zum treibenden Grunde; und zum ersten Male seit jenem Abend der Heimkehr und des Abschieds von Regine durchzog ihn wieder ein freudiges Gefühl seines eigenen Wertes. Da er es über sich gebracht hatte, allem Stolze zu entsagen und das Joch auf sich zu nehmen, das die Hände des Verhaßten ihm auflegten. Nun erst merkte er, wie sehr sein Mannesbewußtsein unter Reginens Handlungsweise gelitten und daß er nahe daran gewesen, sich selbst zu verlieren.

So machte er sich auf den Weg zu Landrat Dreßler.

Jener empfing ihn kühl, höflich, sich augenscheinlich geflissentlich auf das Amtliche beschränkend. In trockenem Geschäftstone übergab er ihm die Bücher, das Reglement, die Kasse, ihm freistellend, sich ein Bureau im Kreisamt auszuwählen, oder aber, wie es der Vorgänger gethan, sich ein solches in seiner Privatwohnung einzurichten.

Karl von Nottorp zog das Letztere vor. So entging er einem häufigeren notgedrungenen Zusammentreffen. Damit wollte er sich verabschieden.

„Noch eins, Herr von Nottorp!“ sagte der Landrat, starr auf ein Papier blickend, das er während der Verhandlung unablässig in der Hand bewegt hatte, das einzige Zeichen seiner inneren Erregung. „Sie haben bei unserem letzten Zusammensein eine Beschuldigung gegen mich erhoben ... Ich bitte,

lassen Sie mich ausreden! ... Weniger durch den Inhalt Ihrer Worte, als durch den Ton! Ihr neues Amt bringt Sie nun auch in eine neue Art von Stellung zu mir. Deshalb halte ich es für meine Pflicht, diese Stellung von vornherein klar zu legen. Vor allem wollen Sie beachten, daß ich niemals Ihnen gegenüber weder öffentlich noch im Geheimen merken lassen werde, daß Sie mich verletzt haben. Ich sage nicht, daß ich es vergessen habe, noch, daß ich es vergessen will. Aber mein Benehmen wird so sein, als hätte ich es vergessen oder als wäre das Wort nie gesprochen worden. Amtlich werde ich Ihnen gegenüber niemals der Sohn des Amtmanns Dreßler sein, sondern immer nur ein Mitglied derselben Behörde, der Sie dienen. Aber als Ihr Vorgesetzter, als Stellvertreter dieser Behörde, muß ich von Ihnen vor allen Dingen strengste und gewissenhafteste Pflichterfüllung fordern. Meinem persönlichen Empfinden ist es vielleicht nicht so gleichgültig gewesen, wie Sie angenommen zu haben scheinen, wem ich diene. Aber wem ich auch diene, dem diene ich treu!" Er fuhr sich mit der hageren Hand einmal über das Gesicht, wie um die Röte zu verstecken, die dort plötzlich aufschoß. „Glauben Sie nicht," schloß er dann, wieder ruhig, „daß ich ein eitles Bedürfnis fühle, Sie den Wechsel unserer Stellung zu einander empfinden zu lassen! Im Gegenteil, persönlich hätte ich gewünscht, daß uns beiden das erspart geblieben wäre. Aber mich leitet hierbei ein anderes Interesse. In einer harten Schule habe ich gelernt, meine Pflicht zu thun, unter allen Umständen meine Pflicht! Nicht mehr und nicht weniger! Sollte ich daher, was ich nicht hoffe, einmal zur Strenge gegen Sie genötigt sein, so wollen Sie das nur diesem meinem Pflichtgefühl zuschreiben und nicht jenen persönlichen Gefühlen, die mit meinem Amte nichts zu thun haben! — So, Ihnen das zu sagen, glaubte ich mir selbst schuldig zu sein!"

Er machte eine verabschiedende Handbewegung. Seine Miene war kalt und ruhig, aber in dem umher irrenden Blick des Mannes glaubte Karl von Rottorp zu lesen, wie schwer jenem das alles geworden. Etwas wie Hochachtung ergriff ihn, dennoch machte ihn das offene Wort nicht warm. Zu verschieden waren ihre Naturen. Wohl mochte Landrat Dreßler das ehrliche Streben

——— -- ———

nach Gerechtigkeit besitzen. Aber Gerechtigkeit — war damit alles gethan? Mit Gerechtigkeit, Wahrheit und Pflichterfüllung?

Während er das Amt verließ, stieg wieder Reginens Bild vor seiner Seele auf. Unwillkürlich verglich er ihr Thun mit dem des Landrates. Gerecht, wahr und pflichtgetreu war auch sie gewesen. Gerecht gegen sich selbst, wahr gegen ihn, da sie sich von ihm löste, und pflichtgetreu, da sie es that, solange es noch Zeit war. Dennoch ruhte ein verklärender, warmer Hauch auf ihrem Bilde, während das des Landrats kalt und hart blieb. Etwas fehlte diesem, etwas besaß jenes mehr. Würde der Landrat ein Opfer gebracht haben, wie Regine, aus freier, eigener Willensentschließung, ohne daß ihn die Gerechtigkeit, die Pflicht dazu trieb?

Und wenn sie auch alles hätten, was nutzte es ihnen, wenn sie der Liebe entbehrten . . .

* * *

Ein paar Tage später hatte er die Amtsstube eingerichtet. Er hatte ein kleines, leer stehendes Haus neben dem alten Stadtthor gemietet und mit billigem Gerät notdürftig ausgestattet. Im Erdgeschoß außer der Amtsstube noch zwei wohnliche Räume, deren Fenster nach dem schmalen Gärtchen hinausgingen, das sich den nicht mehr benutzten Stadtgraben hinabzog. Im oberen Stock außer dem Boden zwei kleine Zimmer, die Frau Hennig, die Witwe seines Amtsvorgängers, bewohnte. Sie führte Karl von Rottorp die bescheidene Wirtschaft.

Längere Zeit verließ er das neue Heim nicht. Es galt, sich die für das ungewohnte Amt notwendigen Kenntnisse aus Büchern und Anweisungen zu verschaffen. Frau Hennig erwies sich da als eine wertvolle Hilfe. Während der langen Krankheit ihres Mannes hatte sie die Geschäfte selbständig geführt; die Bücher wiesen seitenlange Eintragungen von ihrer Hand auf.

Dann, nachdem er sich eingearbeitet, kam die Zeit, in der die Steuern fällig wurden. Aus der Stadt und vom Lande kamen die Leute herein, den Zins zu entrichten. Stundenlang wurde die Amtsstube nicht leer von ihren dunklen, durcheinander drängenden Gestalten.

Er kannte viele von ihnen; auch solche waren darunter, die unter seinem Vater gedient. Ausrufe des Mitleids, der Teil-

nahme drangen an sein Ohr, daß der Sohn des einst so reichen Geschlechtes verurteilt war, niedere Dienste zu verrichten.

Aber ihn berührte das nicht tiefer. Es verletzte ihn nicht. Er hatte mit seinem früheren Leben abgeschlossen. Für sich hoffte er nichts mehr. Still lebte er für sich, den Dingen der Außenwelt anscheinend keine besondere Aufmerksamkeit schenkend.

Dennoch verließ ihn der Gedanke an das Ringen und Kämpfen da draußen nie. Es wäre ihm das auch kaum möglich gewesen. Zu laut drangen Klagen und Schilderungen des großen, allgemeinen Leidens an sein Ohr. Weniger aus der Stadt, als vom Lande her.

Die Leute aus den Dörfern brachten sie mit herein. Die Armen, die um Stundung der Steuern zu bitten kamen. Zahllose Gesuche an die Behörde fertigte er in dieser Zeit. Und die Behörde ließ Milde walten, soweit es ging. Die Aermeren befreite man ganz. Aber die anderen, die das Geld wohl aufgebracht hatten, die dabei aber oft am Notwendigsten Mangel litten, auf die die Hoffnungslosigkeit drückte, jemals wieder emporzukommen ...

Die erste Bittstellerin dieser Art war eine junge Frau aus dem Dorfe Nottorp. Der Einnehmer kannte sie. Sie war auf Haus Nottorp Dienerin gewesen. Ein kräftiges, gesundes Geschöpf, das an ihren Händen die deutlichen Spuren schwerer Feldarbeit trug. Aber ihr früher blühendes, hübsches Gesicht war vorzeitig gealtert. Sie war mit einem ehemaligen Hörigen verheiratet, der einen kleinen Acker bewirtschaftete. Sie hatten ein halbes Dutzend Kinder, von denen sie sichtlich mit mütterlichem Stolze redete. Sonst war sie bekümmert.

Sie hatten ein Pferd gehabt, das ihnen der Krieg genommen. Seitdem hatten sie mit den beiden Kühen gepflügt. Und als die eine gefallen war, hatte sich der Mann neben die andere gespannt. Die Frau hatte den Pflug geführt. Es war schwer gewesen, das Ziehen für den Mann, und das Bewußtsein für die Frau, daß der Mann sich so plagen mußte, dieser Mann, der so fleißig und ehrlich war, der Vater ihrer Kinder, den sie lieb hatte. Aber es war doch gegangen. Der Acker war bestellt.

Nun aber war auch die zweite Kuh gefallen. Und es

fehlte an Milch für die Kinder. Das Jüngste war zwei Jahre alt. Sie waren an Milch gewöhnt. Milch war ihre Hauptnahrung. Eine neue Kuh war daher das erste, was beschafft werden mußte. Sie hatten auch das Geld. Sie zählte es auf. Sie hatten es während des letzten Jahres zusammengespart, Groschen für Groschen. Sie wollten damit die Steuern bezahlen. Hier lag es. Er sollte es nehmen. Sie würde sich nicht weigern. Was sein mußte, mußte sein. Aber sie würden dann keine Kuh kaufen können.

Sie hatte das alles in einem einfachen, treuherzigen Tone der Ergebung erzählt, der Karl von Nottorp die Thränen in die Augen trieb. Ihm, der im Jammer und Entsetzen der Schlachten nicht geweint hatte. Hier aber weinte er. Aus den Worten der Frau wehte ihn etwas Vertrautes, Verwandtes an. War's nicht ein ähnliches Schicksal wie das seine?

Das ringende Zucken eines Menschenherzens unter dem eisernen Drucke einer übermächtigen Faust.

Er schob ihr das Geld wieder zu. Sie sollte für ihre Kinder die Kuh kaufen. Er selbst würde die Steuer für sie auslegen. Sie sollte ihm das Geld zurück erstatten, sobald sie es vermöchte. Fast ängstlich wehrte er ihren Dank ab. Aber einen Schuldschein mußte er von ihr annehmen. Sie wußte, was sie sich selbst schuldig war und dem ehrlichen Namen ihres Mannes.

Es waren die ersten Schulden, die sie machten. Aber die Kinder würden wieder Milch haben.

Auch sie weinte nun. Und weinend ging sie. Es war eine schwere Zeit.

Karl von Nottorp legte den Schuldschein in jene Truhe, die auch seinem Vater zur Aufbewahrung von Familienpapieren gedient hatte. Amtmann Dreßler hatte sie ihm ins Haus gesandt.

Ein schmaler, länglicher Papierstreifen war der Schuldschein. Aehnlich jenen Zetteln des Vaters.

Als Karl von Nottorp daran dachte, lächelte er unwillkürlich. Das stille Lächeln, das ihm eigen geworden.

Ein seltsam Ding schien's ihm um die Besitztümer dieser Welt. Auch um das Geld. Der Vater hatte es dem Staate

gegeben zur Rettung des Volkes, der Staat gab es dem Sohne zur eigenen Rettung, und der Sohn gab es wieder dem Volke.

Ein ewiger Kreislauf.

Aber diese Zettel würden in der Truhe bleiben. Sie würden nicht wieder in das Leben hinausflattern. Das einzige von all seinen hohen Plänen war's, das er ausführen konnte: daß er sie festhielt, um sie eines Tages zu vernichten. Um dieser Zettel willen sollte keine Mutter mehr weinen.

Und mit den dahingleitenden Tagen füllte sich allmählich die Truhe. Kleine, unscheinbare Papierstreifen, bedeckt mit ungelenken, mühsam gekritzelten Schriftzeichen — getrocknete Thränen.

XIV.

Landrat Dreßler kehrte am Abend jenes Tages, an dem er Karl von Nottorp in dessen neues Amt eingeführt hatte, in nachdenklicher Stimmung nach Haus Nottorp zurück. Das seltsame Schicksal des Mannes beschäftigte ihn, dieses jähe Herabsinken von der Höhe der Gesellschaft in das Dunkel eines subalternen Berufs. Ein Unstern schien über dem alten Geschlechte zu stehen, während die Dreßlers, die ehemaligen Diener, emporkamen. War die für unerschöpflich gehaltene Lebenskraft des Stammes verbraucht, nachdem sie in Heinrich von Nottorp ihre letzte Blüte getrieben?

Das Benehmen des Sohnes, des letzten Sprosses, schien darauf hinzudeuten. Wie anders hätte man sonst seine thatenlose Entsagung erklären sollen, als durch die Schwäche seines Charakters! Ueberschäumend in der Jugend, für alles gleich hoch begabt, für alles ein gleich starkes Interesse zeigend, war er dem ersten Wechsel des Glückes widerstandslos erlegen. Jene Vielseitigkeit der natürlichen Anlagen war ihm also zum Verderben geworden. Statt einem einzigen Ziele in gerader Linie nachzustreben, hatte er seine Kräfte zersplittert. Nun, wo es galt, sie zu bethätigen, versagten sie. Ein Pläneschmied, der nichts erreichte, weil er zu viel erreichen wollte, der in dem bunt schillernden Glanze seiner wirren Träume die kalte Wirklichkeit

vergessen, und den darum diese Wirklichkeit in eine haltlose, dumpfe Verzweiflung hinabgeschleudert hatte, aus der es keine Rettung gab. Ein Baum, dessen Wurzeln, aus dem nährenden, schützenden Erdreich gerissen, langsam verdorrten, ein sterbend Geschlecht.

Landrat Dreßler bedauerte den Gefallenen nicht. Er hatte niemals Mitleid mit der Schwäche gehegt. Im natürlichen Lauf der Dinge schien es ihm begründet, daß die Schwachen zu Grunde gehen mußten. Was nutzten die idealsten Gedanken und Pläne, wenn sie unausgeführt blieben? Nur schaden konnten diese armen Träumer; dadurch, daß sie andere mit in ihre unsinnigen Ideenkreise hineinzogen, daß sie den Volkscharakter verweichlichten. Am besten war's, sie blieben in dem selbstgewählten Dunkel, in dem sie lichtlos und schattenlos verschwanden.

Er haßte Karl von Nottorp auch nicht mehr. Gehaßt hatte er allezeit nur die, denen er eine höhere Kraft zugetraut hatte, als sich selbst. Die sich ihm mit dieser sieghaften Stärke einmal hindernd in den Weg stellen konnten. Darum hatte er die Nottorps gehaßt; nun aber — er haßte sie nicht mehr. Sie waren gefallen, er ging über sie hinweg, gleichgültig, ohne hinzusehen. Lohnte es sich, ein Gefühl an ein Ding zu verschwenden, das tot war, das gar nicht mehr da war?

Karl von Nottorp war einer seiner geringsten Untergebenen; ein Schreiber, der Zahlen in Bücher eintrug und sie zusammenzählte; weiter nichts. Ein Geschäft ohne Wichtigkeit, ohne Einfluß, das jeder andere ebenso besorgen konnte; eine Maschine, die ging, wie ein höherer Wille sie aufzog, eine Null, die erst dann Wert erhielt, wenn eine fremde Eins sich davor stellte.

Er lächelte verächtlich vor sich hin, während er in Haus Nottorp einfuhr. Er begriff die Verwirrung seines Vaters nicht, die dieser augenscheinlich gezeigt hatte an jenem Tage, da Karl von Nottorp gekommen war, sein Erbe zu fordern. Die Zeiten ritterlichen Faustrechts waren ja vorüber; heute galt nur das Gesetz. Und das Gesetz sprach gegen den Nottorp für den Dreßler. Wozu sich also aufregen? Es war ja alles in Ordnung gewesen!

Oder — —

Er stutzte plötzlich. Ein neuer Gedanke stieg in ihm auf. Das Lächeln verschwand von seinem Gesichte.

War diese Entsagung, mit der sich jener in sein dunkles Los gefügt hatte, vielleicht nur Verstellung? Hinter der sich weitgehende Pläne verbargen? Warum hatte er nicht die Offiziersstellung angenommen, die ihm der Minister angeboten? Warum war ihm so viel daran gelegen gewesen, gerade in Nottorp zu bleiben?

Hatte er die Hoffnung doch nicht aufgegeben, in den Besitz seines Erbes zu gelangen, und glaubte er, dieses Ziel vielleicht auf Schleichwegen zu erreichen?

Aber wenn alles in Ordnung war, wenn alles so gewesen, wie der Vater es geschildert hatte —?

Plötzlich fiel ihm auf, daß man ihn damals nicht zu Rate gezogen, als der alte Freiherr das Gut verkauft hatte. Ihm, als dem zukünftigen Besitzer, ihm, aus dessen von der Mitgift seiner Frau herrührenden Besitz das Geld zu dem Kaufe genommen war, hätte man doch mindestens eine beratende Stimme dabei einräumen müssen. Wenn nichts zu verbergen war. Allerdings war General de Lussac zugegen gewesen, aber — seltsam war's jedenfalls, daß auch dieser niemals mit ihm davon gesprochen hatte. Keine Andeutung war über den wichtigen Akt gefallen; Jahre waren nach dem Tode des Nottorp verflossen, ehe Amtmann Dreßler dem Sohne die neue, glänzende Sachlage eröffnete.

Was war der Grund für dieses seltsame Verhalten, wenn wirklich nichts zu verbergen war?

Die Frage ließ ihm keine Ruhe. Sie arbeitete in ihm und wuchs. Bis sie jeden anderen Gedanken in ihm erdrückte. Volle Gewißheit schien ihm notwendig. Er mußte genau wissen, was er von Karl von Nottorp zu denken hatte. Das Verhältnis zwang ihn dazu, in das jener durch die Stellung des Untergebenen zu ihm gerückt war. War's wirklich nur ein Schwächling, mit dem er es zu thun hatte, oder war's ein geheimer Feind, der ihn belauerte?

Wenn es dazu kam, daß der Landrat Dreßler dem Steuereinnehmer von Nottorp einmal entgegentreten mußte — und eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß es einmal dazu kommen

würde — war's da nicht nötig, daß man gerüstet war und sich fest auf dem Boden des Gesetzes wußte?

Von dem Diener, der ihm den Mantel abnahm, erfuhr er, daß der Vater allein in seinem Arbeitszimmer war. Entschlossen wandte er sich dorthin. Nicht Zweifel war's, was ihn bedrückte, nur ein leiser Hauch von Ungewißheit. Er wollte fragen und der Vater würde antworten. Er wußte es. Er war es dem Sohne, er war es sich selbst schuldig.

Aber der Vater liebte es nicht, offen zu sprechen. Eine gewisse, an und für sich ganz harmlose Heimlichthuerei klebte ihm noch aus der Zeit seines Dienens unter fremdem Joche an. Vielleicht gelang es, dieses Versteckenspiel durch eine kleine, erlaubte List zu durchbrechen.

Es kam auf den Versuch an.

Seinem Gesichte einen leisen Anstrich von Unruhe gebend, trat er ein. Der Amtmann saß lesend an dem großen Tisch in der Mitte des Zimmers. Flüchtig sah er nun auf. Ein Lächeln guter Laune umspielte dabei seine Lippen. Wie er überhaupt seit einiger Zeit stets heiter gestimmt war.

Die geheime Unruhe der Vergangenheit war von ihm gewichen, seitdem Karl von Nottorp das alte Haus wieder verlassen hatte, ohne Miene zum Widerstande gegen die Neuordnung der Verhältnisse gemacht zu haben. Alles war dem Amtmann gelungen, was er geplant; alles ging gut. Dittmar hatte Recht gehabt: der Wald schwieg.

„Du bist's, Franz? Nun, was bringst du mir Gutes?"

Der Landrat drückte leicht die ihm entgegengestreckte Hand. Heimlich beobachtete er die Miene des Vaters, indem er absichtlich seine Stirn in Falten zog.

„Gutes, Vater!" wiederholte er. „Ich weiß nicht, ob es etwas Gutes ist! Der junge Nottorp fängt wirklich an, mir leid zu thun!"

Das Lächeln verschwand plötzlich vom Gesicht des Amtmannes. Ein leises Zucken ging darüber hin, dann legte es sich darüber, wie eine starre Maske von Kälte und Abweisung.

„Der junge Nottorp?" fragte er anscheinend gleichgültig. „Was ist mit ihm? Er ist ja wohl nach der Hauptstadt ge-

reist. Ich glaube, etwas Aehnliches gehört zu haben. Wohl, um eine Stellung zu erbitten. Hast du etwas davon gehört?"

Trotz des Gleichmutes seiner Worte richteten sich seine Augen mit so scharfem Spähen auf die des Sohnes, daß dieser die seinen abwandte.

„Er hat eine Stellung erbeten!" erwiderte er langsam und ausdrucksvoll. „Er hat auch eine erhalten! Die Stellung des — Steuereinnehmers von Stadt Nottorp!"

Der Amtmann fuhr unwillkürlich auf. Seine Hand ließ das Blatt, in dem er gelesen, auf den Tisch fallen.

„Du scherzest, Franz! Einem Nottorp hätte man etwas Derartiges —"

„Angeboten!" fiel der Landrat ruhig ein. „Ich scherze nicht, Vater! Um so weniger, als Herr von Nottorp diese niedere Stellung sogar angenommen hat!"

Das starke Gesicht drüben auf der anderen Seite des Tisches erschien plötzlich seltsam blaß.

„Er bleibt hier?"

Amtmann Dreßler hatte es herausgestoßen, plötzlich, wie ohne zu wissen, was er sagte. Seine Stimme war heiser, ohne einen Anklang an die frühere joviale Heiterkeit. Und seine Augen blickten nun den Sohn nicht mehr an, sie starrten weit ins Leere, als sähen sie dort etwas Schattenhaftes herannahen, etwas wie eine dunkle, lautlos sich näher wälzende Schlange.

Der Landrat nickte ernst.

„Er bleibt hier!" bestätigte er. „Und das ist es, Vater, was mir Sorge macht!"

Wieder die heisere Stimme. „Sorge?"

„Gewiß, Vater! Wenn Herr von Nottorp mir persönlich auch fernsteht, wenn er mir sogar unsympathisch ist, so kann es mir doch nicht gleichgültig sein, was die Leute von dieser Sache denken!"

„Von dieser Sache?"

„Ueberlege nur! Wirft es nicht ein schiefes Licht auf uns, wenn wir den Mann so ohne weiteres seinem Schicksal überlassen? Wir, die wir seinen Besitz einnehmen! Du, der du seines Vaters langjähriger Diener und vertrauter Freund gewesen bist! Sieht das nicht wie Absicht aus, als ob wir

ihn mit Vorsatz ohne Hilfe, ohne Unterstützung gelassen hätten? Als ob wir diese ganze trübe Zeit nur dazu benutzt hätten, uns an ihm zu bereichern?"

Der alte Mann nickte, noch immer fassungslos.

„Was soll ich thun? Du selbst warst dabei, als ich ihm meine thatkräftige Unterstützung anbot — er wies sie zurück! Sollte ich sie ihm gegen seinen Willen aufdrängen?"

„Aber irgend etwas muß doch geschehen! Wir können ihn doch nicht so wie einen lebendigen Vorwurf gegen uns da herumgehen lassen! — Aber das will er vielleicht!"

Eine dunkle Röte schoß dem Amtmann plötzlich ins Gesicht, als würge ihn eine unsichtbare Hand.

„Das will er? Du meinst —?"

„Man hat ihm eine Offiziersstelle angeboten!" fiel der Landrat wie überlegend ein. „Er hat sie zurückgewiesen! Weil sie ihn von Rottorp entfernen würde! Weil er hier bleiben will! Was kann er anderes damit bezwecken, als sein Unglück und unser Glück den Leuten vor die Augen zu stellen! Natürlich ist mir das sehr unangenehm; besonders in meiner amtlichen Stellung ihm gegenüber, als sein Vorgesetzter!"

„Kannst du ihn denn nicht versetzen lassen?"

„Das nimmt er nicht an! Du hörst ja, er will hier bleiben, hier! Wenn man ihm damit käme — er würde lieber auf die Stelle verzichten! Nur um hier zu bleiben, hier! Deshalb — er muß eine geheime Absicht dabei haben! Aber welche?"

Er machte eine Pause und sah den alten Mann wie fragend an. Der Amtmann wich dem Blicke aus. Auch er heuchelte Nachdenken.

„Welche? Ja, welche? Ich finde nichts!"

„Wenn man ihm eine größere Geldsumme böte" — ein schneller Blick glitt aus dem Lidwinkel des Sohnes zu jenem hinüber — „mit der er anderwärts, vielleicht in der neuen Welt, ein bequemes Leben führen könnte —?"

Etwas wie ein Blitz zuckte in den Augen drüben auf. Oder war's nur das Licht der Lampe, die zwischen ihnen stand, das den hellen Glanz dort hervorbrachte?

„Wenn er's annimmt, soll's mir auf ein paar tausend Thaler mehr oder weniger nicht ankommen!“ sagte der Amtmann hastig, zugreifend, wie über den neuen Ausweg entzückt, der sich ihm plötzlich in den Worten des Sohnes eröffnete. „Biet's ihm an, Franz, biet's ihm an! Oder soll ich's selbst thun?“

Er war aufgestanden und hatte die Hände wie bittend gegen den Sohn ausgestreckt. Eine mühsam zurückgedämmte Bewegung malte sich in seinen erhitzten Zügen, in dem flackernden Glanze seiner Augen, in dem leisen Zittern seiner Lippen. Eine neue, gewaltige Hoffnung war plötzlich in ihm erwacht. Wenn er so mit einem Schlage den Alp los wurde, der ihn in seinen Nächten voll grübelnder Furcht auf der Brust saß! Wenn so der unbequeme Mahner fortgeschafft wurde, der — darin hatte der Sohn recht — sein Unglück wie eine Anklage gegen den glücklichen Besitzer öffentlich zur Schau trug! Wenn er auf diese Weise fortging, beladen mit den Wohlthaten derer, die er angefeindet hatte, die er im Stillen vielleicht des Betruges, der Lüge zieh! Welch eine Lösung wäre das gewesen! Jeder Verdacht müßte verstummen!

Der Landrat stand schweigend, in Sinnen versunken. Aber keine Bewegung des alten Mannes entging ihm. Und er fühlte, wie etwas in ihm anfing zu arbeiten, zu klopfen, in wilder, verwirrender Hast. Etwas wie eine unbestimmte Furcht, wie die deutliche Ahnung kommenden Unheils. Dennoch zögerte er nicht, auf dem Wege weiterzuschreiten, den er einmal eingeschlagen. Daß der Vater etwas verbarg, schien ihm nun bereits klar. Was aber war es, was?

Eine wilde Neugier ergriff ihn, alles zu wissen. Jene Neugier des früheren Präfekten, dem die politische Polizei seines Bezirkes übertragen gewesen war, der von Amtswegen jahrelang Kundschafterdienste gethan. Wie einen Jagdhund, den der Jäger auf die Fährte des Wildes gehetzt, drängte es ihn vorwärts, unaufhaltsam, gleichgültig, wohin es ging.

Und so richtete er sich plötzlich auf und sah seinen Vater kalt und fast höhnisch ins Gesicht. Wie triumphierend über die Blöße, die er an ihm entdeckt; bereit, seine Waffe in die ungeschützte Stelle zu stoßen.

„Ich hab's mir überlegt, Vater!" sagte er mit schneidender Stimme. „Auch so geht es nicht! Wir dürfen dem Manne kein Geld bieten. Wäre das nicht ein Anerkenntnis, daß wir uns in seiner Schuld fühlen? Daß wir Haus Nottorp nicht durch rechtmäßigen Kauf an uns gebracht haben, sondern durch eine List, durch einen heimlichen Betrug?"

Er schleuderte ihm das Wort hinüber, wie einen Schlag. Und er selbst erschrak über die Wirkung. Der Amtmann taumelte fast zurück, wie einen Halt suchend, tastete seine Hand nach der Kante des Tisches und krampfte sich dort fest. Sein Gesicht wurde plötzlich totenblaß und seine Augen schlossen sich. Mühsam rang er nach Worten.

„Betrug?" stammelte er tonlos. „Wer redet hier von Betrug? Auf ehrliche Weise hab' ich's erworben! Ihm selbst hab' ich die Papiere gezeigt, sie ihm in die Hand gegeben. Und er hat nichts gefunden, nichts! Er kann nichts gefunden haben! Es ist unmöglich! Wie kommt er also dazu, von List zu reden, von Betrug!" Plötzlich flammte er auf. Sein Kopf flog zurück, seine Lippen öffneten sich und zeigten die langen, spitzen Zähne. Und ein Strom von Haß ergoß sich aus den weit aufgerissenen Augen. „Einsperren laß ich ihn, wenn er das zu sagen wagt! Hat er noch nicht genug damit, daß es so weit mit ihm gekommen ist? Will er noch tiefer hinab? So tief vielleicht, wie sein Vater? Mich einen Betrüger zu nennen — ah, ich vernichte ihn! Ich zermalme ihn! Wie — wie —"

Das Wort wollte ihm über die Lippen. Aber gurgelnd, zuckend, sich die Hände vor den Mund pressend, drängte er es zurück. Seine Augen quollen weit heraus und seine Stirn zog sich zusammen zu starken, wie mit Blut gefärbten Falten.

Der Landrat stieß einen Schrei des Entsetzens aus und eilte zu ihm hin.

„Vater! Was hast du! Komm zu dir!"

Jener stieß ihn zurück, mit einer äußersten Kraftanstrengung.

„Ah, du! Was siehst du mich so an? Auch dir haben sie das Gift wohl schon beigebracht, he? Auch du glaubst wohl, daß ich ein Betrüger bin, ich, dein Vater?"

„Ich bitte dich —"

„Glaubst du es, oder glaubst du es nicht? — Antworte! Ich will eine Antwort!“

Der Sohn wich vor ihm zurück, bleich vor Furcht und Grauen.

„Ich glaube es nicht!“ stammelte er atemlos. „Aber —“

„Aber du zweifelst!“ fiel jener ein. „Hast du die Papiere nicht auch gesehen, nicht auch in der Hand gehabt?“ — Er unterbrach sich mit einem wilden Auflachen des Hohnes. „Ach, richtig, dir hab' ich sie nicht in die Hand gegeben, dir nicht, nur ihm! Und er ist ein unerfahrener Knabe, nicht wahr, dem man leicht eine Fälschung als echt einreden kann. Aber du, du als geschäftskundiger Beamter, du als gewiegter Kriminalist, dir würde man das nicht einreden können, nicht wahr? Und deshalb — in deinen Gedanken klagst du mich einer Fälschung an! Jawohl, einer Fälschung! Was könnte es auch anderes sein? Ich bin ja hier im Hause gewesen, mit dir und dem General zusammen, als der Alte hinüberging! Ich bin nicht einen Augenblick fort gewesen, ich kann also den Mord an ihm nicht begangen haben. Das also nicht! Aber eine Fälschung — warum sollte ich nicht gefälscht haben, nicht wahr? Die Gelegenheit war ja so bequem! Und da benutzte ich sie und fälschte. So denkst du! Mit einem kühnen Federstrich machte ich Haus Nottorp mir zu eigen! Das argwöhnst du! Warum solltest du auch nicht? Das wäre ja der Gesinnung von uns Dreßlers so angemessen! Der Vater ein Fälscher, der Sohn ein Verräter am Vaterlande!“

Schäumend hob er beide Hände empor, als wolle er sie in ein Gesicht schmettern, ein falsches Schlangengesicht, das sich da aus dem Schatten vor ihm aufrichtete mit glühenden, gierigen Augen, mit züngelnder Zunge und geiferndem Giftzahn.

Unfähig eines Wortes, am ganzen Körper zitternd, stand der Landrat. Dieses Bild wilder, zügelloser Wut, fressenden Hohnes, das er da vor sich sah, er kannte es. Oft genug hatte er es an jenen Verbrechern gesehen, die er im Verhör, Schritt für Schritt vorwärts dringend, jede kleinste Blöße benutzend, in die Enge getrieben hatte mit seinen schnellen, wie Blitze herabsausenden Fragen. Zweierlei Bilder hatte er dann gesehen: die Einen, die Schwachen, waren in dumpfes Brüten

versunken, jede weitere Antwort verweigernd, die Andern, die Starken, hatte diese Wut erfaßt, die sein Vater nun zeigte, die sie sinnlos machte und in wildem Hohne dieselbe Wahrheit offenbaren ließ, die sie zu verspotten schienen.

Ein banges Schweigen herrschte zwischen beiden. Dann richtete der Sohn sich auf. Und seine Stimme klang leise.

„Noch einmal, Vater, ich hege keinen Verdacht gegen dich! Aber trotzdem — du wirst es mir nicht falsch auslegen, wenn ich dich um Einsicht in jene Papiere bitte! Nicht deinetwegen, nur meinetwegen! Sollte die Frage, die wir hier eben gestreift haben, an mich herantreten, so muß ich mit meiner ganzen Person, mit meinem Ansehen als Beamter für dich eintreten können. Ich darf mich nicht hinter Unkenntnis verschanzen. Sofort, ohne Zögern muß ich den Angreifer durch die Wucht meiner Beweise niederschlagen können! Verstehst du, niederschlagen! Und darum —“

Auffordernd hielt er die offene Hand hin. Der Amtmann starrte voll finsteren Hohnes zu ihm nieder. Mit einer raschen Bewegung riß er einen Schlüssel heraus und warf ihn vor den Sohn auf den Tisch.

„Da drinnen liegt alles! Hol' dir's selbst!“ Und mit siegessicherer Ueberlegenheit setzte er hinzu: „Such' nur, Kriminalist! Such' alles durch nach der Fälschung! Ich bin selbst neugierig, ob du sie findest! Vielleicht ist wirklich eine da! Vielleicht!“

Mit einem seltsamen, furchtbaren Lachen ließ er sich in seinen Lehnstuhl zurücksinken und folgte flackernden Auges den Bewegungen seines Sohnes.

Leise bewegte sich der Vorhang, der den Raum von dem Schlafzimmer des Amtmannes schied. Sie sehen es beide nicht. Beide erfüllt nur der eine Gedanke: würde Landrat Dreßler finden, was er suchte?

* * *

Hilde war an diesem Tage in der Stadt gewesen, zum erstenmale wieder, seitdem sie das Zusammentreffen zwischen Regine und Karl von Nottorp herbeigeführt hatte. Keines von beiden hatte sie bisher wiedergesehen. Innerlich bebte sie vor jeder neuen Berührung mit ihnen zurück, die ihr doch nur Schmerz zu bereiten vermochte. Sie war ja nun auch überflüssig dort.

Jene hatten sich nun wohl wiedergefunden; jeden Augenblick konnte die Nachricht eintreffen, daß sie sich unlösbar miteinander verbunden hatten für das ganze Leben. Sollte sie durch ihr Erscheinen einen Schatten auf das junge Glück werfen?

Aber jene Nachricht war ausgeblieben. Statt dessen erfuhr Hilde durch ihren Stiefbruder, den Landrat, daß Karl von Nottorp nach der Hauptstadt abgereist war. An demselben Morgen, an dem er mit Regine gesprochen.

Bestürzt hatte Hilde es gehört. Was war zwischen den beiden vorgefallen? War es nicht zur Aussöhnung, zur Verständigung gekommen? Hatte sich der Zwiespalt vielleicht noch vertieft?

Schüchtern wagte sie eine unsichere Frage an den Vater. Ob er etwas von Karl von Nottorps Plänen erfahren habe. Ob seine Braut noch im Pfarrhaus weile oder ob der Bruch zwischen ihnen unheilbar geworden sei.

Amtmann Dreßler hatte erst unwirsch geantwortet. Ein paar kurze, abweisende Worte. Wie es seine Art war der Tochter gegenüber. Er liebte Hilde nicht. Je mehr ihre zarte Schönheit aufblühte, desto mürrischer und kälter wurde sein Blick, mit dem er sie betrachtete. Sie erinnerte ihn jetzt täglich mehr an ihre Mutter. Dieselben großen, leise fragenden Augen, dasselbe scheu in sich zurückgezogene, bei jeder stärkeren Berührung erzitternde Wesen. War's der Schmerz um den Verlust der Teueren, den der Anblick der Tochter in ihm nicht zur Ruhe kommen ließ, daß er nur rauh mit ihr verkehrte, daß er nie ein weiches, liebevolles Wort für sie hatte?

So auch bei ihrer ersten Frage. Er sei nicht der Vertraute dieses Herrn von Nottorp, hatte er finster geantwortet, dessen Pläne seien ihm gleichgültig. Dann aber hatte er aufgehorcht.

„Ein Bruch? Zwischen Herrn von Nottorp und seiner Braut?“ hatte er eifrig gefragt. „Davon weiß ich ja gar nichts! Wer hat dir das gesagt?“

Eine glühende Röte war Hilde ins Gesicht gestiegen. Verwirrt hatte sie geschwiegen. Aber er hatte nicht nachgelassen, in sie zu dringen. Und seinem gewaltthätigen Wesen war es gelungen, die Wahrheit aus ihr herauszulocken. Auch

war sie unfähig, zu lügen. Zitternd, mit versagender Stimme hatte sie von ihrem Besuch bei Regine berichtet, von ihrem Streben, die Entzweiten wieder miteinander zu vereinigen. Nur ihr erstes Gespräch mit Karl von Nottorp hatte sie verschwiegen, bei dem sie ihm jenen Schlüssel zu der verschwundenen Kassette seines Vaters überreicht hatte. Der Eid band sie, den sie dem alten Freiherrn geschworen.

Amtmann Dreßler hatte voll Erstaunen zugehört. Er schien von alledem keine Kenntnis gehabt zu haben. Und das Gehörte schien ihn nicht unangenehm zu berühren. Als Hilde geendet, brach er fast in ein Gelächter aus. Etwas wie Schadenfreude schien daraus hervorzuklingen. Mehr als Schadenfreude. Ein Triumph. Als käme ihm dieser Bruch gelegen.

„Nein, ich habe nichts von seinen Plänen erfahren!" sagte er dann, in Nachdenken versunken, und mehr zu sich, als zu der Tochter sprechend. „Aber nun begreife ich's, daß er abgereist ist. Da wird er wohl gar nicht wieder kommen! Wär' ja auch das Beste für ihn, das einzig Vernünftige! Was soll er noch hier? Es hält ihn nun ja nichts mehr hier — nichts — nichts —"

Er hatte das letzte Wort ein paarmal wiederholt. Und dabei hatte er heimlich in sich hinein gelächelt und sich die Hände dabei gerieben.

Dann aber war er plötzlich wieder ernst geworden. Mit einem kalten, scharfen Blick hatte er Hildes Gesicht gemustert.

„Uebrigens, jetzt fällt mir erst auf — wie kommst du dazu, Hilde, zwischen den beiden eine Art von Vermittlerin zu spielen? Was geht's dich an, ob dieses Fräulein Regine den Herrn von Nottorp heiraten will oder nicht?"

Hilde senkte bestürzt den Kopf. Wieder überflutete eine Glutwelle ihr zartes Gesicht. Ihre zitternden Hände verschränkten sich ineinander und ihre Stimme bebte.

„Er ist so unglücklich!" sagte sie leise, wie sie es zu Regine Asmus gesagt hatte, als gäbe es außer diesem einen keinen anderen Gedanken mehr für sie.

Unwillkürlich trat der Amtmann einen Schritt zurück. Seine Augen starrten sie betroffen, fragend an. Dann schien er verstanden zu haben.

„Ach so!" sagte er, nickend, heimlichen Groll in der Stimme. „Die alte Geschichte vom ‚schönen Nottorp'! Auch für den Alten schwärmten die Weiber! Und —" Er verstummte wieder; seine Hände ballten sich, wie in ohnmächtigem Grimm, seine Zähne nagten an der Lippe. Und plötzlich brach er in einen Schrei der Wut aus: „Aber das sage ich dir, die alte Geschichte soll sich nicht wiederholen! Von dem einen Male hab' ich genug davon! Wenn du noch ein einziges Mal mit diesem Menschen sprichst! — Ich verbiete es dir! Hörst du? Ich verbiete es! Auch nicht denken sollst du an ihn! Er ist gar nicht für dich da! Und wenn du mir nicht gehorchst —"

Heißer Atem drang aus seinem Munde, rauh faßte er Hildes Hand. Dann aber, da er in ihr erblichenes Gesicht, in ihre furchtsam blickenden Augen sah, schleuderte er die Hand plötzlich von sich und wandte sich ab.

Als sei eine Erinnerung über ihn gekommen, als habe er dasselbe Bild schon einmal vor sich gesehen.

Mit einer herrischen Bewegung seines Kopfes befahl er Hilde, zu gehen. —

Nicht mehr denken an Karl von Nottorp? An ihn, der ihr ganzes Herz, ihre ganze Seele, ihr ganzes Sein erfüllte?

Unaufhörlich hatte sie an ihn gedacht in diesen Tagen. Vergebens auf eine Nachricht von ihm gewartet. Bis sie es nicht mehr auszuhalten vermochte. Von ihrer Unruhe getrieben, war sie heimlich in die Stadt hinabgegangen, um vielleicht Näheres über ihn zu erfahren.

Bei Pfarrer Rühl erhielt sie Gewißheit. Karl von Nottorp war zurückgekehrt, um Steuereinnehmer zu werden, und Regine war als Pflegerin in das Krankenhaus der Stadt getreten. Das Band zwischen ihnen schien für immer zerrissen.

Pfarrer Rühl hatte es voll lebhafter Teilnahme gesagt, um dann auf Reginens neue Thätigkeit überzugehen. Er schilderte sie mit warmen, anerkennenden Worten. Ihr Entschluß war ein Beispiel für viele alleinstehende Frauen geworden. Ihr, der Landfremden, nachzueifern, drängten sie sich zu diesem Kampfe, den der Frieden gegen die schweren Nachwehen des Krieges führte. Keine von ihnen achtete mehr der Gefahr,

vor der sie in den ersten Tagen des Ueberganges zurückgebebt waren. Wie schlachtengewohnte Krieger scharten sie sich um Reginens Banner, wie um Nottorps Banner sich vordem die Väter und Brüder geschart hatten; fiel eine, so trat ohne Zögern eine andere an ihre Stelle. Ein stilles Heldentum spielte sich da hinter den grauen Mauern des Krankenhauses ab — ergreifender, schwerere Opfer heischend als manche Kriegsthat, die die Geschichte in ihren Büchern aufbewahrte. Liebe zum Vaterlande hatte die Männer dem Tode entgegengeführt, Liebe zu der ganzen, armen Menschheit aber war's, was die Frauen beseelte — ein leuchtend Bild deutscher Größe und erhabener Gesinnung!

Während der Pfarrer so sprach, leuchteten seine Augen und seine Arme öffneten sich in der Bewegung weit, als wolle er diese unendliche Liebe der Einsamen, die hoch über Geschlecht und Stamm stand, an sein Herz drücken. Sein mildes Gesicht war wie verklärt, mit hellem, singendem Rauschen floß ihm der Strom der Worte vom Munde.

Die Liebe der Einsamen!

Das Wort packte Hilde. War nicht auch sie einsam? Fühlte auch sie es in sich nicht wallen und singen und verlangend die Hände ausstrecken nach Liebe?

Die Anverwandten entbehrten sie nicht; der Stiefbruder beachtete sie kaum und der Vater schien sie beinahe zu hassen. Und Karl von Nottorp war ihr verloren. Niemals würde er sie lieben; immer nur Regine! Wem also trat sie zu nahe, wenn sie that, was Regine gethan?

Und ihr Herz weinte um Liebe! Die Liebe der Einsamen, diese ganze, große, sich selbst beseligende Liebe. Hilde wollte sie ausgießen über die Aermsten, die Leidenden, die Verzweifelnden, da sie es über den Einen nicht vermochte.

Glühend vor Erregung teilte sie dem Pfarrer ihren Willen mit. Er lobte sie darum. Aber er hatte ein Bedenken. Was würde ihr Vater dazu sagen? Würde er einwilligen?

Mit einem leicht verlegenen Lächeln gestand Rühl offen ein, daß er einen geheimen Nebengedanken gehabt, als er vor Hilde das Elend der Zeit und das Heldentum der schwachen Frauen geschildert. Er hatte mit seinen Worten auf Hilde

Eindruck machen, sie zu thatkräftiger Hilfe begeistern wollen. Aber nicht nur das Amt der Pflegerin hatte er für sie dabei im Auge gehabt. Anderes noch, ebenso Wichtiges: ihren Vater.

Hildes Vater war der reichste Mann der Gegend, vielleicht der einzige, den man wirklich reich nennen konnte. Dennoch stand er abseits von der allgemeinen Bewegung zur Rettung der Leidenden; kaum daß sein Name mit einem kargen Geldbeitrage auf den Listen der Wohlthätigkeit verzeichnet stand. Persönlich schien er von dem Elend der Zeit unberührt. Hatte er vergessen, daß nicht nur der Adel, nein, auch der Besitz verpflichtete? Daß über der Thür seines Hauses das stolze Wort prangte: „Haus Rottorp — eine Zuflucht dem Volke“?

Wenn Hilde es ihm abgewann, daß er that, wie seine Vorgänger auf dem Bilstein gethan, daß das neue Herrengeschlecht dort oben die Ueberlieferung des alten aufnahm und fortsetzte — auch das wäre ein Wirken für die Menschheit, stiller und unbekannter vielleicht noch als Reginens Wirken, ebenso segensreich aber in seinen Folgen. Auch eine Liebe **der** Einsamen!

Und Hilde war der Aufforderung gefolgt. Sie hatte es sich gelobt, nicht ruhen wollte sie, noch rasten, bis sie die harte Schale um des Vaters Herz erweicht und seine Hand dem Mitleid geöffnet hatte.

An diesem Abend noch wollte sie mit ihm sprechen, den ersten Sturm wagen.

Nach Haus Rottorp zurückgekehrt, schritt sie entschlossen durch die dunklen Korridore dahin, mit leichtem, schwebendem, wie durch das neue Gefühl, das sie beseelte, gehobenem Gange. Das Turmstübchen, das sie bewohnte, lag dem Schlafzimmer des Vaters am nächsten, und so wählte sie, getrieben von dem heißen Drange, der in ihr war, diesen Weg, anstatt, wie gewöhnlich, durch das Arbeitszimmer einzutreten.

Aber da sie im Schlafraum war, hörte sie die Stimme ihres Stiefbruders reden. Zögernd hielt sie einen Augenblick inne. Am liebsten wäre sie mit dem Vater allein gewesen. Vielleicht, daß er in seiner rauhen Art noch anderes zur Sprache brachte, jenes Andere, das er bereits neulich so schonungslos berührt.

Aber dann fiel ihr ein, daß Franz als Landrat des

Kreises schon von Amtswegen ihre Bitte unterstützen mußte. Vielleicht fand sie Hilfe bei ihm.



Regungslos stand Hilde und hörte. —

So ging sie weiter. Sie wußte selbst nicht, wie lautlos sie ging. Das Herz war ihr voll Mut und Zuversicht. Sie,

die für sich selbst den Vater niemals um etwas gebeten hatte, würde für andere zu bitten verstehen. —

War er im Grunde nicht doch ein guter, edlen Regungen zugänglicher Mensch? Ein Leid, das sie nicht kannte, mochte ihn wohl rauh, eckig und ungeduldig gemacht haben. Sie aber würde nicht ruhen, bis sie die weiche Stelle seines Herzens gefunden hatte!

Tastend streckte sie die Hand nach dem Vorhange aus, der sie noch vom Arbeitszimmer schied. Gedämpftes Licht schimmerte durch den schmalen Spalt zu ihr herein. Aber mit ihm kam auch eine Stimme. Diese wilde, drohende Stimme — war es die des Vaters?

„... Und da benutzte ich sie und fälschte. So denkst du! Mit einem kühnen Federstrich machte ich Haus Nottorp mir zu eigen!" —

Hildes Hand zuckte vom Vorhange zurück, unwillkürlich wandte sie sich, wie um zu fliehen. Aber eine furchtbare Angst siedete plötzlich brandend in ihr auf und machte sie unfähig, sich zu bewegen. Sie wollte nicht hören, was die drinnen miteinander sprachen. Dennoch hörte sie es.

Regungslos stand sie und hörte. —

XV.

„Nun, hast du's gefunden?" fragte Amtmann Dreßler mit einem mißtönenden Lachen, während er in seinem Lehnstuhl zusammengekauert saß und kein Auge von dem Sohne ließ. „Wo ist sie, die Fälschung?"

Der Landrat blickte nicht von dem Aktenstück auf, in dem er las. Das Aktenstück war's, das den Scheinvertrag enthielt, der vor der Dazwischenkunft des Gouverneurs de Lussac zwischen dem alten Freiherrn und seinem Amtmann abgeschlossen worden war. Auch der Gegenvertrag lag bei, das einfache, ungeheftete Blatt, in dem Amtmann Dreßler sich verpflichtete, unter Verzicht auf alle aus dem scheinbaren Besitz erwachsenen Rechte und ohne jeden Entschädigungsanspruch Haus Nottorp an den Freiherrn oder dessen Erben ungeschmälert und ungemindert zurückzugeben.

„Wie kommt es," fragte der Landrat, das Blatt betrachtend, statt der Antwort zurück, „daß nicht nur der Kaufvertrag in deinen Händen geblieben ist, sondern auch der Gegenvertrag, der allein den Nottorps Sicherheit gegen Mißbrauch gewährte?"

Des Amtmanns Augen fuhren unstet durch den Raum.

„Aber bist du denn damals taub gewesen, als der sogenannte Erbe mich genau dasselbe fragte?" erwiderte er. „Ich antwortete ihm dasselbe, was ich dir antworte. General de Lussac, dein Schwiegervater, erklärte unseren Scheinvertrag für ungültig. Als ich mit dem Freiherrn dann den zweiten, gesetzmäßigen und wirklichen Kaufvertrag abschloß, mußte er mir natürlich dieses mein Bekenntnis zurückgeben. Es war ja vollständig gegenstandslos geworden!"

Der Landrat betrachtete das Blatt noch immer. Es schien damals in Eile von einem größeren Papierbogen abgeschnitten zu sein. Mit einer etwas stumpf gewordenen Schere. Die Schnittfläche war rauh und an einer Stelle war die Schere ausgeglitten, einen kleinen, kaum sichtbaren Zacken aus dem übrigen Papier herausreißend. In der Hast und dem Drange der Zeit hatte man auf eine aktenmäßige Form wohl keinen Wert gelegt.

„Ich verstehe nicht recht, Vater — wär's denn nicht viel einfacher gewesen, ihr hättet beides vernichtet, Vertrag und Gegenvertrag?"

Der Amtmann biß sich auf die Lippen. Mühsam suchte er die Furcht und die Wut zu bemeistern, die, wie er fühlte, in seinen Augen flackerte.

„Wie klug du fragst!" hohnlachte er, um die Gezwungenheit seines Tones zu verdecken. „Aber ich war ebenso klug, wie du! Oder eigentlich noch klüger! Du hättest also alles vernichtet? Wie aber, wenn nachher der Erbe gekommen wäre und hätte auf Grund dieses Scheinvertrages alles zurückverlangt? Wußte ich denn, ob der Alte ihm nicht am Ende eine Abschrift geschickt hatte? Hast's ja selbst von ihm gehört, daß er eine Mitteilung von ihm erhielt! — Allerdings ohne das Blatt da hätte er nichts gegen mich beginnen können! Aber auch den Schein galt es für mich zu wahren! Deshalb hob ich's auf!"

Der Landrat nickte begreifend. Die Sache schien ihm klar. Zwar hatte der Vater ein wenig viel Vorsicht beobachtet, aber besser war's immerhin, als zu wenig. Mit einem Atemzug der Erleichterung griff er zu dem zweiten Aktenstück, dem, das den wirklichen, von General de Lussac bezeugten Kaufvertrag enthielt.

Auch hier fand er nichts. Alles war vollkommen in Ordnung. Streng nach dem Gesetz. Als letztes Stück die Empfangsquittung des Freiherrn.

„Fünfundzwanzigtausend Thaler," las der Landrat halblaut das wichtige Dokument vor, „habe ich heute von Herrn Amtmann Dreßler auf Haus Nottorp als Kaufsumme für mein Rittergut Haus Nottorp mit allen Privilegien, Liegenschaften und Inventarien bar erhalten, worüber ich hiermit quittiere. Haus Nottorp, am zehnten Juli Achtzehnhundertundelf. Heinrich, Freiherr von Nottorp." Und darunter in französischer Sprache der Vermerk des Gouverneurs über den Vollzug des Kaufaktes in seiner Gegenwart.

Das letztere las der Landrat nicht mehr vor. Er war plötzlich verstummt. Starr haftete sein Auge an dem oberen Rande des Papiers.

Auch dieses Blatt schien in Eile hergestellt; von einem größeren Papierbogen abgeschnitten. Mit einer stumpfen Schere. An einer Stelle schien sie ausgeglitten zu sein, in das Papier hinein, eine kleine, kaum sichtbare Lücke herausreißend.

Dem Schauenden war's, als stünde ihm das Herz still. Er saß in dumpfer Erstarrung, unfähig, zu denken. Das Blatt in seiner Hand zitterte.

Bis ihn die Stimme seines Vaters aufschreckte, diese höhnende Stimme, aus der er nun plötzlich die geheime Todesangst heraushörte.

Dieselbe Frage, wie vorhin:

„Nun, hast du's gefunden? Wo ist sie, die Fälschung?"

Etwas, wie Haß, ergriff den Sohn jählings gegen diese Stimme. Wie? Immer noch wagte jener, seiner zu spotten? Hielt er ihn denn für einen blinden, gutgläubigen Thoren, für einen ebensolchen Träumer, wie den Nottorp?

Wieder kam die brennende Gier des Kriminalisten über ihn, alles zu wissen. Und war es nicht nötig, daß er klar

sah? Nicht unvorbereitet durfte es ihn treffen, wenn aus diesem Dunkel plötzlich eine unsichtbare Hand herauslangte, um ihn niederzuschlagen!

Er erwiderte nichts. Er sah auch den alten Mann nicht an, der noch immer im Lehnstuhl kauerte, zusammengekrümmt wie eine große Katze. Langsam nahm er aus dem ersten Aktenstück jenen Gegenvertrag seines Vaters hervor und legte ihn vor sich auf den Tisch. Ueber die Quittung des Freiherrn. Schnittfläche an Schnittfläche.

Es paßte. Auch der ausgefranste Zacken paßte in die Lücke. Noch jetzt erkannte man ihn deutlich, wenn man genau hinsah, den Riß, den die stumpfe Schere in den Papierbogen gemacht hatte.

Der Landrat starrte darauf hin und rührte sich nicht. Erst nach einer langen Zeit wagte er aufzublicken.

Und er sah, wie der Mann im Lehnstuhl ebenso auf diese beiden aneinander gelegten Blätter starrte; wie er plötzlich leichenblaß wurde und mühsam aufstand, seine Hände um die Armstützen klammernd. Wie er dann dastand, immer die Augen stier nach dem Tische gerichtet, atemlos, mit schlaff herabhängender Unterlippe. Aeußerlich zu seiner vollen, riesenhaften Größe aufgerichtet, mit dem gewaltigen, reckenhaften Haupte, um das sein weißes, langes Haar wie eine Löwenmähne herabhing.

Und er glaubte zu sehen, wie es innerlich in diesem Mann arbeitete und mit verzweifelten Händen nach Hilfe, nach Rettung, nach einem schützenden Versteck griff — das Bewußtsein der Schuld.

Dennoch — konnte das Auffällige des Papiers nicht vielleicht ein seltenes Spiel des Zufalls sein?

„Seltsam, nicht wahr, wie genau die beiden Blätter zu einander passen?“ sagte der Landrat dumpf, unwillkürlich dem frühern Hohne des anderen nun denselben Hohn entgegensetzend. „Und doch ist das eine, der geheime Gegenvertrag, datiert vom fünfzehnten Januar achtzehnhundertundelf, und das andere, die Quittung des Verkäufers, vom zehnten Juli achtzehnhundertundelf. Als ob beide Schriftstücke von demselben Bogen abgeschnitten wären, mit derselben stumpfen Schere, und verfertigt an demselben Tage, in derselben Stunde, eines unmittel-

bar nach dem anderen! — Was meinst du dazu? Auffallend muß es doch auch dir erscheinen, nicht wahr?“

Der alte Mann regte sich nicht. Seine starken Brauen zogen sich über den Augen zusammen, als denke er angestrengt nach. Plötzlich blitzte es in diesen listigen Augen auf.

„Auffallend?“ wiederholte er langsam, schwerfällig, wie das Wort wägend. „Nun ja, so mag's einem erscheinen, der nicht weiß, wie das alles zuging, in welcher Eile, welcher Ueberstürzung. Gewiß, die beiden Blätter sind von demselben Bogen geschnitten, mit derselben stumpfen Schere, an demselben Tage, in derselben Stunde! Nur sind die beiden Schriften nicht unmittelbar nacheinander verfertigt. Ursprünglich stand auf dem ganzen Papierbogen nur der geheime Gegenvertrag, von diesem schnitt der Freiherr dann die untere Hälfte ab, um seine Quittung darauf zu schreiben!“

Der Landrat runzelte die Stirn.

„Er zerschnitt den geheimen Gegenvertrag? In Gegenwart des französischen Gouverneurs?“

Eine kleine Pause der Ueberlegung.

„Nicht in Gegenwart des Generals!“ kam's dann gezwungen ruhig herüber. „Schon vorher hatte er den Bogen zerschnitten, um mir den Geheimvertrag verstohlen zustecken zu können, da wir unausgesetzt beobachtet wurden. Kaum war es geschehen, als der Gouverneur zu uns kam. In das Zimmer des Freiherrn. Die leere Hälfte des Bogens lag noch auf dem Tisch. So diente sie zur Ausstellung der Quittung!“

Der Landrat nickte unwillkürlich. So konnte es geschehen sein. Dennoch —

„Das Papier! Das Papier!“ stieß er plötzlich, selbst überrascht, hervor. „Merkwürdig, daß der Gouverneur, dieser strenge Beamte, es gelitten hat, daß englisches Papier zu der Quittung verwendet wurde!“

Der alte Mann fuhr zusammen.

„Englisches Papier?“ wiederholte er heiser.

„Gewiß! Man sieht's doch auf den ersten Blick, daß es englisches Fabrikat ist. Und damals, im Jahre achtzehnhundertundelf, war englische Ware fast auf dem ganzen Kontinent bei den schwersten Strafen verboten. Auf diese Weise hoffte Napoleon diese Eng-

länder, seine unversöhnlichsten Feinde, zu ruinieren. Erinnerst du dich nicht? Die ganze civilisierte Welt seufzte unter der Kontinentalsperre, wie man's nannte. Schon der einfache Gebrauch von englischen Waren wurde oft mit Gefängnis bestraft. Und der General de Lussac sollte euch dies Papier durchgelassen haben?"

Jener atmete kaum.

„Es wurde aber trotzdem viel zu uns hereingeschmuggelt!" warf er halblaut ein.

„Umsomehr Grund für den Gouverneur, die Kontrebande zu beschlagnahmen!"

Er nahm das Papier vom Tische auf und hielt es gegen die Lampe.

„Auch wurde es von unseren Fabriken häufig nachgeahmt!" Er griff nach der Ausrede, wie nach einem letzten Rettungsmittel. „Und — ja, richtig! — der Freiherr beabsichtigte selbst einmal, hier eine Papierfabrik nach englischem Muster anzulegen. Um den hungernden Leuten im Thal Arbeit und Verdienst zu schaffen. So ließ er sich Muster aus verschiedenen Fabriken kommen. Daher wird das Papier rühren!"

Der Landrat sah unwillkürlich etwas betroffen auf. Das alles klang so einfach, so selbstverständlich, daß er allmählich anfing, an seinem Verdacht zu zweifeln. Dann aber kam ihm ein neuer Gedanke.

„So wird's sein!" sagte er nickend. „Und wir können es ja auch gleich feststellen, ob es englisches Papier ist oder nicht. Das englische Papier trägt bekanntlich ein Wasserzeichen, das festländische nicht. Sehen wir also!"

Er nahm das Papier vom Tische auf, es in beiden Händen so zusammenfassend, daß die Blätter in der früheren Lage übereinander blieben, und hielt es gegen die Lampe.

Amtmann Dreßler machte eine Bewegung, als wollte er sich auf den Sohn stürzen, um ihm das Papier aus den Händen zu reißen. Aber er vermochte sich nicht von der Stelle zu bewegen. Ungewiß, was der nächste Augenblick bringen würde, starrte er hinüber, zu diesem Menschen, der ihn quälte und peinigte, wie ihn nie zuvor ein anderer gequält und gepeinigt hatte. Zu diesem Menschen, der sein Sohn war.

Die Lampe durchleuchtete das Papier. Ein helles Wasserzeichen erschien auf dem weißen Grund.

„Bath!" las der Landrat nickend, fast triumphierend darüber, daß er recht behielt. „Siehst du, es ist englisches Fabrikat. Und da — mitten durch die Jahreszahl der Herstellung ist die Schere gegangen. Aber sie ist trotzdem zu erkennen: eins . . . acht . . . eins . . . drei — achtzehnhundertunddreizehn. Das Papier ist also achtzehnhundertunddreizehn angefertigt und —" Er schrie plötzlich laut auf und ließ die Blätter fallen. „Achtzehnhundertunddreizehn! Und die Dokumente, die Dokumente — der Geheimvertrag, die Quittung — von achtzehnhundertundelf! Von achtzehnhundertundelf!"

Wie eine Raserei kam's plötzlich mit der Wahrheit über ihn. Mit dieser Wahrheit, die er selbst ans Licht gezerrt. Seine Hände ballend und hoch emporhebend stürzte er sich auf den alten Mann.

Der aber war in den Stuhl zurückgesunken, wie ein vom Blitz Getroffener. Ohne sich zu rühren, die zitternden Hände flehend vorgestreckt, sah er dem Heranstürzenden entgegen. Angstvoll zog er das Haupt tief in die zuckenden Schultern,

wie ein feiges Kind, das sich vor Schlägen fürchtet. Sein langes, weißes Haar klebte wirr an den feuchten Schläfen, seine Augen blickten wie erloschen.

Und Landrat Dreßler fuhr vor ihm zurück, vor diesem Menschen, der sein Vater war.

Und dann kam ein furchtbarer Schrei aus dem Nebenzimmer herein, dem ein dumpfer Fall folgte.

Der Vorhang schlug auseinander und ließ auf dem Boden eine dunkle, regungslose Mädchengestalt erblicken. Und ein wie im Tode erblichenes, junges Gesicht. Hilde!

XVI.

Eine Stunde später.

Hilde war aus ihrer Betäubung erwacht. Man hatte keine der Dienerinnen zur Hilfe herbeigezogen. Was hier geschah, durfte niemand wissen. Kein Laut, kein verräterisches Wort durfte über die Wände des Zimmers hinausdringen.

Anfangs schien Hilde wie in einem dumpfen Traum befangen; dann aber kehrt ihr langsam die Erinnerung an das Gehörte zurück. Und plötzlich stand die Wahrheit mit ihrem grellen Lichte wieder vor ihr.

Ein furchtbarer Betrug war verübt worden. An Karl von Nottorp, dem Manne, dem ihr Herz gehörte. Und der Fälscher, der Dieb, war ihr Vater.

Wilde Empörung kam über sie und verwandelte ihre zarte Scheu, ihre feinfühlige Insichgekehrtheit in offenen, alles mit sich fortreißenden Zorn. Ihre sanften, grüblerischen Augen brannten in einem verzehrenden Feuer, ihre Hände machten leidenschaftliche Bewegungen, ihr ganzer Leib bebte.

Fort wollte sie, fort. In diesem Augenblicke. Zu ihm wollte sie, zu Karl von Nottorp. Ihm alles zu sagen.

Alles sollte er wissen. Nicht länger sollte der Bestohlene ein niederes, seiner unwürdiges Dasein führen, während der Dieb den Raub verzehrte. Alles sollte dem wahren Herrn zurückgegeben werden.

Sie stieß diesen ihren Entschluß, vermischt mit Anklagen, in flammenden Worten heraus. Sie riß die Thür zum Flur

auf, um zu gehen. So wie sie war, wollte sie gehen, ohne schützende Hülle, in die kalte, finstere Nacht hinein. Zu ihm. Nicht einen Augenblick länger sollte er sich in seiner unverschuldeten Demütigung verzehren. Alles sollte man ihm zurückerstatten.

„Zurückerstatten, zurückerstatten!“

Drei-, viermal wiederholte sie das Wort. Als klammere sie sich daran, wie an das einzige Mittel zur Rettung aus den Qualen, unter denen ihre Seele litt.

Aber der Landrat hielt sie auf, mit Gewalt. Mit beiden Armen umschlang er sie und zog sie wieder in das Zimmer. Seine Hand legte sich auf ihren Mund, die lauten Schreie zu ersticken, die sich ihm entrangen. Er zwang sie in den Stuhl nieder, in dem vorhin sein Vater gesessen, und hielt sie fest, daß sie nicht entfliehen konnte. Dann, als sie, vergeblich gegen seine überlegene Kraft ankämpfend, erschöpft und zerrissen, endlich in ein krampfhaftes, thränenloses Schluchzen ausgebrochen war, verschloß er sorgfältig die Thüren. Niemand durfte die Schwelle des Zimmers überschreiten, bis man sich über das geeinigt hatte, was geschehen sollte.

Er hatte seine frühere, kalte Ruhe zurückgewonnen. Mit dem leichten, wie achselzuckenden Mitleid des Richters, der durch die zwingende Gewalt seiner Beweisgründe das Geständnis aus dem Verbrecher herausgepreßt hat, wandte er sich zu seinem Vater.

Amtmann Dreßler stand nun in einem dunklen Winkel des Zimmers, sich an die Wand lehnend, mit den Händen sich an ihr haltend, als vermöchten seine zitternden Füße die Last seines riesigen Körpers nicht mehr zu tragen. Hierher, wohin kein Strahl von dem Lichte der Lampe drang, war er zurückgewichen, wie vor den anklagenden Augen seiner Kinder flüchtend. Sein sonst so kraftvoll gerötetes Gesicht mit dem herrschgewohnten, listigen Lächeln seiner Augen war blaß, schlaff, wie zerstört. Das stolze Gebäude, das er mit heimlicher, trügender Hand, Stein auf Stein, errichtet, drohte unter dem leichten Druck eines einfachen Stückes Papier zusammenzubrechen. Würde das Stürzende auch den Erbauer selbst unter seinen Trümmern begraben?

Voll Todesangst belauerte er jede Bewegung der beiden Menschen, in deren Hände er sich gegeben fühlte, seiner Kinder. Aus dem besonnenen Verhalten des Sohnes schöpfte er eine leise Hoffnung. Aber Hildes immer wiederholtes, wie ein blinkendes Richtbeil über ihm schwebendes Wort machte ihn erschauern: „Zurückerstatten! Zurückerstatten!"

Alles in ihm sträubte sich dagegen.

„Komm' hierher, Vater!" sagte der Landrat mit einer gebieterischen Handbewegung nach dem dunklen Winkel hin. „Hierher, an den Tisch! An das Licht! Ich will dein Gesicht sehen, wenn ich mit dir spreche. Damit ich die Wahrheit darin lesen kann. Denn ich muß die Wahrheit wissen, ich und auch Hilde. Alles müssen wir wissen, wie es geschehen ist. Ohne Rückhalt, ohne Beschönigung, ohne Lüge. Nur so können wir vielleicht einen Weg finden zu deiner Rettung. Darum — hierher an den Tisch, an das Licht! Und glaube mir, auch die schlaueste List vermöchte mich nun nicht mehr zu täuschen. Dein Gesicht würde sie mir verraten. Denn ich kenne dein Gesicht nun. Einmal hab' ich darin gelesen und nun verbirgt es mir nichts mehr! — Hierher, an den Tisch, an das Licht!"

Er wiederholte das Wort mit jenem halb verächtlichen Mitleid, das ätzender war, als Vorwurf und Härte.

„Zurückerstatten!" murmelte Hilde. „Zurückerstatten! . . ."

— — —

Und der alte Mann kam an den Tisch, an das Licht, zu seinen Kindern . . .

* * *

Es war eine stille Nacht. Feierliche Ruhe lag über der schlummernden Erde. Da war kein Windhauch, der wehte. Eine stille, schweigende Winternacht. Ohne Mondschein, ohne weißen, glitzernden Schnee. Eine dunkle, traumlose Erde unter einem dunklen, traumlosen Himmel.

Nur einer träumte.

Ein einsamer Mann, stand er an dem Fenster seiner kleinen Stube über dem Wallgraben von Stadt Nottorp und blickte träumend in die Nacht hinaus. Von der Not seines Volkes

träumte er; an sie dachte er mit seinen heißen, drängenden Gedanken.

Wie dieser Not steuern?

Jene kleinen Zettel in der eichenen Truhe dort zu Füßen des Bettes — was vermochten sie auszurichten! Verdunstende Tautropfen waren sie im Brande der Wüste.

Nur wenn es gelang, dem Elemente die Aecker wieder abzuringen, die es verschlungen, sie dem arbeitenden Volke zurückzugeben — der Feuerbruch —

Einer vermochte es, einem war die Macht dazu gegeben — dem, der auf dem Bilstein saß, dem Reichsten im Lande. Wenn Karl von Nottorp dieser Eine gewesen wäre —

Die Augen des Einsamen schweiften suchend durch die Nacht, zu dem dunklen Himmel empor. Dort, am Horizont ragte ein düsterer Schatten in die Finsternis hinein, eckig, hoch, gewaltig, wie der Körper eines Riesen — der Bilstein —

Ein düsterer Schatten war auch das Volk, ein gewaltiger Riese, wie der Bilstein —

Auf seinen Schultern aber trug der Bilstein Haus Nottorp wie ein Haupt.

Wenn dieses Haupt für das Volk dachte, wenn von Haus Nottorp das Licht ausging, das den düsteren Schatten belebte, durchleuchtete, erwärmte —

Siehe! Glänzte nicht etwas von dort herüber, wie ein wachendes Auge — ein Licht . . .?

* * *

Zu diesem Lichte schleppte sich der alte Mann, an den Tisch, zu seinen Kindern.

Sie schwiegen. Hilde saß in den Stuhl zurückgesunken, lautlos schluchzend, das Gesicht in den Händen vergraben. Nur ein Wort zuweilen herausstoßend, jenes Wort, das den Trüger der Frucht seiner That berauben wollte, das ihm wie ein blinkendes Richtbeil über seinem Haupte schwebend erschien.

Ihr gegenüber saß der Landrat, kalt, besonnen, die Augen mit durchbohrendem Blick auf den Vater gerichtet.

Amtmann Dreßler blieb an dem Tisch stehen, durch dessen ganze Länge von seinen Kindern getrennt. Er hatte den Kopf

auf die Brust gesenkt, seine Blicke fuhren unstet über die Diele des Fußbodens, seine Hände hingen schlaff herab. Er hatte nicht den Mut, sich zu setzen. Während seine Kinder saßen.

Wie ein Verurteilter stand er vor ihnen. Und das Licht fiel hell und mitleidlos auf seine gebrochene Gestalt.

„Sage alles, wie es geschah!" sagte der Landrat. „Verschweige nichts!" — Und nach einer Pause der Erwartung — „Warum sprichst du nicht?"

Jener hob den Blick bis zur Brust seines Sohnes. Dann ließ er ihn scheu wieder sinken.

„Ich kann nicht!" stöhnte er.

„Zurückerstatten!" murmelte Hilde. „Zurückerstatten!"

„So antworte auf meine Fragen!" entschied der Sohn kalt. Und auf die beiden Blätter deutend, die vor ihm auf dem Tische lagen, begann er: „Du gestehst die Fälschung ein?"

Ein würgendes Zögern.

„Ja, sie sind gefälscht!"

„Wer that es? Du?"

„Ich!"

„Du allein?"

„Ich allein!"

„Du kauftest also Haus Nottorp nicht?"

„Nein, ich kaufte es nicht —"

„Auch die Summe — fünfundzwanzigtausend Thaler — bezahltest du nicht?"

„Nein."

„Also gehört Haus Nottorp heute noch ebenso wie früher dem Nottorp?"

„Dem Nottorp!"

Tonlos, müde kam es herüber. Der graue Kopf senkte sich noch tiefer auf die Brust. Zaghaft näherte sich die eine der herabhängenden Hände dem Tische, um sich dann an das Holz zu klammern. Die gewaltige Gestalt schwankte hin und her, als sei sie dem Fallen nahe.

Der Sohn schien es nicht zu sehen.

„Zurückerstatten!" murmelte Hilde. „Zurückerstatten!"

Rauh herrschte der Stiefbruder sie an.

„Schweige! Ob man zurückerstatten kann, muß sich erst

noch zeigen!“ Er wandte sich wieder zum Vater. „Also alles gefälscht! Auch der Name des Gouverneurs ist gefälscht, nicht wahr?“

„Nicht der! Der nicht!“ Es klang lebhaft, beteuernd. „General de Lussac hat selbst unterschrieben!“

Der Landrat zuckte empor. Sein Gesicht rötete sich.

„Wußte er von der Fälschung?“

„Ja, er wußte!“

„Es ist nicht wahr! Der General, mein Schwiegervater... Das konnte er unmöglich thun! Sieh mich an! Er that’s nicht! Er that’s nicht!“

Der alte Mann hob den Kopf und sah seinen Sohn an. „Er that’s!“ sagte er müde. „Warum sollte ich jetzt noch lügen?“

Jener sah, daß es die Wahrheit war.

„Aber warum nahmst du das englische Papier dazu, das verräterische?“

„Es war im letzten Augenblicke,“ erwiderte Amtmann Dreßler wie entschuldigend, „vor der Flucht der Franzosen! Was niemand für möglich gehalten hatte, war geschehen: die Russen waren in die Provinz eingerückt, die Preußen hatten sich erhoben. General de Lussac hatte immer noch auf eine Wiederkehr des alten Glückes seines Kaisers gerechnet, so kam uns allen die Flucht unerwartet. Wären die Franzosen Herren des Landes geblieben, so hätte ich der Fälschung nicht bedurft. Der junge Nottorp war geächtet, wie sein Vater. Aber nun mußte ich seine Rückkehr erwarten. Und darum — im letzten Augenblicke — teilte ich deinem Schwiegervater alles mit, und er unterschrieb. Kam’s doch auch deiner Frau, seiner Tochter, zu gute!‘

Er schwieg. Heimlich flog sein Blick aus dem Lidwinkel zu dem Sohne hinüber. Der saß verwirrt in seinen Stuhl zurückgelehnt, eine Falte zwischen den Brauen, mit den Zähnen an der Lippe nagend.

Ein helles Lächeln zuckte blitzartig über das Gesicht des Vaters. Nicht erwünscht schien’s jenem, den General und damit gewissermaßen sich selbst in die That verwickelt zu sehen. Etwas wie das Bewußtsein einer Art von Mitschuld zeichnete

sich in den erregten Bewegungen seiner Hände, mit denen er die Papiere zerknitterte.

„Zurückerstatten!“ murmelte Hilde wieder. „Zurückerstatten!“

Der Landrat richtete sich auf. Seine Augen blickten drohend zu ihr hinüber.

„Noch einmal, schweig'! Warte, bis wir alles wissen!“ Und als bemerke er erst jetzt das müde Aussehen des Vaters, deutete er auf einen Stuhl. „Aber warum setzest du dich nicht? Du wirst dich sonst nicht aufrecht erhalten können. Und ich habe noch viel zu fragen!“

Amtmann Dreßler setzte sich schweigend. Auch er glaubte nun in dem Gesichte des Sohnes zu lesen. Die Stimme klang nicht mehr so voll verächtlichen Mitleides mit dem Ertappten, die Augen blickten nicht mehr so streng. Etwas wie ein verwirrtes Grauen vor der Wahrheit war in ihnen, vor dieser Wahrheit, der sie in das kalte Antlitz zu sehen verlangt hatten. Nun aber sahen sie hinein. Und da auf dem Stuhl des Verurteilten, auf dem Amtmann Dreßler saß, sahen sie außer ihm noch einen Schatten sitzen. Den Schatten des Helfershelfers am Betruge, dieses Helfershelfers, dessen Tochter die Frau des urteilenden Richters gewesen war. Und nun schien noch ein zweiter Schatten sich diesem Stuhle zu nähern, der Schatten des Menschen, der den Thäter und den Helfershelfer so miteinander verbunden hatte, daß die That leicht, daß sie überhaupt erst möglich geworden war. Durch seine Untreue gegen das angestammte Vaterland, durch seine Heirat mit der Tochter des Feindes hatte Landrat Dreßler seinem Vater die Versuchung zur That nahe gebracht, den Gedanken an sie in ihm erst erweckt, die Ausführung, wenn auch unwissentlich, begünstigt.

Jener zweite Schatten näherte sich dem Stuhl. Etwas wie ein Mahnen schien von ihm auszugehen, eine leise Stimme, die dem Landrat ins Ohr flüsterte.

Gleich dem Vater war auch der Sohn ein Streber. Verzagend an der selbstbefreierischen Kraft seines Volkes hatte er, ein Nichtsgläubiger, sich zum Feinde gesellt. Das war der Anfang gewesen. Dann war die Heirat mit der Tochter des

einflußreichen Gouverneurs gekommen, eine Heirat, durch die der Kaltherzige seine Stellung zu festigen und zu bessern gesucht hatte. Und von da immer tiefer hinab, während er äußerlich immer höher stieg.

Und nun setzte sich auch der zweite Schatten zu dem Fälscher auf den Stuhl. Um die Drei, den Thäter, den Helfershelfer und den Urheber, schlang sich dieselbe Sklavenkette der Schuld. Und der am wenigsten Schuldige war der Franzose. Nach Kriegsgebrauch hatte er mit der Habe des Besiegten verfahren wie ein Räuber. Schuldiger war der Thäter; schuldig der habsüchtigen Untreue an seinem Herrn. Am schuldigsten aber der Urheber. Der war der eigentliche Fälscher. Das Idealbild des deutschen Mannes, der, den eigenen Vorteil verachtend, in der Sache seines Vaterlandes das Höchste und Heiligste erblickt, dieses Idealbild, das allen den andern umher Lebenslenker und Thatenbestimmer war — er hatte es in seiner Brust zertrümmert.

Und nun saß auch er auf jenem Stuhle des Verurteilten und er glaubte in seinen Ohren die dröhnenden Hammerschläge zu hören, mit denen eine unsichtbare Hand ihm das andere Ende der Kette um den Fuß schmiedete.

„Du wolltest fragen!“ sagte der Vater nach einer Pause. „Frage!“

Der Sohn fuhr aus seinem dumpfen Sinnen auf. Seine Stimme klang heiser und unsicher.

„Wär's nicht besser, du sagtest alles in der Reihenfolge, wie es gekommen?“

Wieder jenes lauernde, blitzartige Lächeln um die Lippen des Vaters. Der Sohn sah es. Aber er that, als sähe er es nicht. Sie zerrten beide an derselben Kette.

Und Amtmann Dreßler berichtete.

Der Gedanke zu der That war in demselben Augenblicke in ihm aufgestiegen, als er den Scheinvertrag mit dem alten Nottorp abgeschlossen und den Gegenvertrag unterzeichnet hatte. Der Freiherr selbst hatte ihn darauf gebracht.

„Dieses einfache Blatt Papier,“ hatte er in seiner sinnenden, den vielgestaltigen Lebenserscheinungen nachspürenden Art gesagt, „ist es nicht seltsam, daß darauf das Schicksal eines

ganzen, alten Geschlechtes ruht? Ohne dieses unscheinbare Blättchen würden die Nottorps heute heimatlose Bettler sein!"

Unmutig hatte Amtmann Dreßler aufgeblickt.

„Sie glauben, daß ich Haus Nottorp dem rechtmäßigen Besitzer dann nicht zurückgeben würde?"

Der Freiherr hatte ihm begütigend die Hand auf die Schulter gelegt; wie er es in Stunden vertraulicher Aussprache, in denen sich der Unterschied zwischen Herr und Diener verwischte, oft gethan.

„Ich habe ja Vertrauen zu Ihnen, lieber Freund. Würde ich Ihnen sonst meine ganze Habe anvertrauen? Aber — wenn Ihnen etwas zustieße und ein Anderer, ein Fremder würde auf Haus Nottorp Ihr Nachfolger — Ihr Sohn vielleicht — einer, der nichts von unserem Vertrage weiß, wie ja außer uns beiden überhaupt niemand etwas davon weiß — würde er sich nicht weigern, meinem Erben gerecht zu werden, umsomehr, als er im guten Glauben handeln würde?"

„Aber der Gegenvertrag —"

„Ja, das lose Blatt, das vom Winde hinweggeweht werden kann! Wenn es verloren ginge —"

Wenn es verloren ginge! — Niemand weiß davon! —

So hatte es in Amtmann Dreßler nachgehallt. Und da wurde der Gedanke zur That geboren. Als der Freiherr dann auf der Flucht umgekommen war, wurde er verwirklicht. Amtmann Dreßler schaltete auf Haus Nottorp wie der Herr.

Aufmerksam hatte der Landrat gelauscht.

„Aber das Papier!" sagte er nun fragend. „Konnte nicht jeden Augenblick der Erbe mit dem Gegenvertrag auftauchen, um den Besitz von dir zu fordern?"

Der Amtmann zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Der Gegenvertrag war, wie der Freiherr es vorausgeahnt hatte, verloren!"

Jener blickte zweifelnd auf.

„Verloren? — So, daß er nie wieder aufgefunden werden kann?"

Wieder zögerte der Amtmann. Dann raffte er sich auf. War's nun nicht wirklich vorteilhafter, die ganze Wahrheit zu sagen?

Franz hatte recht; nur wenn er über alles genau unterrichtet war, vermochte er zu urteilen. Zu helfen.

„Er kann wieder aufgefunden werden!“ sagte er dumpf, flüsternd. „Aber er wird nicht aufgefunden werden!“

„Und wo ist er?“

„Bei dem, der den Alten erschoß!“

„Kapitän Bertrand?“ fragte der Landrat lebhaft. „Denn es war doch Kapitän Bertrand, nicht wahr? Der nach den französischen Berichten beim Uebergang über die Beresina ertrunken ist?“

Amtmann Dreßler lächelte mühsam.

„Das ist er allerdings!“ erwiderte er langsam. Dann sah er dem Sohne fest in die Augen. „Aber es war nicht Kapitän Bertrand, der ihn erschoß!“

„Vater!“

Sie waren beide aufgestanden. Und sie sahen einander an, mit messenden Blicken.

Auch Hilde hatte sich aufgerichtet. Verstört horchte sie.

„Kapitän Bertrand nahm nur den Schuß auf sich!“ fuhr der Vater fort. „Er konnte es ohne Furcht thun. Er war zur Verfolgung des Flüchtigen ausgeschickt, mit dem Befehl, ihn tot oder lebendig zurückzubringen. Wenn jener sich der Verhaftung widersetzte, war's dem Kapitän einfache Pflicht, ihn niederzuschießen. Aber als er zur Waldhütte am Bühl kam —“

Der Landrat fuhr mit einer schnellen Frage dazwischen. „Wer verriet's ihm, daß der Nottorp dort war?“

Die Augen des alten Mannes sahen scheu zur Seite.

„Wer's verriet?“ — Er atmete schwer. Er beantwortete die Frage nicht. Mit einer abweisenden Handbewegung ging er darüber hinweg. Diese Handbewegung antwortete für ihn. Sie sagte alles. — „Als Bertrand zur Waldhütte am Bühl kam,“ fuhr er fort, „war eben der tödliche Schuß gefallen. Bertrand fand nur noch einen Toten vor und — und seinen Mörder!“

„Dich fand er, dich?“

Der Sohn hatte die Frage herausgestoßen, schreckensbleich, zitternd bis ins innerste Mark. Atemlos hing Hilde an dem Munde des Vaters.

„Ich sagte doch schon, daß ich um jene Zeit in Haus Rottorp war!" erwiderte dieser achselzuckend. „Nicht ich war's, ein anderer! Waldhammerschmied Dittmar!"

Der Sohn atmete erleichtert auf.

„Dittmar! Dittmar!" wiederholte er, wie um sich den Namen einzuprägen. „Derselbe, dessen Tochter nachher Kapitän Bertrands Frau wurde?"

Der Amtmann nickte.

„Ja; und darum schonte Bertrand den Mörder. Darum verheimlichte er alles. Darum nahm er den Schuß auf sich." — Er machte eine kleine Pause, dann setzte er entschlossen hinzu: „Und seitdem hat Dittmar das Papier!"

„Dittmar? Woher weißt du das, Vater? Wer hat es dir gesagt?" Er sah in das scheue Gesicht und plötzlich begriff er alles. „Du, du hast es vorher gewußt! Du hattest diesen Dittmar auf die Spur des Flüchtlings gehetzt; du wußtest ja, daß der Verfemte den Rottorp haßte, daß er ihm den Tod geschworen hatte. Und Dittmar fand das Papier, nicht wahr? Und er verweigerte es dir, um dich zum Schweigen zu zwingen?"

Eine schwüle Stille war im Zimmer. Amtmann Dreßler war zu Ende mit seiner Kraft. Er sank in den Stuhl zurück. Und vor seiner Seele stieg es für einen Augenblick herauf wie eine Vision. Ein im Tode erstarrtes Gesicht, das im grünen Grase lag — eine bleiche Hand, die sich auf die Todeswunde in der Brust preßte — und darüber gebeugt das hohnlachende Antlitz des Mörders —

Aber so, wie er dieses Antlitz jetzt sah, trug es nicht die Züge Dittmars, des Waldhammerschmiedes. Andere Züge trug es, bekanntere Züge . . .

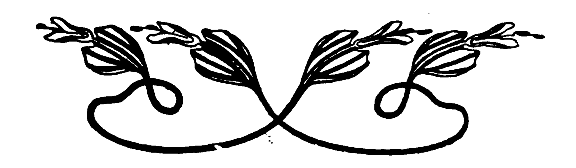
„Ich war es!" murmelte er tonlos. „Ich, ich!" — —

Hilde stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Mit einem Schlage wurde ihr klar, was in diesen Worten lag.

Dittmar war's gewesen, der den Schuß abgab; der eigentliche Thäter aber . . .

(Fortsetzung folgt.)





Vom Kienspan bis zum elektrischen Licht.

Von Dr. H. W. Kühne.

Als unsere Voreltern noch mangels genügender Erleuchtung mit den Hühnern schlafen gingen und aufstanden — damals wurde der längeren Nacht des Winters, als längerer Schlafgelegenheit, ihr Recht. Aber heute giebt es, dank unseren technischen Errungenschaften, keine Nacht mehr in jenem Sinne, und die moderne Zeiteinteilung scheidet den Jahreskreis in eine Hälfte im Zeichen der natürlichen Lichtspenderin, der Sonne, und in eine im Zeichen der Lampe. Es ist noch gar nicht so lange her, da steckte im Gesindezimmer Großmutter den Holzspan in die eiserne Wandklammer, und stimmungsvoller wirkte kein Märchen, als ein bei jenem qualmigen Licht erzähltes. Am Familientisch brannte ein Docht der gleichen Art, wie er in der Laterne glomm, die an rasselnden Ketten über der Straße hing.

Das Wachs, der Talg, das vegetabilische Oel, heute fast nur noch im Gruben- und Nachtlicht für Beleuchtungszwecke verwandt, wich einem gefährlichen Rivalen, dem Petroleum. Das vegetabilische Oel war harmlos und mild, das Petroleum hat etwas von dem explosiven Geist unserer Zeit. Aber es galt mehr Licht bei dieser Revolution. Wie freudig wurde das Gas begrüßt — und jetzt begnügt man sich schon nicht mehr mit dem gewöhnlichen Gas, das Auer-Glühlicht wurde eingeführt — dann kommt das elektrische Licht immer siegreicher und verbreitet überall

Licht und Helligkeit. — Schön, daß es immer heller wird auf Erden! Ob auch besser?

Das Feuermachen und Entzünden von Licht war nicht immer eine so einfache Thätigkeit wie heutzutage, wo man zu diesem Zweck nur ein Streichholz anzustreichen braucht, um sofort Licht und Feuer zu haben. In grauer Vorzeit war das Feuermachen eine anstrengende Arbeit, und der Mensch war buchstäblich genötigt, im Schweiße seines Angesichts das Feuer zu entzünden. Nachdem aber die Menschen überhaupt in den Besitz des Feuers gelangt waren, sei es, daß der durch einen Blitzstrahl entzündete Baum ihnen dasselbe geliefert, oder sie auf anderem Wege in den Besitz desselben gelangt waren, sahen sie sich auch in die Möglichkeit versetzt, sich Beleuchtung zu verschaffen.

Die ersten Beleuchtungsmittel waren sehr primitiver Natur. Holzscheite und Späne dienten als Leuchten. Eine besonders ehrwürdige Stellung nahmen die Kienspäne in Anspruch, Splitter aus harzreichem Nadelholz, besonders von dem der Föhre, die noch heutzutage in den bäuerlichen Behausungen mancher Gegenden gebräuchlich sind. In Tirol trifft man sogar hier und da in der Stube neben dem Ofen einen besonderen kleinen Kamin, der den Namen Kendel oder Kömich führt und für das Kienspanfeuer diente, das lediglich zur Beleuchtung des Gemaches angezündet wurde.

Der Kienspan trat seine kulturhistorische Mission an. In eine Fuge der Holzwand der Hütte befestigt, diente er als Lampe oder Fackel und leuchtete unseren Vorfahren an den langen Winterabenden zu ihren Spielen und Arbeiten. Diese urwüchsigste aller Beleuchtungsarten findet sich jetzt nur noch selten, obgleich die einzelnen Kienspäne, die sogenannten Kendeln, an vielen Orten noch immer gern bei nächtlichen Gängen benutzt werden. Dazu eignet sich besonders die Kienfackel, in der eine Anzahl von solchen Spänen zur Verstärkung des Lichtes und zur Vermehrung seiner Brenndauer zusammengebunden wird. Wo der Nadelwald fehlte, behalf man sich vorzugsweise mit Buchenholz, und in holzarmen Gegenden nahm man zu Stroh- und Reisigbündeln seine Zuflucht, die zur Steigerung der Leuchtkraft in Ermangelung von Pech mit irgend einem Fettstoffe bestrichen wurden.

Wie viele Jahrhunderte der Kienspan seine Rolle gespielt haben mag als Hauptbeleuchtungsmittel, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls war mit ihm das Modell der Fackel und Kerze nicht nur, sondern auch der Lampe gegeben. Der Gebrauch des Kienspans hatte die Menschen gelehrt, daß ölige Substanzen nicht nur vorzügliche Brennmittel abgeben, sondern daß sie auch langsam brennen, und daß sie leuchten, auch wenn man sie nicht direkt anzündet, sondern statt ihrer einen Gegenstand, den man in sie hineinsteckt. Dadurch entstand die Oellampe, welche viel älter ist, als die Kerze. Schon die Bibel spricht vielfach von der Oellampe. Die alten Aegypter bedienten sich ihrer, und von ihnen erbte sie sich weiter auf Griechen und Römer, von denen sie sich weiter von Volk zu Volk verbreitete. Unser deutsches Wort Lampe stammt aus dem Griechischen, und der alte römische Naturforscher Plinius der Aeltere beschreibt in seiner „Historia naturalis“ die Einrichtung einer Oelmühle.

Die älteste Kerze ist die Wachskerze, welche aber im Vergleich mit der Lampe immerhin jung ist, denn die Herstellung der ersten Wachskerzen wird erst in dem vierten Jahrhundert nach Christi Geburt erwähnt. Im Mittelalter blieb die Wachskerze fast ausschließlich auf den kirchlichen Gebrauch beschränkt, und erst seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert bedienten sich die vornehmen Leute ebenfalls, besonders bei Festlichkeiten, solcher Kerzen. Zum Privatgebrauch wurden in den frühesten Zeiten gewöhnlich zwei oder drei dünne Wachslichter zu einer dicken Kerze zusammengedreht, während die Kirchenlichter schon damals in der Regel die noch heute übliche Form besaßen. Mit den Wachskerzen für kirchlichen Gebrauch wurde schon seit Jahrhunderten ein außerordentlicher Aufwand getrieben. Schmeller erwähnt in seinem „Bairischen Wörterbuch“, daß im Jahre 1519 zu Regensburg eine Wachskerze geopfert wurde, zu deren Anzündung eine besondere Leiter von zwölf Stufen angeschafft werden mußte. Aber schon aus dem Jahre 1282 berichten die Jahrbücher von Prag, daß der Bischof Tobias daselbst bei seiner Priesterweihe und am Jahrestage seiner Bischofsweihe nach dem Brauch seiner Vorgänger eine 220 Pfund schwere Wachskerze in der Domkirche aufgestellt habe. Für die in den

Häusern benutzten Kerzen wurde statt des kostspieligen Wachses schon früh der in allen Haushaltungen vorhandene Talg als Ersatzmittel benutzt. Zuerst kamen die dünnen gezogenen, später erst die dickeren gegossenen Talglichter auf. Man brannte Talg auch in Lichttiegeln (wie heute noch bei Illuminationen) und Lampen. In den Bauernstuben des Oetzthales in Tirol findet man heute noch gelegentlich einen eisernen Tiegel, der von der Decke herabhängt, mit Schmalz gefüllt wird und einen aus geschabten Lumpen gefertigten Docht besitzt. Eine ähnliche Beleuchtung muß früher auch für Kirchenampeln hier und da üblich gewesen sein. Das geht z. B. aus einer Urkunde von 1438 hervor, wonach ein Herr Thun und seine Ehefrau Dorothea einen jährlichen Zins stifteten, „mit dem Gedinge, daß die chirchbrabst (propst) öl oder schmaltz oder ander ding darumb chauffen, damit das sy die obgenannte chirchen und altar beleuchten". Erst viel später, im vorigen Jahrhundert, lernte man mit den Fortschritten der Chemie aus dem rohen Talg die zur Lichterzeugung geeignetsten Substanzen (Stearin rc.) ausscheiden und zur Kerzenfabrikation verwenden.

Viel älter als die Wachskerze ist, wie schon angedeutet, der Gebrauch der Lampen. In der Bibel sowohl wird von Lampen gesprochen, als auch in den alten griechischen und römischen Schriften, und auf den ältesten Denkmälern der Kultur der Orients finden sich die Abbildungen von Lampen.

Zur Füllung der Lampen wurden vorzüglich Baum- und Leinöl, aber auch Mohn- und andere Oele benutzt. Es giebt aber noch viel merkwürdigere Brennmaterialien, die zu Beleuchtungszwecken verwandt wurden. Hieronymus Braunschweig belehrt uns in seinem alten Destillierbuch, daß die Königskerze, aus deren Blättern nach anderen Berichten Docht und Feuerschwamm erzeugt wurden, ihren Namen daher erhalten habe, „daß sein Stengel gedörrt wird, und überzogen mit Wachs oder Bech, darnach machen sie Stangkertzen oder Tarschen darvon und brennen sie für Schaubfackeln". Bei einem andern alten Chronisten, der den Schriftstellernamen Johannes Colerus führt und eine „Ländliche Oekonomie" verfaßt hat, finden wir die Beschreibung einer alten Nachtlampe: „Mancher guter Hauswirth hat alle Nächte durch eine Lampe, die da brennt, bey seinem

Bett stehen, welch oben zugemacht ist, daß es Niemand in der Kammer sehen oder merken kann, daß eine Lampe vorhanden ist, daß man bald das Liecht hat, wann sich des Nachts etwas erhebet. An etlichen Orten machen auch die Töpfer Lampen und Leuchter vor die Armen auf diese Weise schier wie eine Kanne, oben hat's ein Thürlein, daß man ein Licht drein stecken kann, darneben machen sie auch eine Lampen in einer Schnauken und unter derselbigen machen sie noch eine Lampen, wann von der obern etwas abtruft, daß es in die untere falle, legen das weiße von den Pinsen (so in den Bächen und Seen gemeiniglich wachsen) darein, das brennet fein räthlich. Man schabt aber nur ein wenig das Grüne von den Pinsen ab, darnach streicht man das andere vollend mit einem Messer heraus, das ist darnach wie die langen Spulwürme, das binden darnach arme Leute in Bündeln zusammen und hängens darnach auff, daß es fein dürr wird, so brennet's desto lieber, darnach legt man eins oder drey ins Fette oder Oel, oder wie viel man will." Wahrscheinlich haben früher noch andere Pflanzen eine ähnliche Verwendung gefunden, wie sie in diesen Schriftstücken von der Königskerze und von den Binsen berichtet wird.

Im Laufe der Jahrhunderte haben die Lampen natürlich große Verbesserungen erfahren. Schon im Altertum verwendete man auf die Herstellung der Gefäße Kunst und Fleiß in hohem Maße. Bei der primitiven Konstruktion blieb es aber bei den üblen Eigenschaften, welche solche Lampen infolge der mangelhaften Verbrennung, die zur Bildung der übelriechenden Brenzöle Veranlassung giebt und Rauch- und Rußbildung begünstigt, besitzen. Erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts erfand Cardanus den seitlichen Oelbehälter und sorgte dafür, daß das Oel nahe bei dem Dochtende war, wodurch er ein ruhiges Brennen der Lampen zuwege brachte. Zweihundert Jahre später kamen dann die Flachdochte zur Anwendung, im Jahre 1783 führte Argand den Runddocht ein und erfand Quinqué den Glascylinder. Dieser hat den Zweck, der Außenseite der Flamme mehr Luft zuzuführen und das Flackern der Lampe zu verhindern. Der Rundbrenner gestattete, auch dem Innern der Flamme Luft zuzuführen, dadurch die Verbrennung zu befördern und die Helligkeit zu vergrößern. Weitere Fortschritte bezeichnen

die im Jahre 1809 erfundene Astrallampe, die Sinumbra-Lampe und die Moderateurlampe. Alle wurden aber alsbald verdrängt, als seit dem Jahre 1859 die Petroleumlampe sich einzubürgern begann, welche bei viel billigerem Brennmaterial viel größere Helligkeit zu spenden im stande ist.

Das Erdöl oder Petroleum war schon seit alten Zeiten bekannt, und bereits die Griechen bedienten sich desselben unter dem Namen des sizilischen Oels. Die erste Erwähnung desselben geschieht aber bereits im zweiten Buch der Makkabäer, in welchem die Eigenschaften desselben sachgemäß beschrieben werden. Während ihrer Gefangenschaft in Persien hatten die Juden das Feuer vom Altar in eine tiefe trockene Grube versteckt und dort erhalten, damit es ihnen nicht geraubt werden könnte. Als nun der Prophet Nehemia nach Palästina zurückgesandt war, wollte er das heilige Feuer haben und sandte die Nachkommen der Priester, die es verborgen hatten, ab, um es wieder zu holen. Dann heißt es weiter: „Aber wie sie uns berichtet haben, haben sie kein Feuer, sondern ein dickes Wasser gefunden. Dasselbe hat er sie heißen schöpfen und bringen. Da es nun alles zum Opfer zugerüstet war, hat Nehemia befohlen, sie sollten das Wasser über das Holz und das Opfer, das auf dem Holz lag, gießen. Als sie dasselbe gethan hatten, und die Sonne wohl heraufgekommen war und die Wolken vergangen, da zündete sich ein groß Feuer an; das verwunderten sie sich alle.“ Und weiter: „Danach hieß Nehemia das übrige Wasser auf die großen Steine gießen. Da ging auch eine Flamme auf; aber sie ward verzehrt von der Flamme des Feuers auf dem Altar. Dies ist bald lautbar geworden und vor den König der Perser gekommen, wie man an dem Orte, wo man das Feuer versteckt halte, Wasser gefunden und dasselbe die Opfer angezündet hätte. Da versuchte es der König auch und ließ den Ort aussondern und befriedigen und gab viel Geldes dazu.“ Welchen Erfolg der König mit seinen Untersuchungen gehabt hat, wird nicht berichtet. Daß Erdöl schon im Altertum als Brennstoff benutzt wurde, geht aus einer Erwähnung des „sicilischen Oels“, d. h. des Erdöls aus Agrigent, das nach Plinius in Lampen gebrannt wurde, hervor. Der biblische Bericht ist übrigens aus den natürlichen Verhältnissen des Schau-

platzes durchaus erklärlich. Man hatte eben eine Erdölquelle gefunden oder ein Wasser, das stark mit Erdöl vermischt aus dem Boden drang. Nun erreicht die Temperatur in den Ebenen Persiens unter den direkten Sonnenstrahlen oft über 60° C, und diese Hitze genügt schon dazu, einige leichte Bestandteile des rohen Erdöls in Flammen zu setzen. In dem letzten Vers des angegebenen Kapitels — „Und des Nehemia Gesellen nannten den Ort Nechpar (auf Deutsch Reinigung); etliche hießen ihn auch Nephthar" — findet sich auch der Ursprung der Bezeichnung Naphtha.

Es sind etwa 50 Jahre verflossen, seit die alten Oellampen von den jetzt allgemein gebräuchlichen Petroleumlampen allmählich verdrängt wurden. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die alte Oellampe Jahrtausende hindurch ihren Standpunkt behauptet hat, so erscheinen die Erfolge im Laufe des letzten Jahrhunderts um so gewaltiger.

An dieser Stelle mag die Gelegenheit benutzt werden, um über die mutmaßliche Entstehung des Petroleums einige Worte zu sagen. Eine eigentlich befriedigende Antwort weiß die Wissenschaft immer noch nicht zu erteilen. Der Theorien sind allerdings unzählige, aber schon dadurch ist die Vermutung nahe gelegt, daß wahrscheinlich keine einzige von ihnen richtig ist. Eine zum mindesten höchst interessante neue Theorie ist von seiten des Professors der Chemie Sabatier von der Universität Toulouse aufgestellt worden. Bemerkenswert ist dieselbe auch noch aus dem Grunde, weil das in den letzten Jahren zu so hoher praktischer Verwendung gelangte Acetylen-Gas — von dem weiter unten ausführlicher die Rede sein wird — dabei eine Rolle spielt, und weil außerdem die zu Grunde gelegten Versuche zur Entdeckung einer ganzen Anzahl neuer chemischer Körper geführt haben. Professor Sabatier entdeckte, daß beim Zusammentreffen von Acetylen in Wasserstoff mit Metallen wie Eisen, Nickel, Kupfer ꝛc. bei niedriger Temperatur außer gasförmigen Erzeugnissen beträchtliche Mengen von Flüssigkeiten sich bilden, die nach ihrem Geruch und ihrer chemischen Zusammensetzung den natürlichen Erdölen sehr nahe verwandt erscheinen. Dadurch ist ein neuer Schluß auf die Entstehung des Erdöls in der Natur gegeben, von dem übrigens schon der berühmte Chemiker

Berthelot etwas vermutet hat. In den tiefern Schichten der Erde finden sich alkalische Metalle und die sogenannten alkalischen Erdmetalle ebenso wie deren Kohlenstoffverbindungen. Wenn nun Wasser mit denselben in Berührung kommt, so entwickelt sich Acetylen und Wasserstoff. Begegnen diese nun vermischt miteinander den gewöhnlichen Metallen Eisen, Nickel oder Kupfer, so bilden sich Erdöle.

Nachdem mit Einführung der Petroleumlampen einmal ein neuer Weg im Beleuchtungswesen eingeschlagen war, überstürzten sich die Erfindungen förmlich; ehe eine Erfindung noch ordentlich ausgenutzt war, wurde sie schon durch eine andere übertroffen oder gar beseitigt. Besonders das Jahr 1798 bildet einen Wendepunkt in der Geschichte des Beleuchtungswesens, denn in diesem erstrahlten zum erstenmal die Räume einer großen Fabrik im Lichte von Gaslampen, und zwar war das dieselbe Fabrik, in welcher seinerzeit die ersten Dampfmaschinen hergestellt worden waren, nämlich die Maschinenfabrik von Boulton und Watt.

Die fortschreitende Wissenschaft war im Laufe der Zeit dahinter gekommen, wodurch das Leuchten einer Flamme veranlaßt wird. Man erkannte, daß die Hitze, welche in dem brennenden Docht entwickelt wird, das Beleuchtungsmaterial in Gas verwandelt und daß dieses brennt. In der brennenden Gasflamme sind verschiedene Schichten zu unterscheiden: eine innere, nicht leuchtende, welche von einer leuchtenden umgeben wird. Letztere wird dadurch hervorgerufen, daß sich Kohlenteilchen, die in dem aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehenden Gas schweben, wenn sie sich von dem inneren heißesten Teil der Flamme entfernen, ausgeschieden und weißglühend werden, während Wasserstoff und Sauerstoff sich zu Wasser vereinigen. Die glühenden Kohlenteilchen verbrennen zu Kohlensäure, welche mit dem gebildeten Wasserdampf entweicht. Brennstoffe, in denen kein überflüssiger Kohlenstoff enthalten ist, brennen daher, wie z. B. der Spiritus, mit nicht leuchtender Flamme. Dasselbe ist der Fall, wenn man dem kohlenstoffreichen Brennmaterial so viel Sauerstoff zuführt, daß die Verbrennung des Kohlenstoffs im Innern des Flammenkegels erfolgen kann, ohne daß sich Kohlenstoffteilchen ausscheiden.

Nachdem man sich über den Bau der leuchtenden Flamme

klar geworden war und erkannt hatte, daß der eigentliche Beleuchtungsstoff luftförmig ist, lag es nahe, zu versuchen, das leuchtende Gas dem Brennstoff an einer Zentralstelle zu entziehen und durch Leitungsrohre an die Stellen zu leiten, wo man dasselbe brauchte. Als Material, welches reichlich und billig vorhanden war und auch verhältnismäßig leicht und einfach das darin enthaltene Gas abgab, lernte man alsbald die Steinkohle schätzen, nachdem Hales bereits 1727 entdeckt hatte, daß man aus Steinkohlen ein hellleuchtendes Gas gewinnen könne. Zunächst wurde diese Art der Leuchtgasgewinnung als interessantes Experiment im Laboratorium versucht, bis ein englischer Ingenieur William Murdoch auf den Gedanken kam, das Steinkohlengas als Beleuchtungsmaterial im großen zu verwenden. Doch bedurfte es jahrelanger Versuche, um einen solchen Plan zu verwirklichen, und erst im Jahre 1792 war Murdoch im stande, sein Haus mit Gas zu beleuchten. Um seine Erfindung weiteren Kreisen zugänglich zu machen, setzte sich Murdoch mit James Watt, dem Erfinder der Dampfmaschine, in Verbindung. Von diesem erhielt er den Auftrag, seine Maschinenfabrik in Soho bei Birmingham mit Gasbeleuchtung zu versehen. Dies geschah im Jahre 1798, welches daher gewissermaßen als das Geburtsjahr der Gasbeleuchtung bezeichnet werden kann. Da jedoch das von Murdoch benutzte Gas ungereinigt war, verbreitete es einen üblen Geruch und verursachte in geschlossenen Räumen allerhand Beschwerden. Erst nachdem Samuel Clegg Mittel zur Reinigung des Gases gefunden hatte, wurden weitere Kreise auf das neue Beleuchtungsmaterial aufmerksam. Zunächst führten aber fast ausschließlich große Etablissements die neue Beleuchtung ein, während der Widerstand der Hausbesitzer nur mit großer Mühe überwunden werden konnte.

Die erste Gasfabrik wurde 1813 in Westminster unter Cleggs Leitung errichtet. In Deutschland fand die Gasbeleuchtung zuerst im Jahre 1816 Eingang, und zwar wurden die Hüttenwerke von Freiberg zuerst mit der neuen Beleuchtung versehen. In Berlin eroberte sich das im Jahre 1826 zuerst zur Straßenbeleuchtung benutzte neue Licht sofort die größte Anerkennung der Berliner, die sich bisher mit den trüben Oelfunzeln und Talglichtern in Laternen begnügt hatten. Teils waren die hölzernen Pfahl-

laternen auf den Straßen aufgestellt, teils an langen eisernen Armen an den Häusern angebracht. Auf fünfzig bis sechzig Schritt standen immer drei Laternen, wie heute noch, die über Kreuz auf jeder Seite der Straße verteilt waren. Die Beleuchtung geschah nur in den Wintermonaten von Anfang September bis Ende April und in jedem Monate wurden wegen des Mondscheines im Durchschnitt zwanzig Brenntage angenommen. Die Unterhaltung dieser Beleuchtung war am Ende des achtzehnten Jahrhunderts einem besonderen Kommissar verpachtet, später in Fristen von sechs zu sechs Jahren in Entreprise gegeben. Der Pächter erhielt für jede Laterne drei gute Groschen (45 Pfennige) jährlich, wofür sie unterhalten und repariert werden mußte, und für das Oel 2 Thaler und 20 gute Groschen (8 Mark 50 Pfennige) jährlich, für diejenigen aber, die das ganze Jahr brannten, 4 Thaler 6 Groschen (12 Mark 78 Pfennige). Das Bedienungspersonal war ein doppeltes: Laternenversorger und Laternenanzünder. Diesem patriarchalischen Zustande machte das neue Gaslicht ein schnelles Ende. Nach kaum Jahresfrist waren die Hauptstraßen Berlins durchgängig mit hohen Gaslaternen versehen, die das nächtliche Straßenbild wesentlich verschönten. An dreihunderttausend Fuß eiserne Röhren im Gewicht von sechzigtausend Centnern, aus vaterländischem Material hergestellt, war eine Hauptbedingung des Kontraktes, und die verhältnismäßig kleine Gasanstalt vor dem Halleschen Thore, die bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts noch vorhanden war, gestaltete sich zu einer Sehenswürdigkeit für Einheimische und Fremde. Der Erbauer der ersten Berliner Gasfabrik war ein Engländer Namens Parkins.

Der 19. September 1826 war ein Festtag für Berlin, das damalige „tout Berlin“ versammelte sich auf der Promenade „Unter den Linden“, und ein damaliger Berichterstatter bemerkt, die ganze Woche hindurch sei es daselbst bei großem Jubel, wie zur Zeit eines Volksfestes zugegangen; Abbildungen der neuen Straßenbeleuchtung mit Beschreibungen wurden vielfach verkauft, und man sprach von nichts, als vom Gas. Selbst die Zeitungen, die sonst für Berliner Lokalnachrichten kaum einige Zeilen Raum hatten, schwangen sich zu dithyrambischen Artikeln auf, und der Referent der „Spenerschen Zeitung“ (des ältesten, jetzt längst

eingegangenen Berliner Blattes) verkündet mit stolzem Hochgefühl, daß Berlin nun Paris und London in Bezug auf Straßenbeleuchtung überflügelt habe.

Seidem hat das Gas als allgemeines Beleuchtungsmittel seinen Weg über die ganze civilisierte Erde gemacht. Von der Erfindung des elektrischen Lichtes befürchtete man allgemein einen Niedergang der Gasindustrie. Wunderbarerweise hat aber die Gasindustrie seitdem einen ungeheuren Aufschwung erfahren. Bedeutungsvolle Erfindungen setzten sie in den Stand, die Konkurrenz mit dem elektrischen Licht aufzunehmen. Nicht nur erlebten wir die Erfindung des Gasglühlichts, sondern auch diejenige zahlreicher Einrichtungen, welche die Benutzung des Gases zu Heiz-, Koch- und Kraftzwecken (Motore) ermöglichen. Die Entwickelung des elektrischen Lichtes ist zur Zeit noch nicht so weit vorgeschritten, daß es das Gas im Haushalt der Völker und des Einzelnen zu ersetzen vermöchte. Nach dem jetzigen Stand der Verhältnisse braucht das Letztere nur billigere Preise und billigere Einrichtungen, um unbesiegbar zu bleiben.

Daß Elektrizität in Licht umgesetzt werden kann, war schon lange bekannt; Leiter von hohem Widerstande, oder, für den Laien verständlicher ausgedrückt, schlechte Leiter, besonders Kohlen aus vegetabilischen Fasern, werden durch den elektrischen Strom zum Glühen gebracht. So lange man aber nur mit Hilfe von galvanischen Elementen einen dauernden elektrischen Strom zu erzeugen im stande war, ließ sich praktrisch mit dieser Thatsache nichts anfangen. Erst durch die Entdeckung der Induktion durch Faraday im Jahre 1831 wurde die Grundlage zur Erzeugung von elektrischer Energie unter Aufwendung mechanischer Kraft gegeben und damit zur Herstellung von elektrischen Strömen durch mechanische Kraft in die Wege geleitet. Die Induktion ist die Eigenschaft eines Magneten, in einem in seine Nähe gebrachten Drahte elektrische Ströme zu erregen, und zwar in wechselnder Richtung bei der Annäherung und Entfernung von dem Magneten. Zunächst bediente man sich zur Erregung der inducierten elektrischen Energie der Stahlmagnete. Die dadurch erzielte Wirkung ist aber zu unbedeutend, als daß sie praktisch verwertet werden könnte; auch hält dieselbe auf die Dauer nicht an. Die Sache änderte sich, als Werner Siemens im Jahre 1867

am 17. Januar der Berliner Akademie seine berühmte Entdeckung, das Dynamoprinzip, vorlegte, welche die Erzeugung von elektrischem Strom mit Hülfe von Maschinen in völlig neue Bahnen leitete. Durch diese Entdeckung wurden die Dynamomaschinen in ihrer heutigen Form erst geschaffen und damit die Entwickelung der Elektrotechnik zu einer großen neuen Industrie ermöglicht. Der Magnetismus der Stahlmagnete, dessen man sich früher zur Erregung inducierter Ströme bediente, war im Verhältnis zu der Masse derselben nur gering und ging durch die bei der raschen Umdrehung des Induktors unvermeidlichen Stöße zudem schnell verloren. Siemens zeigte nun in der angeführten Abhandlung, wie man viel stärkere Maschinen ohne Anwendung permanenter Magnete herstellen kann. Damit waren, wie er am Schluß seiner Abhandlung sagt, der Technik nunmehr die Mittel gegeben, „elektrische Ströme unbegrenzter Stärke auf billige und bequeme Weise überall da zu erzeugen, wo Arbeitskraft disponibel ist".

Die erzeugten Ströme sind in allen Fällen Wechselströme, d. h. sie wechseln fortwährend ihre Richtung; durch einen besonderen Apparat, den Kommutator, werden dieselben in gleichgerichtete oder kurz Gleichströme verwandelt. Um eine Vorstellung von der raschen Entwickelung der Dynamomaschine zu erhalten, mögen folgende Daten dienen: Auf der Pariser Ausstellung 1881 wurde die hundertpferdige Edisonmaschine als Koloß bewundert; die Wiener Ausstellung von 1883 brachte bereits eine von hundertundfünfundzwanzig Pferdekräften. Heute findet man in größeren Elektrizitätswerken Maschinen von fünfhundert bis zwölfhundert Pferdekräften. Die Dynamomaschinen der Kraftstation der Niagarafälle haben je fünftausend Pferdestärken.

Mit Hilfe der Dynamomaschine begann für das Beleuchtungswesen eine neue Epoche, indem es jetzt möglich war, den elektrischen Strom zu Beleuchtungszwecken zu verwenden. Der Lichtbogen, den der elektrische Strom zwischen zwei Kohlenstiften erzeugt, verbreitet große Helligkeit und fand in den Bogenlampen alsbald nützliche Anwendung, wo es galt, weite und hohe Räume, Straßen und freie Plätze taghell zu erleuchten. Der großen Mehrzahl der Bedürfnisse des täglichen Lebens vermochte aber das blendend weiße Licht des elektrischen Bogens nicht zu ge-

nügen, und besonders war es unmöglich, die Teilbarkeit des elektrischen Lichtes in wünschenswerter Weise zu bewerkstelligen. Diese Aufgabe zu lösen, war der elektrischen Glühlampe vorbehalten. Die Eigenschaft des elektrischen Stromes, Leiter von hohem Widerstande, besonders Kohle aus vegetabilischen Fasern zum Glühen zu bringen, war den Forschern schon lange bekannt. Aber erst dem Amerikaner Edison gelang es, eine praktisch brauchbare Glühlampe herzustellen, die auf der internationalen elektrotechnischen Ausstellung in Paris im Jahre 1881 zum ersten Male dem europäischen Publikum vorgeführt wurde. Ein Kohlenfaden im luftleeren Glasballon — der Birne — und zwei Platindrähte sind die Elemente, aus denen sich die Glühlampe zusammensetzt. Der Leuchtkörper besteht aus einem Kohlenfaden, zu dessen Herstellung man anfangs Kartonpapier verwandte, das in hufeisenförmige Fäden zerschnitten und verkohlt wurde. Später verwendete man Bambusfäden zur Herstellung derselben. Jetzt verwendet man dazu reine Cellulose, welche sowohl durch Gleichmäßigkeit als durch die physikalischen Eigenschaften der daraus gewonnenen Kohle die größten Vorteile bietet. Die künstlich hergestellte Fadensubstanz — Cellulose — wird durch eine Düse von vorgeschriebenem Durchmesser gepreßt und dadurch zu einem endlosen Faden geformt, dessen Dicke gleich dem Durchmesser der Düse ist, und auf Spulen aufgewickelt, dann in kleinere Fäden zerschnitten, in die charakteristische Form des Hufeisens oder der Schleife gebogen, schließlich verkohlt und in den bekannten luftleer gemachten Glasballons, den Birnen, befestigt.

Nachdem diese Lampen konstruiert waren, deren Hauptvorteil neben der Bequemlichkeit in der Benutzung namentlich darin besteht, daß die Zahl der Lampen beliebig vergrößert werden kann, ohne durch Ausstrahlung von Wärme eine besondere Belästigung zu erzeugen, z. B. in Theatern und Konzertsälen, deren Temperatur durch die zahlreichen brennenden Gasflammen bis zum Unerträglichen gesteigert wurde, gab es nicht wenige Stimmen, welche das Gas geradezu auf das Gebiet der Heizung beschränkt wissen wollten. Aber gerade die intensive Heizkraft des Gases sollte der Ausgangspunkt einer neuen Aera für die Gasbeleuchtung werden. Wenn in einem sogenannten Bunsenbrenner (so benannt nach Professor Rob. Wilh. Bunsen in Heidel-

berg) Gas mit atmosphärischer Luft vermischt und dann angezündet wird, erhält man eine fast farblose Flamme, welche eine ungemein hohe Temperatur, von mehr als 1000° Celsius, hat. Ein junger Assistent am Laboratorium der Wiener Universität, Dr. Auer, machte die Entdeckung, daß es möglich ist, in den Flammen eines solchen Bunsenbrenners ein Aschenskelett aus sogenannten Edelerden (Cer, Lanthan, Didym, Thor, Zirkon u. a.) zur Weißglut zu erhitzen und damit ein intensives Licht zu erzeugen. Anfangs stand der allgemeinen Verwendbarkeit seines Verfahrens das anscheinend seltene Vorkommen jener Edelerden im Wege. Als es aber gelungen war, auf den Goldfeldern Brasiliens und Australiens, in Nordamerika und am Ural mächtige Lager derselben aufzufinden, verbreitete sich das „Auerlicht" mit Riesenschnelle über die ganze Erde. Die Erfindung des Auerschen Gasglühlichtes bedeutet daher einen Wendepunkt auf dem Gebiete der Gasbeleuchtung und das Leuchtgas darf in ihm mit Recht seine Wiedergeburt feiern.

Vom Standpunkt der Technik ist das Gas- und Lampenlicht grundsätzlich nicht verschieden voneinander. Bei dem einen wie bei dem anderen wird eine so hohe Temperatur erzeugt, daß ein fester Körper zum Glühen kommt. Verschieden ist nur die Art, wodurch die hohe Temperatur erzeugt wird. Bei Kerzen, Lampen und Gas geschieht das durch den chemischen Prozeß der Verbrennung, beim elektrischen Licht dadurch, daß dem elektrischen Strome ein Widerstand entgegengesetzt wird, so daß ein Teil der elektrischen Kraft zunächst in Wärme und dann in Licht umgesetzt wird.

Eine wesentliche Förderung erfuhr die Verallgemeinerung des Gasglühlichts durch allerlei Erleichterungen, welche dem Publikum von den Gasfabriken eingeräumt werden. Eine interessante Errungenschaft in dieser Beziehung sind die in großen Städten in den letzten Jahren aufgetauchten Gasautomaten, welche gegen den Einwurf eines Geldstückes soviel Gas abgeben, als für dasselbe überhaupt geliefert werden kann. Der Gasautomat soll insbesondere den kleinen Familien die Nutznießung des Gases ermöglichen. In England sind bereits über fünfhunderttausend solcher Apparate aufgestellt und in wenigen Jahren an 30 Millionen Mark darin angelegt worden.

Ungeachtet aller dieser Fortschritte arbeitet es fort und fort in den Werkstätten menschlichen Denkens, um den Lichtschwingungen ihre Geheimnisse abzuringen, damit sie, in den Dienst der künstlichen Beleuchtung gestellt, immer Vollkommeneres leisten. Eine Reihe von Erfindungen, welche in dieser Beziehung gemacht sein sollen, gehört ins Gebiet der Phantasmagorie, der jede praktische Bedeutung fehlt. Ernst zu nehmen ist aber die Nernstsche Glühlampe. Es handelt sich bei derselben nicht um eine neue Art der bisher bekannten elektrischen Lampen, sondern um einen ganz neuen Typus, da Professor Nernst mit dem bisherigen Verfahren, bei welchem leitende Substanzen, zuerst Platindrähte, dann Kohlenfäden, benutzt werden und die Technik sich bemühte, die Ausnutzung namentlich der Kohle auf einen möglichst hohen Grad zu bringen, völlig bricht und an Stelle der bisher benutzten Materialien Metalloxyde, wie Magnesia, Thonerde und die beim Auerbrenner angewandten Edelerden, setzt. Früher sah man diese Stoffe als nichtleitend an; Nernst hat aber nachgewiesen, daß sie leitend gemacht werden können, sowie man sie auf eine bestimmte Temperatur erhitzt. Ist das geschehen, so lassen sie den elektrischen Strom durchgehen, und zwar Gleichströme so gut wie Wechselströme werden dadurch zum Glühen gebracht und entwickeln dann vermöge ihrer großen Lichtausstrahlungsfähigkeit ein stärkeres und namentlich weißeres Licht, als die Kohlenfäden. Ferner haben die von Nernst verwandten Edelerden den Vorzug, daß sie bei der enorm hohen Temperatur von 3000 Grad Celsius, die bei ihrem Glühen auftritt, ganz unversehrt bleiben, während Platin und Kohle sich sofort verflüchtigen. Der Vorteil, der dadurch erreicht wird, besteht darin, daß mit ungleich geringerem elektrischen Strom eine hohe Lichtstärke erreicht werden kann, so daß das Licht der gewöhnlichen Bogenlampen dabei Schatten wirft, und daß trotzdem eine Kraftersparnis eintritt, welche die Kohlenfadenlampe bedeutend übertrifft. Sehr wesentlich ist endlich, daß das Nernstsche Licht zum Glühen des Leuchtkörpers keines luftleeren Raumes — keiner Birne — bedarf, sondern daß im Gegenteil Luftzutritt die Leuchtkraft noch erhöht. Die Herstellung des Leuchtkörpers und der Verbindung des Glühstoffes mit den Stromzuleitungen gelang schnell; die Hauptschwierigkeit bestand darin, den Leucht-

körper, der ja, bevor er erglüht, einer Erhitzung bedarf, leicht und selbstthätig zu erwärmen. Platin, welches zuerst verwandt wurde, verteuerte die Lampen zu sehr. Jetzt ist es aber Professor Nernst gelungen, im Elektrischen Institut in Göttingen, welches unter seiner Leitung steht, einen neuen haltbaren und billigen Heizkörper zum automatischen Anwärmen des Leuchtkörpers zu finden. Nachdem jetzt diese letzte Schwierigkeit überwunden ist, wird die Technik alsbald im stande sein, das Nernstsche Licht in der Praxis in Anwendung zu bringen und damit ein ganz neues Gebiet der elektrischen Beleuchtung zu eröffnen.

Als ein für viele Gelegenheiten, besonders in vereinzelt stehenden Instituten, sehr wichtiges Beleuchtungsmittel ist auch ein anderes Kind der Neuzeit und der Elektrotechnik in Betracht zu ziehen: das Acetylen.

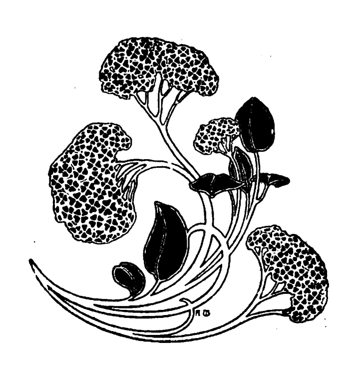
Die chemischen Wirkungen mächtiger elektrischer Ströme haben bereits manchen Umschwung in der Technik hervorgerufen, und die Kraft des Stromes, zu scheiden und zu verbinden, hat auf verschiedenen Gebieten Verwendung gefunden. Eine der hervorragendsten Entdeckungen in dieser Beziehung ist die von dem Franzosen Moissan und dem Amerikaner Wilson zu gleicher Zeit hergestellte Verbindung von Kohlenstoff und Kalk, das Calciumcarbid. Das Calciumcarbid, welches mit Hilfe von sehr starken elektrischen Strömen fabrikmäßig hergestellt wird, hat die Eigenschaft, daß es, mit Wasser in Berührung gebracht, sich zersetzt. Es schwillt auf, wird weiß und entwickelt ein eigentümlich riechendes Gas, das Acetylen, welches mit stark rußender Flamme brennt und mit den übrigen Kohlenwasserstoffen (Sumpfgas, Leuchtgas, Petroleum) die Eigenschaft der Giftigkeit gemein hat. Um das starke Rußen der Acetylenflamme zu verhindern, ist es notwendig, das Acetylen mit einer entsprechenden Menge Luft zu vermischen. Die Leuchtkraft des Acetylens ist sehr groß, der Verbrauch desselben daher bedeutend geringer, als beim Leuchtgas. Zwei Uebelstände sind aber bei der praktischen Verwendung des Acetylens nicht außer acht zu lassen. Das ist zunächst die Intensität, mit welcher sich das Gas beim Zusammentreffen des Calciumcarbids mit Wasser entwickelt, weshalb es vor Wasser und der immer Feuchtigkeit enthaltenden Luft ge-

schützt werden muß. Ein zweiter Uebelstand ist der, daß es mit gewissen Kupferverbindungen und auch bei längerer Berührung mit metallischem Kupfer explosive Stoffe bildet, weshalb bei der Verwendung desselben alle kupfernen und kupferhaltigen Teile vermieden werden müssen.

Hiermit sind wir am Schlusse unserer Betrachtung angelangt und es erübrigt noch, eine Perspektive nach anderer Richtung für die Zukunft zu eröffnen, indem wir auf das bescheidene Johanniswürmchen, auf das Leuchten des faulen Holzes und auf das Leuchten des Meeres verweisen. Alles das sind Fälle von kaltem Licht, die es vor Augen führen, daß die bei allen Methoden künstlicher Beleuchtung vorhandene innige Verbindung von Wärme und Licht doch keine notwendige ist. Das Johanniswürmchen strahlt etwa den vierhundertsten Teil der Wärme aus, wie eine Gasflamme von gleicher Lichtintensität. Drei Arten von strahlender Energie sind bekannt: Elektrizität, Wärme, Licht. Alle drei werden auf wellenförmige Schwingungen eines unendlich feinen, auch die Körper selbst durchdringenden Weltäthers zurückgeführt. Diese verschiedenen Strahlungsarten lassen sich bis auf einen gewissen Grad ineinander umformen, und hierauf kann man die Hoffnung gründen, es werde der Wissenschaft einmal gelingen, einen erheblich größeren Betrag von strahlender Kraft als bisher in Form von Lichtstrahlen zu gewinnen.

Dem jetzt lebenden Geschlecht ist die Aufgabe zugefallen, ungeheure Fortschritte in Bezug auf das Erkennen der Natur und ihrer Gesetze und auf das Eingreifen dieser Fortschritte in die Erscheinungen und Formen des täglichen Lebens zu machen. Daraus erwächst ihm die schwierigere Aufgabe, sich der durch den stürmischen Fortschritt der Wissenschaft in neue, ungeahnte Bahnen geleiteten Technik anzupassen. Daß das nicht ohne weiteres möglich ist und zu mancherlei Erscheinungen im Leben der Gesellschaft führt, die einen revolutionären Charakter haben, ist leicht erklärlich. Dieses Heraustreten der Wissenschaft in das öffentliche Leben, das ist eben das unterscheidende Merkmal unserer Zeit, in welcher jeden Tag mehrere eiserne Arbeiter unaufhörlich für je einen civilisierten Menschen thätig sind, in welcher der weltverbindende Telegraph unseren Verkehrsver-

hältnissen nicht mehr genügt und der Uebertragung des lebendigen Wortes durch das Telephon Platz machen muß, und in welcher endlich die jüngste Frucht der Verbindung von Naturwissenschaft und Technik, die Elektrotechnik, in ihrem rapiden Entwickelungsgange der Menschheit immer neue, in ihrer Ausdehnung ganz unabsehbare Gebiete für weitere Erforschung und nützliche Anwendung der Naturkräfte eröffnet. Immer noch „mehr Licht" verlangt der nie rastende, allezeit nach vorwärts drängende Menschengeist, der alle Nacht zu lichten strebt. Die bisher gemachten Errungenschaften berechtigen zu der Hoffnung, daß das Bedürfnis der Menschen nach „mehr Licht" in Zukunft leichter befriedigt werden wird, als je zuvor.





Schloß Linlithgow,
Geburtsstätte Maria Stuarts.

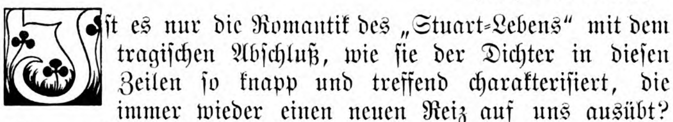
Motto:
Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und das Herz den Frauen gegeben —
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst,
Das ist ein Stuartleben.
Fontane.

Tragödien der Weltgeschichte.

1. Historische Untersuchung über die Schuld Maria Stuarts.

Von Dr. H. König.

(Nachdruck verboten.)



Ist es nur die Romantik des „Stuart-Lebens" mit dem tragischen Abschluß, wie sie der Dichter in diesen Zeilen so knapp und treffend charakterisiert, die immer wieder einen neuen Reiz auf uns ausübt? Warum ist speziell das Interesse an Maria Stuart, der unglücklichen Schottenkönigin, noch nicht erloschen? Warum wählen nicht nur Dichter und Maler, sondern auch die Geschichtschreiber immer wieder diese Gestalt zum Gegenstand ihrer Darstellung? War Maria Stuart etwa eine große Fürstin? Zeichnete sie sich durch Tugend und Seelenadel vor ihren Zeitgenossen aus? Kann ihre Schönheit und ihr Liebreiz allein den Anteil erklären, den die Welt noch nach Jahrhunderten an ihr nimmt? Ist es der dämonische Zauber des Fluches, der auf dem Geschlechte der Stuarts lastet, welcher die Gestalt der Schottenkönigin in einen seltsamen Nimbus hüllt? Läßt das Unglück und das tragische Ende Marias eine Saite in unserm Herzen anklingen? Spricht das Geheimnis,

das noch immer über Einzelheiten ihres Lebens liegt, eine solch vernehmliche Sprache zu unserem Gemüt, oder lockt es den Scharfsinn des Geschichtsforschers, die Rätsel zu lösen?



Maria Stuart.
(Nach einem Porträt in der Bodleyschen Galerie zu Oxford.)

Ich meine, vor allem ist es das psychologische Problem, das diese Königin, wie die meisten Stuarts, stellt, was den Dichter, Künstler und Historiker in gleicher Weise zur Darstellung lockt, die dem ganzen Hause Stuart eigentümliche Mischung von überspanntem Idealismus, falscher Ritterlichkeit, Unfähigkeit,

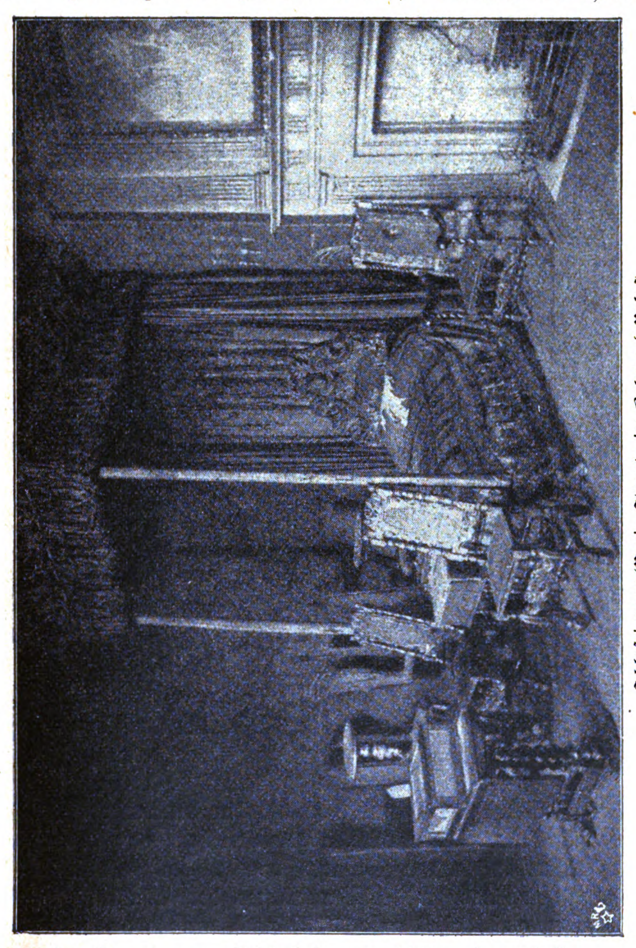
ihre Zeit zu begreifen, unkluger Hartnäckigkeit und der Vorliebe für krumme Wege. Edles und Unedles, Anziehendes und Abstoßendes findet sich auch bei Maria Stuart in seltsam enger Verquickung, und so ist es nicht zu verwundern, daß von dieser Königin wie von kaum einer andern das Wort Schillers gilt:

Von der Parteien Haß und Gunst entstellt,
Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte.

Seit Jahrhunderten ist in leidenschaftlicher Weise für und gegen Maria Stuart Stellung genommen worden; den einen ist sie eine Märtyrerin, den andern das Abbild aller Verworfenheit. Daß die zeitgenössischen Urteile ebenso auseinander gehen, hat vor allem darin seinen Grund, daß Maria Stuart eine Parteikönigin war. Und wo einmal der Parteihaß und die Parteipolitik ihre Hände im Spiel haben, da kommt die objektive, sachliche Wertung der Charaktere nicht mehr zum Wort. Jede Partei betont naturgemäß diejenigen Momente, die für die Parteipolitik die zweckmäßigsten sind, um die entgegengesetzten nach Möglichkeit zu verschleiern. Während es dem Dichter wie dem Künstler unbenommen ist, nach subjektivem Ermessen seiner künstlerischen Freiheit Licht und Schatten in dem von ihnen zu schaffenden Bilde zu verteilen, wie dies Schiller in seinem Trauerspiel zu gunsten Marias that, ist es Pflicht des Historikers, unbestechlich die Zeugnisse „für und wider" zu prüfen, und so zu einem objektiven Urteil zu gelangen. Letzteres soll im folgenden auch unsere Aufgabe sein.

Maria Stuart war eine Parteikönigin, sagten wir, der Stützpunkt, die große Hoffnung einer gewaltigen Partei, die im ausgesprochenen und leidenschaftlichsten Widerspruch zu der Politik der damaligen englischen Regierung stand. Während die große Elisabeth, die englische Königin, hinter sich ihre Minister und die Protestanten des Landes hatte, stützte sich ihre Gegnerin, Maria Stuart, auf den Papst und die Katholiken Englands und Irlands, ferner auf den König von Spanien, den König von Frankreich und den größten Teil der schottischen Bevölkerung, auch diejenigen nicht ausgeschlossen, die nicht Katholiken waren. So hat das Schicksal der Königin schon unmittelbar nach ihrer Hinrichtung eine Fülle von Druckschriften hervorgerufen, deren Standpunkt, je nachdem der Ver-

fasser Anhänger oder Gegner der Königin, sehr verschieden war. Im Lager der Freunde wird sie als eine Märtyrerin,



Schlafzimmer Maria Stuarts im Holyrood-Palast (noch heute im alten Zustande erhalten).

als ein Engel von Schönheit und Güte, Herablassung und Anmut gepriesen; ein Ton leidenschaftlicher Verehrung geht durch alle diese Verteidigungsschriften. Im Gegensatz zu ihr

wird ihre mächtige Rivalin, die Königin Elisabeth, als ein grausames Weib hingestellt, die kalt lächelnd das Todesurteil ihrer königlichen Schwester unterschrieb, und ebenso sind die Leute aus der Umgebung der Königin Elisabeth, insonderheit ihre Minister, nur von der Leidenschaft der Grausamkeit geleitet.

Im Lager der Königin Elisabeth erleben wir dasselbe Schauspiel: Maria Stuart steht da als ein maßloses, frivoles Weib, die in ihrem leidenschaftlichen Haß gegen die englische Königin keine Intrigue und keinen noch so krummen Weg scheut, die jeglichem bösen Einfluß zugänglich ist. Sie habe den Tod auf dem Schafott zehnfach verdient, und die Königin Elisabeth von England habe gar nicht anders handeln können, als das Todesurteil zu unterschreiben.

Für uns Deutsche, die wir durch die Schillersche Tragödie immerhin unbewußt beeinflußt werden, wird es schwer, zwischen diesen gegensätzlichen zeitgenössischen Urteilen die richtige Mitte zu finden, da der große Dichter die Gestalt der Königin unserem menschlichen Empfinden so unmittelbar nahe gerückt hat. Freilich ist auch er nicht im stande, die Königin von jeglicher Schuld freizusprechen; aber er entschuldigt sie doch, er weiß unser Mitgefühl, unsere Teilnahme für sie zu wecken, indem er nicht in erster Linie die Königin, sondern das unglückliche Weib in den Vordergrund stellt und am Schluß seiner Tragödie bei dem Zuschauer eine tiefgehende Sympathie für die unglückliche Königin erzielt. Es wird uns Deutschen deshalb besonders schwer fallen, zu sagen: Maria Stuart ist mit Recht hingerichtet worden, sie hat den Tod verdient. Aber mag es uns auch immerhin schwer fallen, ein derartiges Urteil zu fällen, so hat die moderne Geschichtsforschung, die ohne Parteivorurteile, auf Grund sorgfältigsten Quellenstudiums und Entdeckung neuer Dokumente, abgewogen hat, was zu Gunsten oder Ungunsten Maria Stuarts spricht, doch ein sehr ungünstiges Resultat für die Beurteilung der Königin gegeben. Noch ist ja nicht alles aufgeklärt, noch weiß man nicht, inwieweit die Haltung der Königin Elisabeth in allen Stücken richtig beurteilt wird, noch ist manche Frage auch betreffs der Königin Maria nicht vollständig gelöst; aber das, was an

sicheren Resultaten erzielt ist, genügt, um zu einem sehr wenig günstigen Urteil über die Schottenkönigin zu gelangen und die Anteilnahme, die wir rein menschlich an ihr zu nehmen ge-



Königin Elisabeth von England.

wohnt sind, abzuschwächen, wenn man auch immerhin bedauern kann, daß diese stolze Königin auf dem Schafott ihr Leben enden mußte.

Wenn die moderne Geschichtsforschung sagt, daß Maria ihren Tod unbedingt verdient hat, so mag demgegenüber als

einzige Entschuldigung vielleicht gelten, daß ihre Freunde ihr mehr geschadet haben, als ihre Feinde. Aber sie selbst war nicht ein willenloses Werkzeug in der Hand ihrer Parteigänger, sondern sie hat sich, wie jetzt zweifellos festgestellt, aus eigener Initiative mit Rat und That an den schmachvollsten Handlungen und Intriguen beteiligt, auf die nach allen Gesetzen die Todesstrafe steht. Ein annähernd richtiges Urteil über Schuld oder Nichtschuld wird man sich bilden können, wenn man auf Grund der nachfolgenden Schilderung das Leben der Königin prüft.

Maria Stuart wurde am 8. Dezember 1542 als Tochter Jakobs V. von Schottland geboren. Sie wurde in Frankreich erzogen und mit sechzehn Jahren mit dem Kronprinzen von Frankreich, dem späteren König Franz II., vermählt. Schon nach zweijähriger Ehe, also mit achtzehn Jahren, war die Königin Witwe. Da auch ihre Mutter, die Regentin von Schottland, gestorben war, kehrte Maria nach Schottland zurück, wo sie von dem Volk mit Jubel empfangen wurde.

Ihr Erscheinen in Schottland war für die Königin Elisabeth von England sehr unangenehm, denn Maria Stuart erhob gleichzeitig Ansprüche auf den englischen Thron. Durch den Vertrag von Edinburgh war nämlich Maria Stuart wegen ihrer Abstammung für unfähig erklärt worden, den Thron von England zu besteigen. Sie verweigerte aber nach ihrer Rückkehr nach Schottland die Annahme dieses Vertrages und die Bestätigung desselben.

In Schottland selbst herrschte wenig Einigkeit, besonders unter den Adeligen in der Umgebung Maria Stuarts. Hier bekämpften sich Katholiken und Protestanten, und untereinander die Adelsfamilien, die nach der Herrschaft strebten. Maria Stuart verstand es, sich zwischen den Parteien in Schottland hindurchzulavieren, besonders da sie den freundlichen Ratschlägen ihres Halbbruders, des Grafen Murray, folgte.

Leider haben aber im Leben dieser Königin die Männer eine verhängnisvolle und traurige Rolle gespielt. Maria Stuart schenkte dem Grafen Darnley ihre Liebe und heiratete ihn im Jahre 1565. Der Lord war jung und schön, aber das waren auch seine einzigen guten Eigenschaften. Maria Stuart muß wenig Lebenserfahrung gehabt haben, daß sie sich von dieser

angenehmen Außenseite ihres Gatten bestechen ließ, der, geistig unbedeutend, einen nichts weniger als einwandfreien Lebenswandel führte. Die Ehe war nicht nur eine in jeder Beziehung unglückliche, sondern entfremdete Maria auch völlig ihrem Halbbruder Murray und dessen Partei.

Die Kluft, die Maria von ihrem Gatten trennte, wurde immer breiter. Die Königin that alles, um ihn ihre Geringschätzung fühlen zu lassen. Dabei hielt sie ihn von allen Staatsgeschäften fern, während sie ihren Kabinettssekretär, den Italiener David Riccio, mehr und mehr heranzog. Der leidenschaftliche Darnley, der in dem Kabinettssekretär den Nebenbuhler fürchtete, faßte gegen diesen einen heftigen Groll. Er stellte sich an die Spitze einer calvinistisch-englischen Verschwörung, die sich gegen die Königin und ihren Sekretär Riccio richtete. Mit seinen Mitverschwörern drang er während eines Ministerrates, an dem die Königin teilnahm, in das Kabinett derselben.



Graf von Murray,
Halbbruder Maria Stuarts.

Riccio suchte vergebens zu den Füßen seiner Herrin Schutz, er wurde von den Schergen Darnleys vor den Augen der Königin hingemordet.



Sir William Cecil, Lord Burleigh,
leitender Minister der Königin Elisabeth von England.

Darnley entschuldigte sich mit der Behauptung, er habe genügenden Grund zur Eifersucht gegen Riccio gehabt; jedoch hat die spätere Geschichtsforschung ergeben, daß Maria wohl in jeder Weise ihren Kabinettssekretär protegierte, aber niemals zu ihm in intimere Beziehungen getreten ist und somit ihrem Gatten auch keinen Grund zur Eifersucht gegeben hat. Es war nur natürlich, daß durch den Mord Riccios sich der Gegensatz zwischen Darnley und Maria verschärfte. Bei dem leidenschaftlichen Temperament der Königin ist es auch zu begreifen, daß sie nichts that, ihren tiefgewurzelten Groll gegen Darnley zu bemeistern. Im Jahre 1567 erkrankte ihr Gatte in Glasgow an den Pocken und zog sich nach Kirk of Field bei Edinburgh zurück und fand hier am 10. Februar 1567

durch Mörderhand einen jähen Tod. Bis heute ist die Ermordung Darnleys noch nicht völlig aufgeklärt; Thatsache

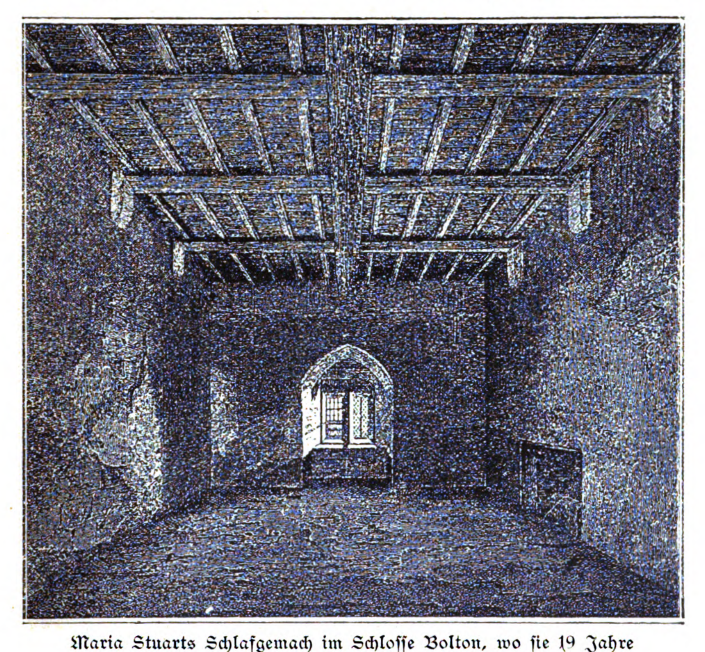


Franz II., König von Frankreich, als Kronprinz,
erster Gatte Maria Stuarts (1558—60).

jedoch ist es, daß sich die Königin, trotz des bestehenden Zerwürfnisses zwischen ihr und ihrem Gatten, kurz nach Beginn

der Krankheit zu ihrem Gemahl begeben hat und nach außen hin eine Versöhnung mit ihm herbeiführte. Einige Tage später begab sie sich zur Hochzeit einer ihrer Hofdamen, und während sie auf dem Feste weilte, wurde das Haus, in dem der Kranke lag, in die Luft gesprengt. Merkwürdigerweise fand man denselben indessen nicht zerschmettert oder verbrannt, sondern erdrosselt im Park. Der Urheber des Mordes war jedenfalls der Earl of Bothwell, der in der letzten Zeit der Vertraute Marias gewesen war. Obwohl er erst eine kurze Zeit verheiratet gewesen, hatte er die Neigung der Königin erwidert, jedenfalls aus politischen Rücksichten, und hatte sich an die Spitze einer Anzahl calvinistischer Edelleute gestellt, die sich an Darnley rächen wollten. Wie weit Maria an dem Komplott gegen ihren Gatten resp. an der Mordthat beteiligt gewesen ist, ist bis heute noch nicht völlig aufgeklärt, und die sogenannten Kassettenbriefe, die sie als die Urheberin des Mordes erscheinen lassen, sind wiederholt als unecht beanstandet worden; immerhin ist das Belastungsmaterial gegen Maria so schwerwiegend, daß nach dem heutigen Stand der Geschichtsforschung wohl gesagt werden muß, daß Maria von jeder Mitschuld nicht freizusprechen ist. Die allgemeine Volksstimme bezichtigte sofort Maria Stuart des Mordes an ihrem Gemahl; man glaubte, daß der Plan von ihr wohlvorbereitet war, und ebenso wenig zweifelte man daran, daß Maria ihn mit allen ihren Mitteln gefördert hatte. Gegen Bothwell wurde ein Gerichtsverfahren eröffnet, aber sowohl das Gericht, als das Parlament sprachen ihn frei; und was nun folgt, wirft ein äußerst ungünstiges Licht auf die Königin. Maria ernannte Bothwell zum General-Admiral und veranlaßte die Scheidung seiner Ehe auf Grund naher Verwandtschaft. Am 10. Februar 1567 war Darnley ermordet worden, und schon am 15. Mai heiratete Maria seinen Mörder Bothwell. Auch diese Heirat vollzog sich unter eigentümlichen Umständen. Bothwell entführte nämlich Maria, die er mit einer bewaffneten Schar auf der Landstraße überfiel, und zwang sie angeblich durch Bedrohung mit dem Tode dazu, ihn zu heiraten. Später aufgefundene Dokumente beweisen indessen, daß dieser Ueberfall nichts als eine Scheinentführung war und daß ihr nachmaliger

Gatte im vollen Einverständnis mit Maria gehandelt hat. Uebrigens war die Ehe mit Bothwell durchaus keine glückliche, ihr Gatte scheint Maria überhaupt nicht geliebt, sondern lediglich aus egoistischen Machtinteressen geheiratet zu haben. In der brutalsten Weise hat er die Königin tyrannisiert und sie

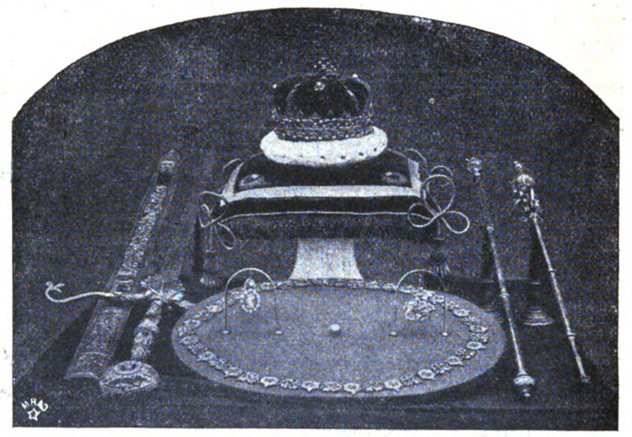


Maria Stuarts Schlafgemach im Schlosse Bolton, wo sie 19 Jahre als Gefangene gehalten wurde.
(Im Fenster hatte Maria ihren Namen eingeritzt; in neuerer Zeit wurde jedoch das Glas von einem Autographensammler zerbrochen.)

seinem Willen in politischer Beziehung gefügig gemacht. Der Haß des Adels gegen Maria und Bothwell wurde durch dessen tyrannisches Vorgehen immer mehr geschürt, so daß unter Murrays Führung sich ein regelrechter Aufstand in Schottland gegen Bothwell und Maria organisierte. Bothwell mußte nach Schweden flüchten, wo er in Malmoe bis an sein Lebensende gefangen gehalten wurde, während Maria mit fort-

währendem Unglück gegen die aufständischen Schotten kämpfte, bis ihr nichts anderes übrig blieb, als Schottland zu verlassen, nach England zu gehen und sich der Gnade der Königin Elisabeth zu empfehlen.

Elisabeth scheint ursprünglich gegen Maria Stuart nichts Böses im Schilde geführt zu haben, sie sah in ihr die unglückliche Königin und die Geschlechtsgenossin, aber die Minister der Königin Elisabeth waren von Anfang an gegen Maria Stuart, weil sie mit Recht fürchteten, daß die Ankunft der Königin von Schottland schwere Kämpfe auch für England bedeute.

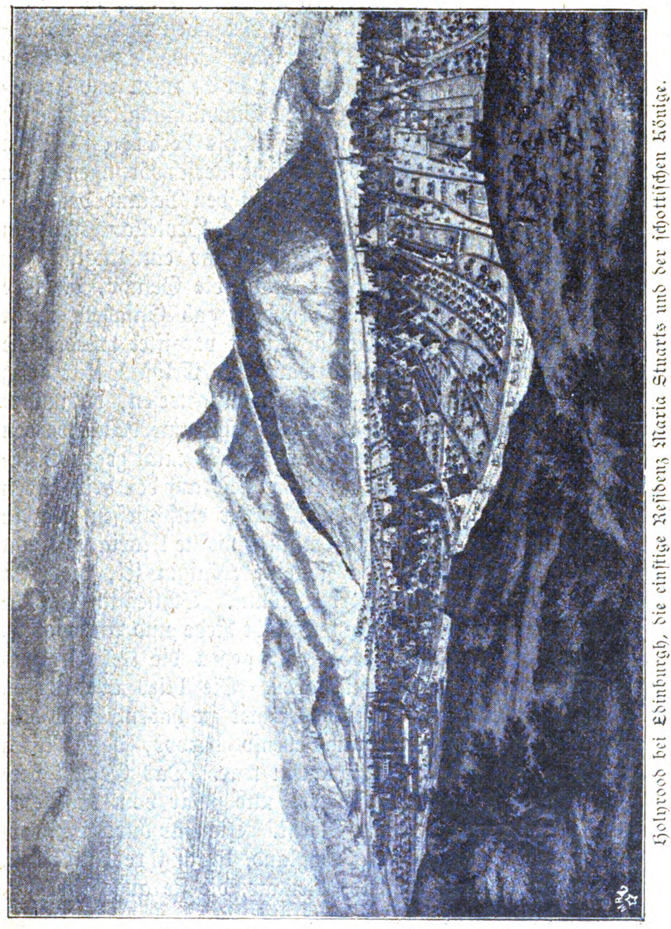


Kron-Insignien von Schottland im Schlosse zu Edinburgh.

Deshalb gewährte die Königin Elisabeth der flüchtigen Maria nicht ohne Weiteres das erbetene Gastrecht, sondern erklärte, sie werde sie erst empfangen, wenn Maria sich von dem Verdacht, an dem Morde ihres Gatten schuldig gewesen zu sein, gereinigt habe. Vorläufig wurde Maria ein einsames Schloß als Aufenthalt angewiesen und schon nach kurzer Zeit bemerkte sie, daß sie eine Gefangene sei. Als solche wurde sie auch während der fast 19 Jahre ihres Aufenthaltes in England behandelt und ihre Gefangenschaft wurde immer härter.

Es ist nur wenig bekannt, daß dieser Aufenthalt der Maria Stuart in England so lange gedauert hat. Im allgemeinen

herrscht die Ansicht vor, sie habe sich nach England geflüchtet, sei von der heimtückischen Elisabeth mit falschen Versprechungen



Holyrood bei Edinburgh, die einstige Residenz Maria Stuarts und der schottischen Könige.

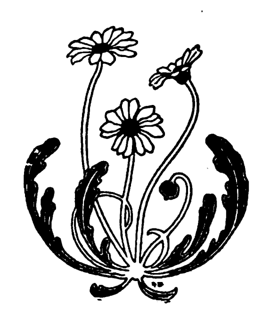
hingehalten und bald darauf hingerichtet worden. Neunzehn Jahre hindurch aber, bis 1587, hat Maria Stuart in England gegen die Königin Elisabeth, gegen die Krone Englands, gegen

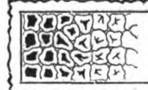
den Bestand des Reiches intriguiert. Sie hat es verstanden, selbst im strengsten Gewahrsam durch ihre Schönheit, ihre Leutseligkeit, ihr Geschick für Intriguen Leute zu finden, welche ihr als Spione, als Vermittler mit ihren Freunden in der Außenwelt dienten. Sie stand trotz strengster Bewachung in Verbindung mit dem Papst, den Königin von Spanien und Frankreich. Um ihretwillen und mit ihrer Einwilligung, wohl auch mit ihrer Hilfe, indem sie vom Gefängnis heraus aus ihrem Vermögen Geld überwies, sind zahlreiche Verschwörungen gegen das Leben der Königin Elisabeth, gegen den Bestand des englischen Reiches, gegen die Minister, den Protestantismus in Scene gesetzt worden. Maria Stuart war ein Unglück für England, und von Jahr zu Jahr wuchs die Gefahr, die ihre Anwesenheit mit sich brachte. Trotzdem gab Elisabeth nicht ihre Erlaubnis dazu, daß Maria Stuart vergiftet würde, wie die Minister wollten. Ihr Tod wäre eine Erlösung für ganz England und besonders für die Minister gewesen, da immer neue Verschwörungen mit gewaltiger Strenge unterdrückt werden mußten. Als endlich 1586 wiederum ein Attentat gegen Elisabeth geplant worden war, mußte sich diese auf den dringenden Wunsch des Parlaments und der Minister entschließen, Maria den Prozeß machen zu lassen. Anfangs wollte Maria sich nicht dem Gericht unterwerfen, da sie eine Königin sei, die nicht von Unterthanen gerichtet werden könne. Schließlich ließ sie sich aber doch dazu herbei, dem Gericht Rede und Antwort zu stehen, und sie gestand selbst zu, gegen die Königin und gegen England intriguiert zu haben. Sie blieb aber dabei, Elisabeth nicht nach dem Leben getrachtet zu haben. Aus dem Geständnisse ihrer Diener ging ebenso hervor, daß Maria Stuart eine gefährliche Intriguantin war. Das Gericht verurteilte Maria Stuart zum Tode, und zwar vom englischen Standpunkt aus mit vollem Recht. Sie war durch ihr Verhalten gegen die Königin von England, durch ihre Intriguen, durch die Verschwörungen und Attentate, die sie angestiftet hat, zehnmal des Todes schuldig.

Auf das Drängen des Parlamentes und der Minister unterzeichnete Elisabeth das Todesurteil, und dieses wurde am 8. Februar 1587 an Maria vollzogen. Ihr Verhalten während

der letzten Stunden war ein wirklich königliches und würdiges und hat ihr selbst bei ihren Feinden viel Sympathie erworben.

Ob die Königin Elisabeth nach der Hinrichtung ihrer Feindin Komödie gespielt hat, ist noch nicht aufgeklärt. Sie hatte ihrem Geheimsekretär Downson das Todesurteil übergeben, um es vom Kanzler untersiegeln zu lassen, dann sollte aber das Urteil noch geheim gehalten und erst vollstreckt werden, wenn nachgewiesen wurde, daß Maria sich an neuen Verschwörungen beteiligt habe. Der Geheimsekretär übergab dem Kanzler das Urteil, dieser untersiegelte es und ließ es sofort zur Ausführung bringen. So endete Maria. „Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst, das ist ein Stuartleben!“





Deutsche Dichtergrüße.



Gieb mir die rote Rose nicht ...

Von Ilse Frapan.

Gieb mir die rote Rose nicht,
Die so von Hoffnung glüht,
Du weißt ja, daß für mich kein Glück
Und keine Hoffnung blüht.

An dunkler Friedhofsmauer steht
Der rechte Rosenbaum,
Die schlanken Zweige säuseln leis'
All meinen Schmerz in Traum.

Dort winkt mir weiß und geisterhaft,
Von Dornen rings umstarrt,
Die Todesrose, der mein Herz
Seit lang' entgegenharrt.

Bleich schimmert sie im Mondenschein
Und flüstert sacht mir zu:
„Ein Balsam bin ich jeder Pein,
Komm nur! Im Grab ist Ruh'."





Sinkende Sonnen.

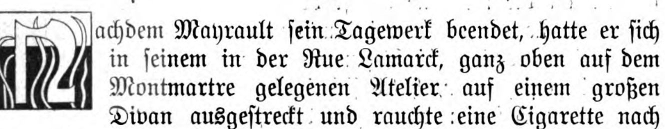
Original-Roman von **Georges Ohnet.**

Deutsch von Helene Lobedan.



(1. Fortsetzung.)

IV.



Nachdem Mayrault sein Tagewerk beendet, hatte er sich in seinem in der Rue Lamarck, ganz oben auf dem Montmartre gelegenen Atelier auf einem großen Divan ausgestreckt und rauchte eine Cigarette nach der andern, während er seinen Gedanken nachhing. Ein drei Meter hoher und fünf Meter langer Blendrahmen nahm die ganze Rückwand des großen Raumes ein. Es war die schöne Komposition der „modernen Kunst“, welche ihm vom Staat als Vorlage für die Manufaktur der Gobelins bestellt worden war. In feiner und geistreicher Auffassung hatte Mayrault die zeitgenössischen Meister gruppiert: die Maler, Musiker, Bildhauer, Dichter, und hatte als Umgebung für diese freundschaftliche Vereinigung den hübschen Garten seines Hauses gewählt, von dem aus man im Hintergrunde das Panorama von Paris erblickte. Das Gemälde machte einen ruhigen, poetischen, lichten und liebenswürdigen Eindruck.

Die Augen, welche zunächst durch den unbedingten Realismus der Kleidung und alles Zubehörs überrascht waren, wurden durch die Farbenfreudigkeit des Totaleindruckes gefesselt, durch die glänzende Technik und die Helligkeit, welche von den

Blumen, dem Grün und der Luft ausstrahlte. Als ein Freund von Mayrault kürzlich den Minister hergeführt, hatte dieser sich zu der Aeußerung verstiegen: „Er ist ein Watteau des zwanzigsten Jahrhunderts.“

Téneran lachte darüber so, daß er fast erstickt wäre. Aber wenngleich er sich selbst über die ministerielle Ueberschwenglichkeit lustig machte, war er auch seinerseits fanatisch für das Bild eingenommen. Er schrieb darüber: „Wenn die Gobelinweber mit dem Kopieren fertig sind, muß man das Werk der Sammlung des Luxembourg einverleiben, bis es seinen Ehrenplatz im Louvre einnimmt. Es ist nicht nur ein meisterhaftes Gemälde, sondern gleichzeitig auch ein unschätzbares Dokument der Kunstgeschichte, auf welchem Mayrault in klassischer Anordnung eine Galerie berühmter Männer zeigt, die angesichts von Paris, zwischen Rosen und Clematis, in vertraulichem Gespräch bei einander weilen.“

In diesem Augenblick schien der junge Künstler alle Gedanken an die moderne Kunst verbannt zu haben. Er blickte beharrlich nach der Decke, indem er bläuliche Rauchringe in die Luft blies. Seit drei Tagen war er nicht nach der Avenue de Villiers gegangen, hatte sich in seinem Atelier eingeschlossen gehalten und sah mit Bangen den sich vorbereitenden Ereignissen entgegen, da er von dem, was vorging, in Kenntnis gesetzt worden war. Seitens des Ministers waren offizielle Vermittler zu ihm gekommen, um ihm auseinander zu setzen, in welcher Verlegenheit sich die Regierung befinde. Die Jury möchte Mels den Preis zuerkennen, ihr gegenüber stehe aber die öffentliche Meinung, die ihn Mayrault zubillige, den die radikale Presse, die Kunstkritiker und seine Kollegen für den Schöpfer des ausgestellten Entwurfs erklärten.

Daniel hatte kalt alle Anerbietungen abgelehnt, die ihm gemacht worden waren, um in der Weise einen Ausweg zu finden, daß Mels die Leitung der Arbeit zuerteilt und Mayrault ihm als Genosse für die Ausführung beigeordnet werde. Er gab auf alles nur die eine Antwort:

„Ich verstehe Ihre Bemühungen nicht. Der Urheber des der Jury vorliegenden Entwurfs ist Monsieur Mels de Feutrait, mein Lehrer. Er hat ihn mit seinem Namen gezeichnet. Er

kann nur von ihm ausgeführt werden. Alle diejenigen, welche meine Hand in dem Gemälde erkennen wollen, erweisen dem Schüler eine große Ehre und thun einem so ausgezeichneten Künstler wie Monsieur Mels großes Unrecht. Ich würde glücklich sein, wenn ich, dank seiner vortrefflichen Unterweisung in seine Fußstapfen treten könnte. Doch ich denke nicht daran, mich ihm gleich zu stellen; dafür hat er zuviel Talent. Wenn die Jury eine Rechtsverweigerung begeht, indem sie den Preis nicht demjenigen giebt, der ihn allein verdient, wird unsere Stadt um ein sehr schönes Werk kommen, denn niemand könnte es besser als Monsieur Mels ausführen; jedenfalls würde ich mich nicht daran wagen. Ich würde zu sehr fürchten, den Irrtum derjenigen darzuthun, welche mir das Verdienst an der Arbeit meines Meisters zuschreiben. Daher verstehen Sie recht: entweder geben Sie den Preis Monsieur Mels — oder sonst wem Sie wollen von den saftlosen Mitbewerbern, welche Allegorien im Geschmack von Cabanel geliefert haben!“

Vergebens suchten die schlauen Mittelspersonen ihm die Vorzüge des Anerbietens klar zu machen und ihn zur Einwilligung zu überreden. Auf diese Weise würden die Erörterungen abgeschnitten, das Ministerium aus seiner Verlegenheit befreit, und gleichzeitig Mels wie die öffentliche Meinung befriedigt. Mayrault blieb unerschütterlich und erwiderte:

„Ich habe an dem Entwurfe von Monsieur Mels kein Verdienst und ich will nichts weiter von dieser Sache hören. Ich habe mit meiner ‚modernen Kunst‘ genug zu thun. Sie macht mir den Kopf warm!“

Dann führte er die Besucher vor sein bewundernswertes Gemälde, auf dem sich die zeitgenössischen Gestalten mit ebensoviel Geschmack wie Kraft in einer blumenreichen, sonnigen Landschaft bewegten.

Der Entschluß war Mayrault allerdings von der Zuneigung für seinen Lehrer eingegeben worden. Doch der Einfluß Therese Aufridis gab der Weigerung des jungen Künstlers jene beinah rauhe Festigkeit, die alle Vermittler entmutigte. Der Gedanke, daß Therese ihn tadeln, ihn für undankbar halten könne, verursachte ihm eine unerträgliche Besorgnis. Auch fühlte er sich

bei dem Gedanken erleichtert, daß er seinem Lehrer treu diene, daß er diesem einen Teil des eigenen Ruhmes überlasse, indem er sich weigerte, die Vaterschaft des allgemein bewunderten Werkes anzuerkennen.

Im tiefsten Grunde seines Gewissens fühlte er sich durch dieses Opfer gleichsam befreit. Es war wie ein Entgelt für das, was er dem Meister von der Zärtlichkeit Thereses genommen hatte; denn er konnte nicht verkennen, daß seit einigen Wochen eine große Veränderung in dem Herzen des jungen Mädchens vorgegangen war und daß er selbst sie grenzenlos liebe.

Während er rauchend auf dem Sofa lag, sagte er sich das alles und suchte zwischen den blauen Wölkchen seiner Cigarette Klarheit in seine Träume zu bringen und sich Thereses feines Gesichtchen vorzustellen. Je mehr er es suchte, desto mehr entzog es sich ihm, lächelnd und geheimnisvoll zerfloß das Bild, als bedaure sie selbst, daß sie fliehen müsse — aber sie entfloh. Sie schien zu sagen: „Es ist nicht recht, daß wir uns lieben, wir müssen einander meiden. Ich kann nicht hindern, daß dein Herz in Uebereinstimmung mit dem meinen schlägt, allein handeln wir nicht unredlich, indem wir das Vertrauen von Mels mißbrauchen? Strebe, mein Freund, nach der glücklichen und ruhmvollen Zukunft, die dir bevorsteht, und überlasse mich meinem Schmerz. Ich kann dir nicht werden, was du wünschest und dennoch liebe ich dich. Ich habe das schmerzliche Bewußtsein, deine Zuneigung besessen zu haben, und kann sie doch nicht mit gleicher Zuneigung erwidern, denn ich bin nicht frei. Ich bin an Mels durch Bande gekettet, die ich nicht brechen darf, ohne feige und undankbar zu handeln. Ich bin nicht die Frau, die du brauchst. Laß mich, Freund, und gehe die glänzende Bahn, auf der an deiner Seite schreiten zu können, ich stolz gewesen wäre."

Und wie zum Abschied lächelte der Mund mit den feinen Lippen schmerzlich in dem Antlitz, das Mayrault in seinen Träumereien sah. Denn seine Gedanken beschäftigten sich jetzt viel mit dem Rätsel von Thereses Stellung zu Mels. Als das junge Mädchen ihm gleichgültig gewesen war, hatte er keine Lösung dafür gesucht, jetzt drängte sich ihm beständig höhnend und schmerzlich die Frage auf: „Wie steht Therese mit Mels?"

Wenn früher die Ateliergenossen und die Journalisten sich zwanglos untereinander über diese Frage unterhielten, hatte die Antwort gelautet: „Selbstverständlich ist sie seine Geliebte!“ Mayrault hatte keinen Einspruch dagegen erhoben. Es erschien ihm ganz natürlich, daß die Gefühle der Schülerin für den Meister einen leidenschaftlichen Charakter angenommen hätten. Mels' kraftvolle Männlichkeit, seine Schönheit und Eleganz, der Reiz seiner aristokratischen Manieren, sein glänzender Geist wären eine genügende Erklärung für die Liebe Theresens zu dem berühmten Künstler gewesen. Dankte sie ihm außerdem nicht alles, was sie war? Wie hätte man sich da wundern können, wenn ein zärtliches Verhältnis zwischen dem jungen Mädchen und dem noch immer verführerischen Lehrer entstanden wäre?

Wenn er jetzt daran dachte, so erbebte er vor Schmerz und Empörung. Warum stets Böses voraussetzen? Welche übelwollende Klatschsucht trieb die Leute an, so frei über Therese und Mels zu reden? War es anzunehmen, oder auch nur wahrscheinlich, daß der damals fünfundvierzigjährige Meister ein Verhältnis mit einem achtzehnjährigen Mädchen angeknüpft habe, das noch bestand? — — Er rief sich ihr ganzes Verhalten, alle ihre Worte zurück, um sich eine eigene Meinung zu bilden. — Allerdings der Schein gab den Böswilligen recht. Mels duzte Therese und behandelte die Schülerin mit großer Vertraulichkeit. Die Unterhaltungen im Atelier nahmen oft einen sehr leichten und freien Ton an; Mels hatte nie versucht, dies abzustellen, was er doch wohl gethan haben würde, wenn er geglaubt hätte, daß die Sittsamkeit eines jungen Mädchens darunter leiden könne. Alles dies legte jene böswilligen Annahmen nahe genug. Und dennoch vermochte Mayrault nicht daran zu glauben.

Nun er in seiner Erinnerung nachsuchte und ganz aufrichtig gegen sich selbst war, sagte er sich: Alles deutet darauf hin — aber trotzdem ist es nicht der Fall. Nein, die Frau, welche so klar aus den Augen schaut, eine so reine Stimme hat, sich mit so jungfräulichem Anstande beträgt, die kann kein Vergehen auf dem Gewissen haben. Das ist nicht denkbar und ich kann es nicht glauben. Mels ist ihr Wohlthäter, ihr Lehrer — vielleicht hat er sie geliebt, — vielleicht liebt er sie noch?

Doch sie ist nur sein Pflegekind und seine Schülerin. Sie ist sittsam und rein. Ich habe das Recht, sie zu lieben."

Das leise Geräusch einer sich schließenden Thür und von leichten Schritten schreckte Daniel aus seinem tiefen Sinnen auf. Er richtete sich plötzlich in die Höhe und sah mit freudigem Staunen mitten im Atelier diejenige vor sich stehen, die so lebhaft seine Gedanken beschäftigt hatte.

„Ich habe Sie aufgeweckt!" sagte sie. „Sie schliefen, lieber Freund, verzeihen Sie!" —

Er ging ihr mit ausgestreckten Händen entgegen, um ihr den Schirm und Kragen abzunehmen.

„O, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen; Ihr Kommen ist mir vielmehr sehr erwünscht. Ich beabsichtigte sogar noch heute, bei Monsieur Mels vorzusprechen, um womöglich eine Unterredung mit Ihnen zu haben. Der Grund, der mich zu Ihnen geführt hätte, hat Sie vermutlich veranlaßt, zu mir zu kommen."

„Ja, Sie meinen den Wettbewerb, nicht wahr?"

Er rückte ihr einen großen Renaissancesessel mit hoher Lehne hin, in dem sie mit ernster Miene Platz nahm.

Sie sahen einander einen Augenblick an, ohne zu sprechen, froh über das Beieinandersein, und diesen köstlichen Augenblick auskostend, hatten sie es nicht eilig, auf den Gegenstand ihrer Sorge zu kommen. Mayrault hatte sich auf einen Schemel neben Therese gesetzt. Nach einer Weile schüttelte er mit dem Kopf und sagte seufzend: „Das ist eine recht dumme Geschichte, liebe Freundin, diese Kabale, die angezettelt ist, man weiß nicht wie und warum! Ich frage mich immer: Was haben die Draußenstehenden dagegen, daß Mels den Preis erhält? Und was treibt sie an, mich als Knüppel zwischen die Beine meines Lehrers zu werfen? Denn selbstverständlich kann ich nichts dafür und verlange nichts für mich."

„Sie verlangen nichts, Mayrault, nicht wahr? Und Sie werden nichts annehmen, auch wenn man noch so sehr in Sie dringt?"

Er wurde rot und sah Therese treuherzig in die Augen.

„Sie wenigstens, Therese, werden mir nicht zugetraut haben, daß ich meinen Meister um des armseligen Ruhmes

willen verraten würde und daß ich ihn in dem Augenblick verließe, wo es meine Pflicht ist, ihn zu stützen."

„Nein, das habe ich nicht gedacht. Ich bin Ihrer so sicher wie meiner selbst."

„Freilich! Und mit welchem Recht könnte ich außerdem die Ehre annehmen, die man mir aufdrängen will, da Sie daran ebensoviel Anteil haben wie ich? Ist die Arbeit denn nicht unser gemeinsames Werk? Und haben wir beide nicht unsere Pinsel in Bewegung gesetzt, um die Gedanken von Mels auf die Leinwand zu bringen? Deshalb ist er der wahre Urheber. Wir beide sind nur die ausführenden Kräfte gewesen. Auch wissen wir genau, daß, wenn wir ihm nicht zuvorgekommen wären, um ihm die Vorarbeiten zu ersparen, er den Entwurf mit noch größerer Sicherheit als wir gemalt hätte."

Thereses Augen leuchteten voller Dankbarkeit.

„Gewiß, so ist es! Wir beide, die ihn täglich arbeiten sehen, können nicht daran zweifeln, daß er noch ebensoviel Talent hat, wie je!"

Die Wärme, mit der sie sich äußerte, ließ Mayraults Herz schmerzlich zusammenzucken. Er war bereit, sich zu opfern, und trotzdem war es ihm unlieb, aus dem Munde derjenigen, die er liebte, ein so glühendes Lob des Mannes zu hören, zu dessen Gunsten er so viel dahin gab. Um seine Lippen spielte jetzt ein Lächeln, das weder froh, noch zuversichtlich war.

„Wie Sie an ihm hängen!" sagte er.

Sie zuckte zusammen und ihre Züge verdüsterten sich. In demselben Augenblicke empfand sie selbst den gleichen Schmerz, wie sie ihn Mayrault verursacht hatte. Ihre beiden Herzen, die in Hingabe an ihren Meister vereint waren, litten trotzdem unter ähnlichen Besorgnissen und Zweifeln. Sie erwiderte:

„Wie sollte ich mich nicht seiner Interessen noch mehr annehmen, als er es selbst thut?"

„Freilich! Er und Sie sind Eines!" sagte er mit Bitterkeit.

„Nein, mein lieber Freund; Eins sind wir nicht. Meine Interessen müssen immer zurückstehen, wenn es sich um die seinen handelt. Und ich wäre keine rechte Frau, wenn ich anders dächte."

Es entstand eine Pause. Mayrault hatte den Kopf gesenkt; diese Worte, die einem Bekenntnis gleich kamen, beugten ihn

nieder. Therese dagegen saß hochaufgerichtet in ihrem Lehnstuhl; ihre Augen starrten in die Dämmerung, welche allmählich das Atelier erfüllte; auch sie hing ihren Gedanken nach, ohne die Qual zu merken, die Mayrault peinigte, oder die Besorgnisse zu erraten, die ihm das Herz bedrückten, dann begann sie gelassen:

„Was wäre Therese Aufridi ohne Mels? Alles hat sie von diesem trefflichen Manne: ihre Unabhängigkeit, ihre Erziehung, ihre Kunst. Er hat aus der kleinen Vagabundin eine Frau erzogen, sie die Würde des Lebens und die Liebe zur Arbeit gelehrt. Ach, lieber Mayrault, wie soll ich je diese so hoch aufgelaufene Schuld abtragen?“

Der junge Mann hob mit einer jähen Bewegung die Stirn, sah Therese durchbohrend an und fragte mit rauher, fast drohender Stimme:

„Sind Sie denn nicht quitt mit ihm?“

„Wie wäre das möglich!“

„Haben Sie ihm nicht mehr gegeben, als er Ihnen?“

Sie erbleichte und ihre Brauen zogen sich zusammen; aber sie blieb gelassen und sagte nun ihrerseits:

„Ich verstehe Sie nicht recht. Erklären Sie sich deutlicher.“

Seine Eifersucht wurde immer heftiger, er faßte das junge Mädchen an beiden Händen und zwang sie, ihn anzublicken.

„Ach Therese, einmal, ein einziges Mal lassen Sie mich die Wahrheit wissen. Ich leide zu entsetzlich, weil ich nicht weiß, wie es steht. Haben Sie Mitleid und seien Sie aufrichtig, Therese: besitzt Mels Ihre Liebe?“

Als er zitternd die gefürchtete Frage herausstieß, lächelte sie. Ihre Züge erhellten sich. Es gelang ihr, ihre Hände zu befreien. Dann schwieg sie einen Augenblick und sagte mit etwas schelmischer Ruhe:

„Gewiß liebe ich Mels. Sie brauchten nicht so viel Umschweife zu machen, mich danach zu fragen.“

„Aber handelt es sich um Liebe? Wirkliche Liebe?“

„Das möchten Sie wissen, Monsieur Daniel, und sagen Sie, was giebt Ihnen das Recht, mir meine Geheimnisse abzufragen?“

„Therese, man hat das Recht, wenn man liebt. Und ich liebe Sie von ganzer Seele. Wußten Sie es nicht?“

„Nein, ich wußte es nicht. Wenigstens nicht, daß es so weit geht,“ sagte sie kopfschüttelnd. „Ich merkte wohl, daß Sie gern mit mir verkehren ... aber eine so große Leidenschaft? ... Mayrault, Sie sind manchmal ein Schwärmer, vielleicht sind Sie es in diesem Augenblick mehr, als gut ist.“

Er ließ sich zu ihren Füßen herabgleiten; sein Gesicht näherte sich dem ihren und er blickte ihr tief in die Augen.

„Therese, ich gehöre Ihnen ganz und gar. Ich beschwöre Sie, spielen Sie nicht mit meinem Herzen. Antworten Sie mir. Es handelt sich um meine Ruhe. Hat Mels Rechte auf Sie?“

„Alle, die ihm die Dankbarkeit geben.“

„So lieben Sie ihn nicht?“

„Ich liebe ihn wie einen Freund, wie einen Vater!“

Er stieß einen Freudenschrei aus, faßte sie an den Schultern, zog sie an sich, und als er ihre schönen Lippen, die erbleichend ihm zulächelten, so nahe an seinem Munde sah, drückte er einen Kuß darauf. Sie atmete tief auf, ließ ihren Kopf auf die Schulter Mayraults sinken und blieb dort regungslos und wie halb betäubt. Er preßte sie enger an sich und redete ihr zu mit innigen, liebkosenden Worten, so wie man ein Kind zu beruhigen sucht. So verharrte sie eine Weile wie gebrochen, und lauschte seinen Beteuerungen, die er ihr zärtlich ins Ohr flüsterte.

Endlich schien sie aus diesem Traume zu erwachen, strich sich mit der Hand über die Augen und richtete sich langsam in die Höhe. Mayrault, den diese Geberde beunruhigte, blieb zu ihren Füßen liegen und blickte sie mit flehender Angst an. Da beugte sie sich zu ihm herab und ihre Lippen berührten einen Augenblick seine Stirn. Er wollte vor Wonne aufjauchzen, doch sie legte ihre Hand auf seinen Mund, zog ihn empor und trat mit ihm schweigend und glückstrahlend in den Garten, der noch von der sinkenden Sonne erhellt war.

Der mit blühenden Rosenbüschen geschmückte und nach Glycinen duftende Garten wurde in seiner ganzen Breite durch eine Terrasse begrenzt, die sich steil am Rande des Abhangs über den Place St. Pierre erhob und durch eine grüne lebendige Hecke abgeschlossen war. Eine kleine, mit wildem Wein berankte Laube bildete das äußerste Ende. In diesem lauschigen grünen Nest, in dessen Blättern die Abendluft spielte, nahmen

sie Platz und blickten auf das ferne Paris, das zu ihren Füßen ausgebreitet lag; sie sahen allmählich die Lichter anzünden, die, je dunkler es wurde, desto heller leuchteten. Ein dumpfes Geräusch, das aus den Straßenrufen und dem fieberhaften Treiben der Großstadt gemischt war, grollte von dort unten wie Meeresbrausen zu ihnen empor.

Das war die dumpfe, von der Lebensthätigkeit eines ganzen Volkes hervorgebrachte Begleitung, unter der Mayrault ihr seine Hoffnungen und Wünsche kund gab. Therese lauschte ernst, tief ergriffen und entzückt dem Bekenntnis seiner Liebe. Er, der neben ihr saß, ihre Hand in der seinen hielt, war der junge, schon so berühmte Künstler, den man so beneidete — und er zitterte vor ihr! Unter den schönsten und gefeiertesten Damen hätte er nur zu wählen brauchen; alle wären stolz auf seine Huldigungen gewesen. Und er hatte sie erwählt und bekannte dies demütig und flehend.

Es kam eine solche Fülle der Wonne über sie, daß ihre Lippen bebten und ihre Augen sich mit Thränen füllten, daß sie unfähig war, zu antworten, still da saß und weinte, angesichts des brausenden, rauschenden Paris und unter den blassen Sternen, die am Himmel flimmerten. Er, den diese schweigende Ergriffenheit tiefer rührte, als es leidenschaftliche Beteuerungen, hätten thun können, blickte sie lächelnd an und suchte nicht die Thränen zu stillen, die, wie er wußte, beglückend und wohlthätig waren. Jede silberne Spur, die aus ihren liebevollen Augen bis zu den zitternden Lippen floß, war ihm ein Beweis ihres schlichten und aufrichtigen Gefühls.

Die Zeit enteilte, ohne daß sie es merkten. Von der nahen Kirche schlug es sieben Uhr. Therese schreckte zusammen. Sie sah Mayrault betroffen an, als erwache sie aus einer Verzückung; sie betrachtete ihn jetzt mit ganz neuen Augen. Aber sie lächelte. Es war alles unverändert und die Wirklichkeit so lieblich wie ihr Traum. Nun war sie es, die ihre Arme um ihn schlang, ihn zärtlich an sich zog und den Freund innig auf die Stirn küßte und auch auf die blonden Haare.

„Ach, Therese, wie ich Sie liebe!“ stammelte er.

„Und ich Sie auch, Daniel! Ich liebe Sie. Und nichts

hindert mich, es Ihnen offen und ohne Vorbehalt zu sagen. Ich gehöre nur mir und jetzt gebe ich mich Ihnen!"

„Für immer!"

„Ja, für immer!"

Dann zeigte er fröhlich auf Paris.

„Sehen Sie die Stadt dort, die uns Reichtum und Ruhm verspricht. Doch was gelten ihre Gaben im Vergleich mit unserm reinen Glück? Wären Sie nicht bereit, Paris zu vergessen, mit mir einsam in diesem Häuschen und dem einsamen kleinen Garten zu leben und in unserer Kunst keinen anderen Zweck zu verfolgen, als das darzustellen, was wir erträumt haben? Würden wir nicht so wahre Meisterwerke schaffen, weil wir nur für uns selbst arbeiten?"

Sie schüttelte das hübsche, braune Köpfchen.

„Ja, doch noch sind wir nicht frei von allen gesellschaftlichen Verpflichtungen; wir haben mit der öffentlichen Meinung zu rechnen. Deshalb muß ich jetzt fort. Ich werde erwartet."

„Vom Meister?"

„Nein, er kommt heute nicht zu Tisch zurück. Aber die gute Prudentia würde sich beunruhigen, wenn ich mich verspätete."

„Dann auf Wiedersehen, Geliebteste. Aber versprechen Sie mir, sich bald ganz frei zu machen."

„Bin ich es nicht? Thatsächlich hänge ich von niemand ab, als von mir selbst. Es sind nur moralische Bande, die mich fesseln; aber sie sind sehr mächtig."

„Stärker als unsre Liebe?"

„Nein! Das wissen Sie!"

Er reichte ihr den Arm und langsam kehrten sie in das Atelier zurück; dort legte er ihr den Mantel um, und nach einem letzten Kuß entfernte sie sich. —

In derselben Stunde speiste Mels bei der Gräfin de Terrenoire. Es war ein ganz kleiner Kreis versammelt, nur acht Personen. Der General Grandissol, ehemaliger Korpskommandant, ein noch immer schlanker, beweglicher, glänzender Weltmann, reaktionär bis in die Knochen, der stets — wenigstens mit Worten — auf dem hohen Pferde saß und gegen die Demokratie zu Felde zog. Ferner Monsignor Goutte, Bischof

in partibus von Hermenopolis, der Hauptratgeber der Kongregationen, äußerlich ein glatter, geschmeidiger Prälat, im Inneren ein fanatischer Inquisitor. Madame Bernier, eine ehemalige Salonsängerin, welche große Erfolge in der vornehmen Welt gehabt hatte, aber jetzt alle musikalischen Tagesgrößen mit bitterster Kritik verfolgte. Der Dichter Vatebled, Kandidat für die französische Akademie, dessen Verse unbekannter waren als die Thatsache, daß er schon so und so oft durchgefallen war, der aber dabei beharrte, weil das Kandidieren sein Beruf war. Schließlich Paul Maichin, der Sportsman, ein junger Müßiggänger, der auf dem Rennplatz das Geld verthat, das sein Vater an der Börse gewann.

Der General trank mit Andacht einen Château Yquem, der sich seiner Anerkennung erfreute, und sagte, während er sein Glas auf den Tisch setzte:

„Sehen Sie, lieber Vatebled, Ihre Freunde von der Akademie sind alle Verräter. Sie haben sich als Kandidaten für den Sessel des armen — Dingsda — wie hieß er doch? — angeboten. — Kriegslieder hat er gedichtet — glaube ich. — Ihnen waren zwölf Stimmen zugesichert, und bei der Abstimmung haben Sie gerade fünf erhalten. Wer sind diejenigen, die Sie im Stich gelassen haben? — Ja, das werden Sie nie erfahren. Das wird Sie indessen nicht abhalten, sich wieder zu bewerben. Und die anderen werden es ebenso machen! Sagen Sie 'mal, was ist Ihnen denn an der Sache so begehrenswert?"

„Sie haben gut reden, General," sagte der Bischof von Hermenopolis. „Weshalb haben Sie Wert darauf gelegt, Korpskommandeur zu werden? Und weshalb sind Sie ganz unglücklich, es nicht mehr zu sein!"

„Ich unglücklich? Ich bin niemals unglücklich!" widersprach der General.

„Gewiß! Das ist nur eine Redensart. Aber es ist ganz natürlich, daß ein Mann alles zu erlangen trachtet, was das Geschick ihm an materiellen und moralischen Gütern zu gewähren vermag. Für Sie, General, war es der Oberbefehl. Für unsern lieben Dichter ist es die Befriedigung, einer schwer zugänglichen Genossenschaft anzugehören."

„Da es eine Akademie giebt, müßte ich ihr angehören," seufzte Vatebled. „Vom Standpunkt des Berufs ist das eine Notwendigkeit für mich. Meine Bücher haben niemals Absatz gefunden. Sie sind — Gott sei Dank! — nicht für das gewöhnliche Publikum geschrieben. Mein Drama, das im ‚Neuen Theater' aufgeführt ist, hat die Zuschauer verblüfft, die vor der Tiefe meiner Auffassung ganz ratlos da standen. Die Regierung, die ich gleichzeitig verachte und bekämpfe, wird mir nie die Ehrenlegion geben. Was bleibt mir also, wenn ich keinen Zutritt unter die Kuppel erhalte?"

„Ihre Unabhängigkeit bleibt Ihnen, mein Bester," versetzte der junge Maichin. „Wenn Sie es für nützlich halten, in Reihe und Glied zu treten, weshalb überwerfen Sie sich dann mit der ganzen zeitgenössischen Poesie? Einmal spielen Sie die Rolle des Moses auf dem Sinai, und dann setzen Sie wieder alles daran, den Frack mit den grünen Palmen zu erlangen! Das stimmt nicht zu einander. Im Grunde glaube ich, bedauern Sie es tief, daß Ihre Bücher keinen Massenabsatz haben, Ihr Stück nicht hundert Aufführungen erlebt hat und daß Sie nicht von den Spießbürgern bewundert werden. Wenn das zutrifft, räumen Sie es doch offen ein; dann wären Sie wenigstens aufrichtig und man könnte Sie bedauern und würde Mitgefühl mit Ihnen haben. Das ist doch besser, als unverständlich zu sein."

Es entstand ein peinliches Schweigen. Die junge Gräfin wollte das Mißbehagen beseitigen, das die derbe Offenheit des jungen Maichin unter ihren Gästen erregt hatte, und übernahm die Antwort:

„Gehen Sie doch mit den Schriftstellern nicht wie mit Pferden um," sagte sie mit ihrer scharfen und herausfordernden Stimme. „Sie verlangen von Vatebled Aufrichtigkeit in litterarischen Dingen? Ueben Sie sie denn in den sportlichen? Sie wundern sich über den Dichter, der die Zustimmung derjenigen gering schätzt, die sich beharrlich weigern, ihn zu verstehen. Und ich habe Sie diejenigen Leute Cretins schimpfen hören, welche auf dem letzten Pferdemarkt in Deauville Ihre miserablen Füllen, die Sie hingeschickt hatten, nicht zu wahnsinnigen Preisen kaufen wollten."

„Meine Füllen wären miserabel gewesen! Aber ‚Draht‘ und ‚Pistole‘ waren mindestens dreißigtausend Francs wert.“

„Da haben wir's! Was Ihnen wertvoll erscheint, gilt anderen nichts. Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem andern zu. Nehmen Sie sich Monsieur Mels zum Beispiel! Der ist ein Weiser!“

Mels, der seit Beginn der Mahlzeit geschwiegen hatte, weil er ganz mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, zuckte zusammen, als er seinen Namen hörte. Er hob den schönen, ausdrucksvollen Kopf und sagte, indem er zu lächeln versuchte:

„Verdiene ich ein so hohes Lob?“

„Ja, Sie kennen das Leben. Und statt sich dem Vorwärtskommen Ihrer Schüler zu widersetzen, begünstigen Sie es. Es muß allerdings ein jeder seine Zeit haben; aber ich finde diese Entsagung gut und groß. Es ist der Beweis einer wirklichen Ueberlegenheit: das Genie, welches dem Talent vorwärts hilft, denn kurz und gut: Sie haben Mayrault gebildet!“

Mels erbleichte. Es dunkelte ihm vor den Augen und er entgegnete mit gepreßter Stimme:

„Seine Erfolge sind mir mehr wert als die meinen, denn ich liebe ihn wie einen Sohn. Diejenigen, welche sich bemühen, ihn mir zu entfremden, irren sich, wenn sie meinen, mich damit zu kränken. Ich freue mich über die Anerkennung, die ihm zu teil wird.“

„Selbst wenn es auf Ihre Kosten geschieht?“

„Selbst dann. Man wird dafür morgen den Beweis empfangen. Ich habe heute an den Minister geschrieben und ihm mitgeteilt, daß ich meine Bewerbung um die Dekoration des Kolonialpalastes zurückziehe.“

„Aber das heißt den Preis Ihrem Schüler zuwenden. Die Gegenpartei hat ihn ihm zuerkannt; Ihre Neider schreiben ihm die Arbeit zu — und Sie überlassen ihm freiwillig den Preis?“

„Wie Sie vorhin richtig sagten: Mayrault, das bin ich. An seinem Siege habe ich meinen Teil.“

„O Meister, Sie geben sich auf!“

„Nein, gnädige Frau, ich gebe mir nur genau Rechenschaft von meiner Lage — weiter nichts. Ein jeder muß seine Zeit haben — das sagten Sie auch. Und Sie hätten hinzusetzen

können, wenn Sie nicht zu liebenswürdig wären, um einen alten Künstler zu kränken: man kann nicht gleichzeitig sein und gewesen sein. Ja, das ist hart zu fassen und hinzunehmen für diejenigen, die im Besitz der Gunst sind, daß sie den jüngeren weichen müssen, die nach ihnen kommen. Das ist der herbste Schmerz für den Schaffenden, sei er Musiker, Dichter, Bildhauer oder Maler, wenn er sich sagen muß: Die Triumphe, die ich davon getragen habe, werden sich nicht erneuern, die Huldigungen werden anderen zu teil werden, die entzückten Blicke wenden sich ab, und die heiße Neugier der Menge, die sich beim Vorbeigehen meinen Namen zuraunte, wird sich in kalte Gleichgültigkeit wandeln. Ich war das Gestirn, das am Himmel herrschte, und ich werde allmählich an den Horizont hinabsinken. Das Licht, welches mich mit seinen belebenden Strahlen erhellte, nimmt ab und läßt mich zweifelnd und schwach zurück. Nach der Freude des Sonnenaufgangs kommt die Wehmut der sinkenden Sonne. Ja, das ist das Härteste für den Künstler. Wenn er eingedenk seiner Vergangenheit sich verlassen fühlt, sich selbst überlebt hat, wenn er vor dem Papier, dem Thon oder der Leinwand sitzt, mit Hilfe deren er ehemals seine Gedanken verkörperte, und sich nun sagen muß: Wozu noch arbeiten? Es giebt kein grausameres Leid als dies Heruntersteigen. Diejenigen sind glücklich zu preisen, die auf dem Gipfel des Erfolgs, in voller Kraft hinweggenommen werden, ohne die Enttäuschungen des Alters kennen gelernt zu haben. Oder man muß in einem Sohn wieder aufleben, und es ist köstlich, den eigenen Ruhm in einem jungen Sprößling neu erblühen zu sehen. Das geschieht mir in Mayrault, der das Kind meiner Mühen ist. Darum empfinde ich keine Eifersucht bei seinen Erfolgen, denn sie sind von mir vorbereitet worden, und so konnte ich Ihnen vorhin sagen, daß ich mich alles Guten freue, das ihm begegnet, wenn ich auch scheinbar darunter leiden würde."

„Das ist wirklich eine treffliche Philosophie, und ich kenne keine rührendere, wenn sie aufrichtig ist."

„Gnädige Frau, weshalb sollte ich versuchen, Sie zu täuschen? Weshalb vor Ihnen eine Rolle spielen, da Sie mich so gut kennen?"

„O, ich glaube alles, was Sie sagen. Doch die Empfindungen, die Sie äußern, sind zu außergewöhnliche. Alle Künstler sind eifersüchtig auf ihre Nachfolger. So giebt es, wenige Ausnahmen abgerechnet, in jeder Künstlerlaufbahn eine trübe Stunde, in welcher der Erfolg ausbleibt oder die schöpferische Kraft ihn verläßt und der Künstler wie die sinkende Sonne zum Horizont hinabsteigt. Man kann diese schmerzliche Stunde der Dämmerung vergleichen. Es ist ein treffendes Bild, und wie es eine Dämmerung für den Geist giebt, so kennt sie auch das Herz.“

Die hübsche Gräfin lächelte bei diesen Worten und ihre spöttischen Augen schienen die Gedanken hinter Mels' Stirne lesen zu wollen. Er zuckte zusammen.

„Ja,“ versetzte er, „dem Ruhm entsagen zu müssen, ist schmerzlich — aber der Liebe zu entsagen? Giebt es eine härtere Prüfung? Doch da sorgt die Natur gnädig vor. Wenn im Reiche der Ideen die menschlichen Wünsche schrankenlos sind, im Reiche der Thatsachen ist es anders. Das Alter übernimmt es, die Leidenschaften zu mäßigen.“

„Das heißt aus der Not eine Tugend machen!“ bemerkte der Bischof von Hermopolis mit feinem Lächeln. „Oder: als der Teufel alt wurde, wurde er Einsiedler!“

„Meinen Sie wirklich, daß die Patriarchen der Liebe entsagen?“ warf der junge Maichin dazwischen. „Ich habe einen Onkel von reichlich siebenundsechzig Jahren, der die reizende Amandine de Tresmes liebt, als wäre er dreißig!“

„Auf Ehre!“ rief der General und wiegte sich in den Hüften, „ich kann Sie versichern, daß ich —“

„General, Sie werden uns hier doch nicht etwa Ihre Liebesabenteuer zum Besten geben!“ unterbrach ihn die Gräfin. „Bleiben wir bei den Siegen, lassen wir uns nicht auf die Eroberungen ein —“

Mels hörte nicht mehr nach dem faden Tischgespräch hin, das seinen Fortgang nahm. Denn plötzlich sah er deutlich Thereses bleiches, von dem schwarzen Haar umrahmtes Gesicht vor sich und sein Herz begann unruhig zu schlagen. Weshalb hatte die listige und ironische Weltdame so deutlich auf die doppelte Niederlage angespielt, die den Künstler in seinem

Ruhm und in seinem Herzen treffen konnte? Weshalb wies sie in der Stunde, da Mels das Piedestal des Ruhmes unter seinen Füßen wanken fühlte, darauf hin, daß diejenige ihn verlassen könne, die ihn allein über sein Hinabsteigen zu trösten vermochte?

Schon seit mehreren Tagen hatte Mels mit einer gewissen milden Resignation daran gedacht, durch eine völlige Umgestaltung seines Lebens Ruhe und Frieden zu finden. Therese war die Hauptbedingung dieses neuen Lebensplanes gewesen. In seiner Niedergeschlagenheit, Entmutigung und Müdigkeit hatte Mels sich gesagt: „Ich will mit Therese verreisen. Ich will mir ein friedliches, grünes Fleckchen suchen, fern von den Aufregungen und Zänkereien, um dort allein für mich zu arbeiten und aus der Frische der Natur neue Kraft zu gewinnen. Dort werde ich die Eifersüchteleien, die Undankbarkeit und Treulosigkeit vergessen, mich unter einem sanften und reinen Himmel erholen an der Seite des Wesens, das den ganzen Reiz und die Freude meines Lebens ausmacht. Noch bin ich nicht zu alt dazu. Bis vor kurzem bin ich geliebt worden. Warum sollte ich nicht in Therese das höchste Glück des Herzens wiederfinden. Sie ist treu und gut — und sie verdankt mir alles.“

Kaum durchzuckte ihn dieser Gedanke, als Mels errötete. Er erschien ihm seiner selbst unwürdig. Wie — sollte Dankbarkeit der Beweggrund für Therese sein? War es so weit mit ihm gekommen? Wäre es dann nicht besser, sie gar nicht zu erlangen? Sein ganzer Stolz kehrte zurück. Er fühlte sich plötzlich voller Leidenschaft und wie verjüngt. Eine Hoffnung durchströmte ihn mit Wärme: die, dem reizenden Mädchen zu gefallen und in ihr seinen letzten, glänzendsten Sieg zu feiern. Wie eine spöttische Antwort auf seine Zukunftsträume hörte er in diesem Augenblick die Gräfin sagen:

„Machen Sie, was Sie wollen; die Liebe ist nur etwas für die Jugend. Denken Sie an das Sprichwort: Gleich und gleich gesellt sich gern. Das gilt von Eheleuten und erst recht von Liebespaaren. Ich weiß wohl, daß es solche alten Schwerenöter giebt, wie der liebenswürdige Onkel des jungen Maichin, welche sich einbilden, die Herzen der Mägdlein und Frauen

im Sturm zu erobern. Doch das ist eine Täuschung, die ihnen für ihr schweres Geld vorgezaubert wird."

„O, gnädige Frau," sagte der General bitter, „der Minister, der doch nicht weichherzig ist, hat mit Unsereinem noch mehr Erbarmen als Sie. Wenn er uns zur Reserve versetzt, verwehrt er uns nicht zu hoffen, daß wir noch einmal dienen könnten!"

Man erhob sich von der Tafel. Die Flügelthüren des Salons wurden geöffnet, und in der behaglichen Wärme der eleganten Behausung fuhren die Gäste fort, achtlos zu plaudern, ohne zu ahnen, welche Beunruhigung ihre Worte in Mels' Herz herauf beschworen hatten.

V.

Als sich die Thür von Ténérans Arbeitszimmer öffnete, hob dieser den Kopf, legte die Pfeife auf den Schreibtisch, schob die Papiere zurück, und ein Lächeln flog über sein Gesicht:

„Wie, Sie sind's, Mayrault? Willkommen, lieber Junge! Was führt Sie so früh her? Es ist ja ein heller Tag, an dem man malen kann!"

Der junge Künstler drückte dem alten Schriftsteller die Hand, ohne etwas zu sagen. Er setzte sich auf den Divan neben die noch nicht aufgeschnittenen Bücher, welche warteten, daß der Kritiker sie vornehmen werde, und blieb nachdenklich dort sitzen, als könne er sich nicht entschließen, den Zweck seines Besuchs anzugeben. Ténérans graue Augen, die scharf wie Dolche waren, ruhten prüfend auf Mayraults sorgenvollem Antlitz und erkannten mit Befriedigung in der hochgewölbten, edelgeformten Stirn, in dem feinen und stolzen Bau der Nase, der träumerischen Klarheit des Blicks die Anzeichen von kräftiger Phantasie, von kühner Neuerungslust und moralischer Reinheit. Er liebte Mayraults Gesicht; es erinnerte ihn an das schöne Porträt von Rembrandt. Zum zweitenmal, und durch Mayraults verlegenes Schweigen etwas besorgt gemacht, fragte er:

„Was ist denn geschehen?"

–

„Ach, verehrter Freund, etwas sehr Einfaches, das jedoch große Wandlungen in meinem Leben hervorbringen kann: — ich habe eine leidenschaftliche Liebe.“

„Nun, das ist kein Unglück!“ meinte Téneran. „Die Liebe ist eine sehr zuträgliche Erregung für das Gehirn, wenn man Nutzen daraus zu ziehen weiß. Raffael liebte die Fornarina und Vinci die Mona Lisa. Lieben Sie, bester Mayrault, lieben Sie leidenschaftlich — das liegt in Ihrem Alter — oder vielmehr ist das leider allen Altersstufen gemeinsam. Nur versäumen Sie darüber Ihre Arbeit nicht — dann geht alles gut. Aber weshalb schenken Sie gerade mir Ihr Vertrauen?“

„Ja, Sie sind der einzige Mensch auf der Welt, dem ich mich anvertrauen, den ich um Rat fragen und der mir beistehen kann.“

„Sie erschrecken mich, Bester! Bin ich Professor in Liebessachen? Mir ist es selbst damit so schlecht geglückt, daß ich mir kein großes Heil verspreche, wenn ich mich in die Herzensgeschichten anderer mische. Allerdings beurteilen die Kritiker, welche häufig entgleiste Litteraten sind, das, was die anderen hervorbringen, und so mögen auch die in der Liebe Entgleisten die Gefühle der anderen trefflich zu zergliedern verstehen.“

Er griff wieder nach der Pfeife, zündete sie von neuem an und blies eine große Dampfwolke in die Luft, die ihn in einen blauen Dunstkreis hüllte.

„Um wen handelt es sich denn?“

„Um Therese.“

„Donnerwetter!“

Der alte Schriftsteller wurde plötzlich sehr ernst, schüttelte den Kopf und sah Mayrault an.

„Sie lieben Therese . . . Das ist sehr einfach. Ja, mehr noch, das ist sehr natürlich. Aber liebt Therese Sie auch? Das ist die Hauptsache!“

„Therese liebt mich,“ versetzte Mayrault.

Darauf schwiegen die beiden Männer. Sie dachten zu gleicher Zeit an dieselbe Sache und jeder machte sich Sorgen darüber. Welchen Einfluß wird diese Liebe auf das Leben von Mels und seinen Gemütszustand haben? Der Schüler

wie der Freund bemühten sich mit gleicher Besorgnis, die wahrscheinlichen Folgen einer an und für sich so alltäglichen Thatsache, der Liebe eines jungen Mannes für ein junges Mädchen, zu ermessen. Aber dieser junge Mann war Mayrault und das junge Mädchen war Therese. Alle begleitenden Umstände dieser Liebe waren außergewöhnlicher Art: die Trefflichkeit der beiden Liebenden, die Eigentümlichkeit ihrer Stellung, vor allem ihre moralische und künstlerische Abhängigkeit von Mels, der für Mayrault ein edler, selbstloser Lehrer und für Therese ein gütiger und großmütiger Wohlthäter gewesen war. Es war nicht zu leugnen, daß, wenn Mels nicht mit väterlicher Bereitwilligkeit seine Zustimmung zu der Verbindung der beiden jungen Leute gab, man nahezu einen Raub beging, ihm Therese zu nehmen.

Mayrault wurde bange um das Herz, als er Téneran ansah, der über das schmerzliche Problem nachsann: Wenn Mels Therese liebt (wie ich es immer geglaubt habe) und man nimmt sie ihm, so ist es sein Tod. Doch er konnte sich nicht länger der Erwägung verschließen, daß der junge Maler gekommen sei, ihn um seinen Rat zu bitten. Vor allem wollte er jedoch genau die Bedingungen des Problems kennen, das er lösen sollte.

„Seit wie lange sind Sie über Thereses Gefühle im Klaren?“ fragte Téneran. „Wann haben Sie ihr Ihre Liebe gestanden und wann hat sie Ihnen die ihre erklärt?“

„Gestern abend!“

„Und wo?“

„In meinem Atelier.“

„Was wollte sie da?“

„Mit mir über die gegen Mels gesponnenen Intriguen reden und mich verpflichten, alle Anerbietungen abzuweisen, die den Interessen unsres Lehrers entgegen sein könnten.“

„Das haben Sie ihr versprochen?“

„Sie hätte es nicht zu fordern gebraucht. Ich war dazu natürlich von vornherein entschlossen.“

„Das heißt, daß Sie ihm seinen Ruhm lassen, aber ihm Therese nehmen wollen.“

Mayrault wurde rot, als Téneran mit rauher Stimme die Sachlage so kurz und bündig zusammenfaßte.

—

„Um ihm Therese zu nehmen, müßte sie ihm doch gehört haben,“ versetzte der junge Mann, „und das ist nicht der Fall.“

„Hm! Man kann einem Menschen auf sehr verschiedene Art gehören. In Ihren Augen scheint der materielle Besitz die unerläßliche Bedingung zu sein, daß eine Frau einem Manne gehört?“

„Vor allem gehört dazu, daß sie ihm ihr Herz schenkt. Wie viele Frauen lieben denjenigen nicht, von dem sie physisch abhängen.“

„Kennen Sie nichts anderes als die Liebe, welche einem Manne ein Anrecht auf eine Frau giebt? Was halten Sie von der Dankbarkeit?“

„Daß sie, wenn sie Zwang ausüben will, die abscheulichste Spekulation auf die Gefühle ist. Wie! Weil ein Mann das Glück gehabt hat, gut und hilfreich gegen ein schwaches Kind zu sein, soll seine Pflegebefohlene für alle Zeit in einer Art von moralischer Abhängigkeit zu ihm bleiben? Wäre das nicht der schändlichste Wucher mit der Großmut? Shylock hätte es nicht schlimmer treiben können. Das arme Wesen, dem man geholfen und das man beschützt hat, schuldete dann nicht nur ein Pfund ihres Fleisches, sondern ihr ganzes Herz! Sagen Sie selbst, Téneran, wie ungeheuerlich und egoistisch eine solche Auffassung von der Dankbarkeit ist!“

„Und Sie, lieber Freund, bedenken Sie, wie entsetzlich und grausam das plötzliche und gänzliche Aufgeben eines liebevoll gehegten und vergötterten Kindes für denjenigen sein müßte, der ihr ein zärtlicher und selbstloser Wohlthäter gewesen ist! Und gerade in dem Augenblick soll er es hingeben, in dem er dessen bedarf, daß es ihm die Fürsorge und Zuneigung vergilt. Darin vermag ich keine unberechtigte Forderung oder eine Härte zu sehen. Hier handelt es sich nicht um Kerker und Ketten. Hier haben wir nur einen Mann, der gut gehandelt hat, und ein Kind, das geliebt worden ist. Wenn die Güte des Mannes ihm keine Rechte giebt, so legt sie dem Kinde doch Verpflichtungen auf. Es handelt sich nun darum, zu wissen, ob sie diese erfüllen oder einfach sagen wird: ‚Mein Glück liegt anderswo! Lebe wohl!‘“

Mayrault legte die Hand auf Ténérans Knie und sah dem alten Schriftsteller in die Augen.

„Gerade weil ich dies alles weiß und verstehe, um was für einen ernsten Fall es sich handelt, habe ich Sie aufgesucht. Nur allein von Ihnen möchte ich Rat annehmen. Das Leben hat Ihnen Enttäuschungen gebracht. Sie wissen, wie schwer man daran trägt, und was es bedeutet, Opfer zu bringen. Reden Sie unumwunden und sagen Sie mir, was ich thun soll. Sie sind Mels' bewährtester Freund und können in voller Offenheit mit ihm sprechen. Keiner vermag seine Gefühle besser zu beurteilen und auch die unsern. Vor allem kommt es darauf an, redlich zu handeln und weder die Henker, aber auch nicht die Opfer zu sein. Wollen Sie uns aus dieser schwierigen Lage helfen? Seien Sie Schiedsrichter zwischen uns."

„Ein verdammtes Geschäft, mein Junge," versetzte Ténéran und verzog die Lippen, „bei dem man alle Aussicht hat, keinen der beiden Teile zu befriedigen. Aber solche Aufträge kann man so wenig abweisen, wie die Bitte, Sekundant bei einem Duell zu sein. Nun, stellen wir die Sache klar. Was verlangen Sie von mir?"

„Daß Sie mit Mels reden und seine wahren Gefühle zu erforschen suchen; daß Sie sozusagen in das Innerste seines Herzens hinabsteigen. Sie allein vermögen einen solchen Einblick zu thun. Vor jedem anderen würde er aus stolzem Selbstgefühl oder aus angenommenem Skepticismus nicht die ganze Wahrheit sagen, und wir liefen Gefahr, den Mann zu kränken, den wir schonen möchten."

„Gut, ich übernehme es, Mels zu fragen!"

„Danke!" —

In derselben Stunde, als Mayrault versuchte, Mels' Gefühle für Therese zu erforschen, setzte dieser den am vorherigen Abend gefaßten Plan ins Werk und fragte Therese über ihre Empfindungen für ihn. Die entgegengesetztesten Entschlüsse und einander widersprechendsten Wünsche führten die Beteiligten auf demselben Kampfplatze zusammen, so wie aufmarschierte Heere einander suchen, um sich eine entscheidende Schlacht zu liefern.

Es war zehn Uhr morgens und Therese arbeitete im Atelier an dem Beiwerk auf dem Bilde von Madame de Terre-

noire, als Mels mit lächelnder Miene eintrat. Therese stand auf, um ihn zu begrüßen; doch er machte ihr ein Zeichen mit der Hand, sich nicht vom Platze zu rühren, trat auf sie zu, küßte sie auf die Stirn, wie er es an jedem Tage that, sah ihre Arbeit lange an und, gewohnt zu lehren, kritisierte er sie:

„Deine weißen Töne sind zu grell ... Der Stoff des Kleides muß noch mehr zu dem Fleisch der Schulter abgestimmt werden ... Die Haltung des Kopfes ist dir vorzüglich gelungen ... Wenn du die Blumen an der Taille noch etwas auflichtetest, würde der helle Ton des Kopfes mehr gemildert werden... Doch laß es nur — es ist vielleicht auch so gut... Du hast deine eigene Manier — und sie findet Beifall ... Es ist ein hübsches Porträt ... Die schöne Gräfin hat keinen Grund, sich zu beklagen ... Sie ist auch ganz entzückt davon. Sie hat es gestern ganz offen gesagt."

„Ah, Sie haben sie gestern abend gesehen?"

„Ich aß bei ihr. Es ist eine aristokratische Häuslichkeit, aber trostlos. Du kannst dir gar nicht vorstellen wie freudlos diese Vergnügungen in den vornehmen Kreisen sind!"

„Das haben Sie doch sonst nicht gesagt."

„Ich habe es sogar nicht immer empfunden. Ja, Kleine, wie viele meiner Kollegen, habe ich auch zeitweise den Hang gehabt, in der großen Welt zu verkehren. Die Huldigungen jener Kreise haben etwas merkwürdig Berückendes; es wird einem Künstler schwer, dem zu widerstehen ... Man muß sich jedoch davon los machen und inne werden, wie betrügerisch dieser Reiz ist ... Sobald das Leben Schwierigkeiten bringt, sieht man, wie leer alle diese Freundschaften sind ... Solange man in diese Salons den Glanz des Erfolgs, der Berühmtheit bringt, wird man so liebenswürdig, so bereitwillig aufgenommen. Ganz natürlich: denn man giebt mehr, als man empfängt. Es schmeichelt der Herrin des Hauses, einen berühmten Dichter, bekannten Romanschriftsteller oder erfolgreichen Musiker zu ihren Intimen zu zählen. Er verleiht einem Empfangsabend Glanz und ist sozusagen ein Prunkmöbel und Zimmerschmuck. Die Nebenbuhlerinnen beneiden sie darum und suchen ihn ihr abspenstig zu machen: er ist der große Mann, den alle umwerben. Jedermann huldigt ihm, alles lächelt ihm zu. Ja, diese Huldigungen

sind recht eigentlich ein Gradmesser für seine Berühmtheit. Sehr begreiflich, daß er sich diese Zuvorkommenheit, diese Beteuerungen gefallen läßt. Wie sollte er sie für vergänglich halten? Wie unvorsichtig, wenn er sich durch diese Anbetung einlullen läßt! Er sollte sich doch erinnern, daß, als er zum erstenmal in diese Salons trat, seitdem verschwundene Größen dort herrschten. Damals waren jene berühmten Künstler auf der Höhe ihres Ruhms, und plötzlich wurden sie durch seine neu aufgehende Sonne in den Schatten gedrängt. Hat er auf ihr Sinken oder ihren Sturz geachtet? Vielleicht hat er sie bemitleidet. Vielleicht darüber gelächelt. Jedenfalls hat er sich nicht gesagt: Die Niederlage, die ich diesen alten Triumphatoren bereite, werde ich eines Tages selbst erleiden durch einen jungen, glücklicheren, glänzenderen Künstler. Für alle gilt das gleiche Gesetz des Lebens. Man kann nicht gewesen sein und noch sein. Meine Sonne wird sinken wie die ihre, und ich werde wie sie darunter leiden. Nein! Er hat gedacht: Mein Schicksal wird eine Ausnahme bilden, ich allein werde nicht mein Ansehen mit dem Verluste der Jugend, sondern erst mit dem des Lebens einbüßen. Und er hat sich getäuscht, Therese! Ein neues Gestirn ist am Himmel erschienen, dessen Anziehungskraft die Bahn aller anderen beeinflußt. Selbst diejenigen Sterne, welche keinen jähen Sturz gethan haben, sind in ihrem Lauf schwankend geworden, aufgehalten, am Emporsteigen gehindert. Und alle Augen wenden sich dem unbekannten Triumphator zu. Ihm gelten alle Schmeicheleien, Lobeserhebungen, Wünsche, und diejenigen, welche am Abend vorher beweihräuchert und umgaukelt wurden, werden jetzt feige vergessen oder kaltherzig verlassen. Die bis dahin so heiteren, liebenswürdigen, zuvorkommenden Weltdamen sind plötzlich gleichgültig, spitz, herbe geworden. Ein eisiger Hauch ist über die Blüten ihrer Huld gestreift und alles ist jäh erstorben. Nun mußte er begreifen, daß es aus ist, daß er gehen und anderen den Platz räumen muß. Die Stunde des Sinkens hat geschlagen. Mit seinen Triumphen ist es aus, und wie es im Liede heißt: ‘Es ist vergebens, in den Hain zurückzukehren, denn aller Lorbeer ist geschnitten.‘“

Mels sprach mit immer größerer Leidenschaftlichkeit; die Rede, die er mit lächelnder Ironie begonnen hatte, endete im

Tone schmerzlichster Bitterkeit. Es war nicht mehr der Philosoph, der über die besiegten Schwächen spöttelt und sich von ihnen geheilt erweist, sondern der Mann, der sich seiner Freuden beraubt sieht und sie entbehrt und beweint.

Therese war tief betrübt über dies Bekenntnis, welches ihr Mels' wahren Seelenzustand zeigte, und sie suchte ihm über diese Niedergeschlagenheit und Schwäche fortzuhelfen.

„Glauben Sie denn nicht, daß man leicht diese Huldigungen der großen Welt entbehren kann? Wie viele große Künstler leben zurückgezogen, in Einsamkeit und Stille. Sind dies nicht in der That die besten Bedingungen, unter denen ein talentvoller Mann leben und tiefe und echte Kunstwerke schaffen kann? Wie oft hat nicht Ihr Freund Ténéran gegen Ihre Neigung geeifert, in diesen oberflächlichen Kreisen zu verkehren. Er ging sogar so weit, zu behaupten, daß diese fade Gesellschaft einen ungünstigen Einfluß auf Ihr Schaffen ausübe, und daß ihre freie und großartige Auffassung sich nur mühsam gegen den Einfluß des Kleinkrams und der Ziererei Ihrer Umgebung zu behaupten vermöge."

„O, das weiß ich wohl," versetzte Mels mit schlecht verhehlter Gereiztheit, „er hat sich nicht gescheut, es mir selbst zu sagen — und ganz unumwunden, wie das so seine Art ist. Er hat stets behauptet, ich habe nicht dasjenige entscheidende Werk geschaffen, welches einen Maler den großen Meistern beigesellt, und zwar, weil ich meine Zeit in den Salons vergeudet hätte ... Und wenn ich ganz aufrichtig sein soll, Therese: jetzt glaube ich, daß er recht gehabt hat. Ich habe mich zu dem Niveau der Dummköpfe und Koketten herabgelassen, unter denen ich zwanzig Jahre gelebt. Ich habe liebenswürdige Bilder, statt echter Kunstwerke geschaffen, dem Erfolg nachgetrachtet, statt das absolut Schöne zu suchen. An das Verkaufen habe ich gedacht und für die Kunsthändler gearbeitet, weil ich Geld brauchte, um mit der Gesellschaft, in der ich verkehrte, auf gleichem Fuße zu leben. Und Ténéran hat recht: bisher habe ich das entscheidende Werk nicht geschaffen. Aber es ist noch Zeit. Ich bin noch nicht verbraucht, wie die junge Schule meint und die radikalen Kritiker schreiben. Ich werde ihnen zeigen, was ich kann. Sie werden es einräumen müssen, wenn sie die Probe vor Augen haben.

Ein Bild liegt mir im Sinn, vor dem sie verstummen sollen. Ja, sie thun so, als ob sie mich gering schätzten, und sie möchten mich zum alten Eisen werfen. Sie werden große Augen machen, und es wird sich finden, wer veralteter ist, sie oder ich.“

Während er so redete, war er mit großen Schritten im Atelier auf und ab gegangen; seine Augen blitzten vor Zorn, um den Mund spielte ein verächtliches Lächeln und seine Haltung war stolz und selbstbewußt. Allmählich beruhigte er sich jedoch und setzte sich auf einen Sessel neben Therese, die still weiter arbeitete. Nach einer Weile fing er mit ganz milder Stimme und in etwas schwermütigem Ton an:

„Ja, ich kann wieder ich selbst werden, wenn meine Umgebung mich genug liebt, um mir zu helfen, ich fühle mich imstande, das Leben wieder von vorn anzufangen. Allein dies Leben muß einen Zweck haben. Bisher bin ich auf dem unrechten Wege gewesen; das sehe ich, nun zwei Drittel davon zurückgelegt sind. Doch es ist noch Zeit, umzukehren. Ich bin noch zu retten.“

Bei diesen Worten hob Therese den Kopf und blickte Mels mit so liebevoller Hingabe an, daß er einen Augenblick nachdenklich schwieg, als erwäge er die Tragweite und den Ernst der Worte, die er sagen wollte.

„Therese,“ begann er endlich, „Du kannst viel für mich an diesem Wendepunkt meines Lebens thun. Es giebt nur ein Mittel, wie ich wieder Herr meiner selbst werden kann. Das ist: Paris zu verlassen und die Gesellschaft — denn sie würde sich meiner wieder bemächtigen, wenn ich bliebe, und das wäre mein Untergang, da meine Eitelkeit aufs höchste gereizt werden würde. Ich muß alle meine Lebensbedingungen ändern, um meine Fähigkeiten völlig zu erneuern. Ich denke daran, nach Italien zu gehen und mich an einem großartigen und poetischen Ort niederzulassen. Wenn ich dort still mit meinen Gedanken und an meiner Arbeit bin, werde ich wieder der Künstler werden, der ich gewesen bin. Doch ich kenne mich. Bleibe ich mir ganz selbst überlassen, würde mir die Einsamkeit unerträglich dünken, und ich würde in meine alten Gewohnheiten zurückverfallen. Und dann wäre es ein für allemal vorbei. Damit ich wieder auflebe, muß jemand über mich wachen — und dies Opfer kann

ich nur von einem weiblichen Wesen erwarten. Nur eine Frau könnte meine Herzensangst beruhigen und meinen Mut neu beleben. Auch giebt es nur eine Einzige, die ein solches Werk der Güte und Hingabe zu vollbringen vermöchte, das weißt du, Therese, denn du bist es."

Sie antwortete nicht sogleich; mit gesenktem Kopf fuhr sie fort zu malen; doch der Pinsel zitterte in ihrer Hand. Dabei dachte sie: Daß ich im stande bin, dies Bildnis zu malen, verdanke ich Mels, — daß ich eine unabhängige und geachtete Stellung habe, schulde ich ihm, der mich aufgenommen hat. Alles was ich bin, alles was ich habe, kommt von ihm. Die Stunde, meine Verpflichtung abzutragen, ist gekommen; darf ich zögern? Ich würde Mitleid mit einem mir Gleichgültigen haben; kann ich die Bitten meines Wohlthäters ungerührt hören?"

Sie steckte den Pinsel unter den Daumen in das Loch der Palette, wendete sich an Mels und blickte ihn ruhig an.

„Wann wollen wir reisen?"

Er wurde rot vor Freude.

„Also du willigst ein?"

„Haben Sie daran gezweifelt?"

„Nein. Ich hatte Vertrauen zu dir. Ich kenne dein Herz. Aber Paris verlassen, deine Freunde, deine Arbeiten —"

„Meine Freunde sind die Ihren. Meine Arbeiten habe ich auf Ihre Empfehlung erhalten. Und wie sollte mich Paris fesseln? Sie wissen, ich gehe nur aus, wenn Sie oder Zélie Bazin mich einmal mitnehmen. Was sollte mir da schwer werden? Auch handelt es sich doch wohl nur um einige Monate?"

„Wer weiß es, Therese?"

„Wenn Sie sich an die neue Lebensweise gewöhnt haben, wenn Sie Ihrer ganz sicher sind, wird Ihnen ein längeres Zurückziehen überflüssig erscheinen und Sie werden in Ihr Haus heimkehren."

Mels sah sie an, wurde plötzlich ernst und seine Stimme zitterte etwas, als er sagte:

„Ja, Therese, wenn du heim kommst mit dem Namen, den du tragen sollst: dem meinigen."

Sie erbleichte und ihre Lippen bebten, so daß sie nur stammelnd herausbrachte:

„Ihren Namen! Ich!“

„Wer vermöchte ihn würdiger zu tragen? Es ist ein Plan, den ich längst gefaßt hatte und den ich doch zögerte, dir mitzuteilen, weil der Altersunterschied zwischen uns so groß ist. Du bist erst fünfundzwanzig, Therese, und ich, wenn auch jung geblieben an Körper und Geist, zähle doch schon fünfzig... Allein ich empfinde eine so tiefe Zärtlichkeit für dich, daß ich glaube, es wird mir gelingen, dich meine Runzeln und grauen Haare vergessen zu machen. Wärest du nicht so herzlich und freimütig darauf eingegangen, als ich dich aufforderte, mich zu begleiten, würde ich vielleicht geschwiegen und mich dadurch um mein höchstes Glück gebracht haben. Denn du mußt wissen, Therese, daß ich an dich nicht als ein liebes Kind, sondern als an eine heißgeliebte Frau denke —“

Bei diesen Worten war er nahe an sie herangetreten; seine Stimme hatte einen innigen Klang angenommen; er beugte sich über sie, legte ihr den Arm um die Schultern und wollte Thereses Gesicht zu seinen Lippen erheben. Aber sie neigte sich ein wenig und bot ihm nur die Stirn zum Kusse dar. Er hielt sie so, sah sie fragend an und schien sich über ihr Schweigen zu wundern. Nachdem sie sich durch eine sanfte Bewegung von ihm losgemacht hatte, sagte sie mit etwas gepreßter Stimme:

„Ihr Antrag überrascht mich und ich muß darüber nachdenken. Er ist sehr schmeichelhaft für mich; aber für Sie können daraus viele Unzuträglichkeiten entstehen.“

„Du weisest mich doch nicht ab!“ rief er voller Angst.

Seine Aufregung erschreckte sie.

„Nein — nein! Das nicht... Aber ich möchte nichts thun, was Ihnen Nachteil brächte —“

„Du würdest meinem Leben für alle Zeit den Frieden bringen... Und was könnte ich Höheres erhoffen? Therese, hast du irgend einen Hintergedanken? Was verbirgst du mir?“

Einen Augenblick zögerte sie mit der Antwort, denn Mayraults bleiches Antlitz stieg vor ihr auf. Sie erbebte, nun sie sich zwischen ihre Liebe und ihre Dankbarkeit gestellt sah. Sie hätte gern ihre Pflichten abgewogen; doch zum Nachdenken blieb ihr keine Zeit. Trotzdem mochte sie nicht alle Hoffnung

aufgeben und sich unwiderruflich binden. Auf Mels' Frage, auf seine ängstliche Geberde antwortete sie lächelnd:

„Wer weiß, ob ich nicht auch Geheimnisse habe!"

„Willst du sie mir nicht anvertrauen? Du solltest mir nichts verbergen."

„Ich werde Ihnen nichts verbergen. Beunruhigen Sie sich nicht. Ich will nur thun, was zu Ihrer Ruhe und Ihrem Glück beiträgt. Aber ich muß mir durchaus alles Neue und Wichtige, was Sie mir gesagt haben, überlegen!"

„Ja, denke darüber nach. Ich vertraue dir. Hole dir auch Rat, wenn du willst, bei Zélie oder bei Ténéran."

Sie neigte anmutig den Kopf.

„Das werde ich thun. Auf Wiedersehen."

Und mit einem Lächeln auf den Lippen entfernte sie sich. Sie eilte auf ihr Zimmer. Dort brauchte sie sich nicht mehr zusammenzunehmen und ihr Gesicht zeigte den tiefsten Schmerz. Die Stunde, welche Zélie ihr vorausgesagt hatte, in der die Stellung für Therese im Hause von Mels schwierig werden würde, so daß sie nicht länger dort bleiben könne, war thatsächlich gekommen. Im Geist hörte sie die Worte der Freundin: „Ich habe in meiner Wohnung ein Zimmer für dich übrig. Dort kannst du unabhängig sein; wir können miteinander leben und arbeiten."

Sie hatte nie gemeint, daß sie genötigt werden würde, ihre Freiheit wiederzugewinnen. Ihre Existenz bei Mels, das Zusammenarbeiten mit ihm in dem großen Atelier, erschien ihr so beglückend, daß sie wünschte, es könne immer so bleiben. Doch der Umschwung in den Gefühlen von Mels hing nicht von ihr selbst ab. Sie war nicht schuld daran, daß aus dem Lehrer ein Liebhaber geworden war. Sie war weder kokett noch leichtsinnig gewesen. Diese unerwartete Erklärung mußte sie daher überraschen.

Als ihre Gedanken bei diesem Punkt angelangt waren, schüttelte sie den Kopf, setzte sich an das Fenster und prüfte sich ernstlich. Wie konnte es sie überraschen, daß Mels sie liebte? War ihr nicht mehrmals dieser Gedanke gekommen? Hatte Zélie sie nicht gewarnt? Und weil Mels aus zarter Zurückhaltung gegen sie, die ihm so viel verdankte, so lange Zeit geschwiegen hatte,

war das ein Grund, sich über seine wahren Gefühle zu täuschen? Ja, das war sicher, Mels liebte sie, und wenn er es nicht früher gestanden hatte, war es darum, weil sich sein Stolz auflehnte, von der Dankbarkeit anzunehmen, was ihn aus wahrer Zärtlichkeit beglückt haben würde.

Er, Mels, sollte die Rolle des Bartholo bei seiner Pflegebefohlenen spielen, da jeder wußte, daß er die glänzenden Gaben eines Almaviva besitzt? Um keinen Preis hätte er sich dazu verstanden. Er hatte ebenso aus Stolz wie aus Zartgefühl geschwiegen. Weshalb sprach er nun heute? Mit feinem Verständnis, dem ihre scharfblickende Zuneigung für Mels zu Hilfe kam, erriet Therese die innere Umwälzung, die sich im Gemüt von Mels vollzogen hatte.

Zwar vermochte sie die brennenden Spuren nicht zu sehen, welche die Bosheit, der Neid und die Ungerechtigkeit in der Seele des Künstlers zurückgelassen hatten. Doch schloß sie aus seiner Niedergeschlagenheit, daß er bis ins Tiefste getroffen sei, und es um ihn geschehen sein würde, wenn nicht eine linde Hand die frischen Wunden verbände, an denen er litt. Von dieser Sorge gepeinigt, deren Ernst ihr, je mehr sie darüber nachdachte, immer schwerer erschien, vermochte sie die Einsamkeit nicht einen Augenblick länger zu ertragen. Sie befolgte den Rat, welchen Mels selbst ihr gegeben hatte, und begab sich zu Mademoiselle Bazin.

Zélie bewohnte in der Rue Montmartre eine Wohnung im vierten Stock, die schon von fern her durch den wilden Wein erkenntlich war, der ihren Balkon umrankte.

Auf diesem luftigen und schattigen Belvedere vergnügten sich die vielen Hunde der Schriftstellerin, wenn diese zu Hause war. Kaum wird an der Klingel ihrer Wohnung gezogen, so ertönt Hundegebell. Der Pudel Anarcho schlägt Lärm.

Im selben Augenblick stimmen fünf oder sechs andere Hunde ein, und jeder Besuch wird durch das Blaffen einer Meute begrüßt. Ist der Ankömmling ein Hausfreund, so verkündet ein zweites Anschlagen von Anarcho, der sich auf seinen Geruchssinn verlassen kann, diese Thatsache, und das Wutgebell geht in ein Freudengeheul über. Sobald die Thür aufgeht, springt, leckt und quietscht die ganze Bande vergnügt und meldet so den

Freundesbesuch, ehe das Dienstmädchen Zeit gehabt hat, den Namen zu nennen.

Therese war ein Liebling der Hundegesellschaft; denn ihr Eintritt wurde durch ein wahres Bellkonzert gefeiert, während Anarcho die behandschuhte Hand des jungen Mädchens faßte und sie schwanzwedelnd und feierlich in das Arbeitskabinet von Zélie führte. Die Schriftstellerin saß an ihrem Schreibtisch und korrigierte mit großen, kräftigen Buchstaben den Abzug eines Artikels. Sie erhob sich lächelnd und ging der Freundin mit ausgestreckter Hand entgegen. Dem Pudel, der sich unter den Arbeitstisch legte, gab sie einen freundschaftlichen Klaps, geleitete Therese an ein Sofa und fragte:

„Was bringt dich denn so früh her?“

„Eine ernste Sorge.“

„Wegen Mels?“

„Nicht wegen Mels,“ sagte Therese und neigte betrübt das bleiche Antlitz. „Die Sache ist noch ernster — mit Mels.“

„So erzähle!“

Die Schriftstellerin nahm eine Cigarette, steckte sie an, und langsam rauchend, hörte sie aufmerksam und ernst zu, während Therese ihr erzählte. Dann folgte noch eine Pause. Zélie hatte gegen ihre Gewohnheit nicht ein einziges Wort gesagt, solange ihre Freundin redete. Ihr Gesicht hatte sich verfinstert, und sie, die sonst so schnell bei der Hand war, ihre Gedanken zu äußern, schob den Augenblick, ihre Meinung abzugeben, hinaus. Endlich that sie durch eine kurze Gebärde kund, daß sie mit sich einig sei, und wendete sich an Therese.

„Du konntest dieser Krisis nicht ausweichen. Sie war unausbleiblich. Ich hatte dich schon vorsichtig darauf vorbereitet. Aber damals handelte es sich noch um Rosenwasser — jetzt ist Vitriol daraus geworden. Damals spielte Mayrault noch nicht mit und es handelte sich allein um Mels. Zu jener Zeit warst du noch ganz frei und konntest handeln wie du mochtest — jetzt siehst du dich in eine Menge von Zweifeln verwickelt, denn unsere Gesellschaft ist von philiströser Empfindsamkeit durchseucht, und du weißt nicht aus noch ein.“

„Deshalb komme ich, mir Rat bei dir holen.“

„Ja, das ist freilich sehr bequem! Man urteilt selbst nur immer seinem eigenen Temperament entsprechend, und vernünftigerweise sollte man es nach dem Temperament der zu Beratenden thun. Ich weiß wohl, was ich in solchem Fall thäte ... Doch kann ich wissen, was du zu thun fähig bist?“

„Was thätest du?“

„Das ist sehr einfach, und zwar hätte ich es längst gethan, — ich hätte Mels geheiratet.“

„Ohne ihn zu lieben?“

„Warum ohne ihn zu lieben? Ich hätte ihn geliebt. Es ist der Mühe wert.“

„Das ist doch keine Sache der Ueberlegung.“

„Für dich nicht, das weiß ich wohl. Du bist eine Sentimentale, keine Intellektuelle. Deine Eindrücke kommen nicht aus dem Kopf, sondern aus dem Herzen. Nun ja, du hast ganz recht, vom Standpunkte der Natur. Du empfindest; du überlegst nicht. Wenn du Mels heiratetest, würdest du auf einige Freuden, die alltäglich und sehr vergänglich sind, verzichten. Du würdest dich nicht für ein oder zwei Jahre — du siehst, ich rechne reichlich — in den Strom der Leidenschaften stürzen. Doch welche Sicherheit der Existenz schafftest du dir! Mels ist reich; er ist gut; er nimmt eine hohe Stellung in der Künstlerwelt ein. Du könntest gewiß sein, daß er dich glücklich machen würde und daß du mit ihm eine ruhige Ehe führen würdest. Nun, das ist doch auch der Erwägung wert?“

„Du weißt, was ich dir früher alles gesagt habe, wie ungünstig eine Ehe mit mir seine Stellung beeinflussen würde.“

„Die Umstände haben sich seitdem geändert, Therese. Das kleine vom Meister aufgelesene Modell ist im Lauf weniger Jahre Mademoiselle Aufridi geworden, eine geachtete, anerkannte Künstlerin, die Käufer für ihre Bilder findet. — Mein Kind, du bist jetzt niemand etwas schuldig. Du bist die Malerin der ‚Dame mit dem Handschuh‘, die vom Luxembourg angekauft worden ist. Die schönen Frauen der vornehmen Welt lassen von dir ihre mehr oder minder zurechtgemachten hochnäsigen Lärvchen malen. Verlaß' dich drauf, eines Tages wirst du wie Rosa Bonheur das Kreuz der Ehrenlegion erhalten ... Du brauchst dich deshalb nicht mehr darum zu kümmern, was

der Pöbel zu deiner Heirat mit Mels sagt. Es wäre eine Ehre für ihn. Auch ist es bereits vorgekommen, daß Millionäre Porträtmalerinnen geheiratet haben ... So fehlt es also ebenfalls nicht an Präzedenzfällen. Da du einen angenehmen Salon haben und, wie ich hoffe, einen guten Tisch führen würdest, fehlte es dir auch sicherlich nicht an der Schar von Leuten, die nicht wissen, wo sie ihre Abende verbringen sollen. Infolge dessen würde dein Name in den Salonblättern unter der Spitzmarke: ‚Empfangsabende‘ zu finden sein. Die Akademie würde euch nicht den Rücken kehren; das kann ich dich versichern. Deshalb kannst du jene früheren leeren Befürchtungen außer acht lassen. Du bist eine sehr angemessene Partie für Mels. Unter uns gesagt: du bist es viel weniger für Mayrault.“

Therese rückte unbehaglich auf dem Sofa hin und her. Ihre Stirn runzelte sich und sie errötete. Dann fragte sie mit einer Stimme, die infolge ihrer Befangenheit etwas heiser klang: „Wieso denn?“

„Wieso? Das fragst du noch? Erstens ist Daniel ebenso alt wie du, oder nur wenig älter. Du bist fünfundzwanzig — er siebenundzwanzig. Jetzt ist das unmerklich — aber in zehn Jahren? Dann ist der junge Meister mit siebenunddreißig jünger denn je, und du, meine Beste, näherst dich mit Riesenschritten den gefürchteten Vierzigern. Dann, mein Schatz, werden dir die Salons zu einer schweren Prüfung, in denen schöne Damen von der Sorte der Gräfin Terrenoire den großen, den gefeierten, den glänzenden Mayrault umgaukeln. Wenn du ihn begleitest, welche Rolle spielst du in diesen gekünstelten Kreisen, wo dir alles mißfallen und nichts dich anziehen wird? Es wird so aussehen, als stelltest du deinen berühmten Mann zur Schau. Ist das ein Vergnügen für dich? Und bleibst du zu Hause, während er als Schmetterling durch die eleganten Salons flattert, wirst du schwarz vor Eifersucht. Du erwiderst mir darauf vielleicht, daß du damit nur das Schicksal aller derjenigen Frauen erleidest, welche in der Häuslichkeit bleiben oder die in der Gesellschaft leben. Nein, keineswegs. Deine Lage würde sehr verschieden von derjenigen einer beliebigen, alltäglichen Frau sein. Denn du hast deinen persönlichen Ruhm,

der eine gewisse Aufmerksamkeit auf dich lenkt, und der allem, was dich betrifft, eine besondere Schärfe verleiht. Eine berühmte Frau wird nicht auf so stille und unbemerkte Weise hintergangen, wie eine unbekannte Frau, und eine solche ist nicht so sehr das Ziel des Spotts, wie es die Lebensgefährtin eines vielgenannten Mannes sein würde. Das Vergrößerungsglas des bekannten Namens giebt allem, was dich betreffen kann, eine Bedeutung, welche das Widerwärtige oder Schmerzliche hundertfach für dich steigert. Man ist in unserer Gesellschaft nicht ungestraft berühmt. Die farb- und saftlosen Menschen, welche die blöde Masse bilden, lassen es sich angelegen sein, daß du bei günstiger Gelegenheit für alle kleinen Vorzüge einer privilegierten Stellung bezahlen mußt. Bedenke, Kind, daß ich zunächst nur eine Seite der Frage behandelt habe, nämlich die, welche dich persönlich angeht. Willst du, daß ich auch die Lage von Mayrault untersuche, und was daraus für euch beide folgen könnte?"

Therese unterbrach sie mit Schärfe:

„Höre auf, mir meine Illusionen zu nehmen! Dein kritischer Verstand hat alles in deinem Kopfe verdorren lassen. Du glaubst an nichts mehr, weder an Liebe, noch an Treue oder Uneigennützigkeit. Bis jetzt hast du nur von den materiellen Vorteilen zu mir geredet, und nur Enttäuschungen in Aussicht gestellt. Bin ich zu dir gekommen, um von einer Geschäftsangelegenheit zu reden? Das, was mich beschäftigt, ist meine Liebe! Daniel liebt mich! Das ist das einzige, worauf es mir ankommt! Und ich sinne nur auf Mittel, wie ich ihm ersparen kann, daß er nicht darunter leidet. Was ich dabei aufs Spiel setze, darauf kommt es nicht an!"

„Da haben wir das große Orchester der Leidenschaft! Was soll ich darauf sagen? Du kommst mir vor, wie jemand, zu dem man sagt: ‚Sieh dich vor, du hältst das Fenster für die Thür und wirst im nächsten Augenblick aus dem vierten Stock auf das Straßenpflaster stürzen.' Und der darauf antwortete: ‚Ich würde während der fünf Minuten, in denen ich die Luft durchschneide, eine köstliche Empfindung von Erfrischung haben. Komme hinterher was da mag!' Die Leidenschaft, liebe Therese, die ist ein Zufall im Leben. Um Himmelswillen,

lassen wir die Ausnahmefälle beiseite. Halten wir uns an die allgemeine Regel, das heißt an die gute Mittelstraße des stillen, bürgerlichen Glücks. Die Sterne kann man nicht vom Himmel herunterholen. Alle Schwärmerei und Ueberschwenglichkeit hat ein Ende. Nachher muß man auf die Erde zurückkehren und wie die anderen Leute leben und das ist die längste Periode in unserm Dasein."

„Welchen Beweis hast du, daß Mayrault mich nicht vollständig und dauernd beglücken würde?"

„Keinen. Es ist durchaus möglich. Aber du hast noch mehr Aussicht, mit Mels glücklich zu werden."

„Doch ich kann das Versprechen nicht zurücknehmen, das ich Mayrault gegeben habe."

„Nun, wenn du dich gebunden hast, was fragst du dann noch?"

„Ach, du weißt es recht gut!" rief Therese und die Thränen strömten über ihr Gesicht. „Du weißt, wie lieb ich Mels habe, und welche Qual mir der Gedanke verursacht, daß ich ihm weh thun muß. Kann man sich eine schlimmere Lage als die meine denken? Nach welcher Seite ich mich wenden mag, überall treffe ich auf beinah unübersteigliche Hindernisse! Auf der einen Seite hält mich kindliche Anhänglichkeit und nach der anderen zieht mich die Liebe. Und welchem Zuge ich folgen mag, immer verursache ich einem geliebten Menschen Schmerzen, ohne daß es meine Schuld ist."

„Jetzt, mein Kind, sehen wir die Sache von einer anderen Seite an. Bisher hatten wir uns nur mit dir beschäftigt. Sprechen wir jetzt von dem anderen, und zwar soll das mit gleicher Aufrichtigkeit geschehen. Wenn Mayrault sich im Beginn seiner Laufbahn verheiratet, in dem Zeitpunkt, in dem er vor allem den Reichtum seines Temperaments und die Fülle seiner Phantasie zu beweisen hat, so begeht er die größte Thorheit. Geliebte, so viel er will — eine Frau — nein!"

„Zélie!"

„Wirf mir nicht Unmoral vor! Du bist zu klug, um nicht zu verstehen, was ich meine. Einem Adler, der sich in die Höhe schwingen soll, darf man keinen Ballast an die Krallen binden — einem jungen Künstler keine Häuslichkeit aufbürden;

er bedarf der Freiheit für seine Arbeit. Eine Häuslichkeit, Frau und Kinder, Geldsorgen für die Familie, das ist der Tod der Begeisterung. Ein Künstler muß in voller Unabhängigkeit seinen Weg gehen, sonst kommt er nicht vorwärts, und wer auf dem Weg zum Ruhm nicht fortschreitet, geht zurück."

„Ach, immer redest du von Ehrgeiz, immer von Erfolg — nie von Glück. In deiner ganzen Lebensauffassung herrscht nur der Verstand, nicht das Herz. Bist du unfähig, selbst zu lieben, daß du auch den anderen das Recht auf die Liebe absprichst? Wenn bei dir, im Gegensatz zu allen lebenden Wesen, ein solcher Mangel vorhanden ist, weshalb erhebst du diese Ausnahme zu einem Gesetz, dem sich alle menschlichen Handlungen unterordnen sollen?"

Zélie lächelte, steckte sich noch eine Cigarette an und betrachtete mit wohlwollenden Blicken die Freundin.

„Du bist böse auf mich, Thereschen! Und du hast so unrecht nicht. Es ist wahr, daß ich entweder infolge eines natürlichen Mangels oder einer moralischen Verfeinerung eine große Mißachtung vor dem oft gefährlichen und stets unbequemen Fieber empfinde, das die Liebe heißt. Ich habe für mich nie das Bedürfnis dazu empfunden, und ich möchte es gern aus dem Leben der anderen streichen. Auch ist man nicht umsonst Journalistin und gewöhnt sich, die Leute abzukanzeln. Das schadet dem Geist und macht einen paradox. Du hast mich um einen Rat gefragt und ich habe einen Artikel geliefert. Das war thöricht, verzeihe! Wir wollen die Sache jetzt einfach ansehen. Du liebst einen Jüngling, der dich liebt. Die Sache ist rein persönlich. Ist die Anziehung, die du empfindest, stark genug, daß du allen den Schwierigkeiten trotzen kannst, die ich dir gezeigt habe? Sie sind sehr wirklich und keineswegs eingebildet, verlasse dich darauf! Darüber hast du allein zu entscheiden. Niemand kann dir den Entschluß abnehmen. Und du hast in jeder deiner Hände das Schicksal eines Mannes. Je nachdem du den einen oder den anderen Entschluß fassest, wird Mels glücklich oder unglücklich. Und Mayrault — ja, Kind, davon wollen wir lieber nicht reden. Du weißt, wie ich ihn liebe und achte. Aber wenn ich etwas sage, wirst du wieder weinen — und völlig überflüssig obendrein!"

„Aber verbirgst du mir denn etwas?“

„Ich? Nichts! Auf Ehre! Mayrault ist frei. Ich weiß, daß die Gräfin de Terrenoire sich ihm mit der ganzen Dreistigkeit der Weltdame, die sich einbildet, einem kleinen Künstler eine große Ehre zu erweisen, wenn sie sich herabläßt, ihm ihre Gunst zu schenken, an den Hals geworfen hat. Du mußt wissen, daß er sie mit Kälte aufgenommen hat, denn Mayrault hat nicht einmal das Bildnis der Schönen malen wollen und hat sie an dich gewiesen, indem er damit gleichzeitg deinem Talent eine Huldigung darbrachte und dir einen Beweis seiner Treue gab. Dieses nichtswürdige Frauenzimmer ist hauptsächlich Schuld an dem Verdruß, den Mels wegen der Wandgemälde für das Kolonialpalais hat. Sie ist es gewesen, die Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hat, um den Urteilsspruch hinauszuschieben und die Konkurrenz zu Fall zu bringen. Ihr ganzer gesellschaftlicher Anhang ist auf den Minister gehetzt worden, der, von der Majorität der Kammer drangsaliert, von dem Conseil supérieur des Beaux-Arts bedroht, und von den Intriguen der vornehmen Weiber in die Enge getrieben, nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht. Und mitten in diesem künstlerischen, gesellschaftlichen und parlamentarischen Chaos bewahrt nur ein einziger unentwegt seine Ruhe, nämlich der Held des Abenteuers, Mayrault selbst, der in seinem Häuschen auf dem Montmartre auf Paris herabschaut, das er in die Tasche stecken wird, wie ein Bonbon.. Und diesen Jüngling, mit seiner genialen künstlerischen Unbekümmertheit, der nur an seine Arbeit denkt, den soll ich dir raten, zum Manne zu nehmen? Therese, ich habe noch zu viel gesunden Menschenverstand, um dich eine solche Dummheit begehen zu lassen. Du bist frei, du hast niemand Rechenschaft über dich zu geben. Liebe ihn, wenn du nicht anders kannst, aber heirate ihn nicht!“

„Wie! Ist das deine Schlußfolgerung: seine Geliebte?“

„Seine Gefährtin, Freundin, Vertraute, Trösterin, wenn er Verdruß in der Kunst oder in der Liebe hat. Aber nie seine Frau! Bleibt frei — du wie er! Das ist gescheiter, als euch zu verheiraten, um später euch nicht zu vertragen, unglücklich zu werden, euch — wer weiß? — vielleicht scheiden zu lassen. Denn zu dieser jämmerlichen Kapitulation, zu dieser

gewöhnlichen Bankrotterklärung, kommen die schlecht zu einander passenden Eheleute."

„Fühlst du dich denn glücklich, Zélie, so allein und gleichgültig dahinzuleben?" fragte Therese mit einem Seufzer.

„Ich halte mich für glücklich, weil ich Herrin über mein Leben bin. Aber wo hast du mich gleichgültig gesehen? Ich liebe die Tiere, ich begeistere mich für die Unglücklichen, bekämpfe Mißbräuche und ziehe alle Ungerechtigkeiten an das Licht. Ich und gleichgültig! Alles interessiert mich: das Schöne, Gute, Große! Ach, Therese, es giebt nur vollkommene Freuden im Reiche der Einbildungskraft. Da giebt es keinen Irrtum, keine Enttäuschungen. Dort ist alles absolut. Ich habe das Glück gehabt, mein Geschlecht in den Kopf zu verlegen. Das ist eine große Sicherheit. Aber, arme Kleine, ich rede zu dir, wie es Diogenes zu einer schönen, verzärtelten Athenerin hätte thun können, der die Liebe als das höchste Glück erschien. Ich thue Unrecht. Ja, wenn ich so bin, ist es wahrscheinlich, weil ich nicht demjenigen begegnet bin, der ein Weib aus mir machen konnte, indem er mein Herz erweckte. Ich rühme mich, und bin vielleicht ein untergeordnetes, verächtliches Wesen. Denn was ist schließlich eine Frau, die nichts Weibliches an sich hat, weder das Gefühl, noch die Schwäche oder die Sanftmut? Sie ist eine Art Ungeheuer. Geh' also und erfülle dein Geschick, das heißt: liebe und leide. Ich mißbillige die Empfindungen, die dich dazu treiben, weil ich unfähig bin, sie zu fühlen. Und da ich mich dem natürlichen Gesetz entgegenstelle, habe ich vermutlich keine Ursache, darauf stolz zu sein, und wahrscheinlich bist du auf dem rechten Wege. Bewahre daher nichts von dem, was ich dir gesagt habe, im Gedächtnis, abgesehen davon, daß ich dir aufrichtig ergeben bin und immer zu deiner Verfügung stehe, wenn du meiner bedürfen solltest."

„Danke, Zélie! Das wußte ich schon im voraus. Doch ich nehme von hier nicht den Trost mit mir, den ich mir holen wollte!"

„Ja, liebe Kleine! Du verlangtest von meiner Philosophie die Formel des Glückes, und brauchtest, wenn du sie wissen wolltest, nur dein eigenes Herz zu befragen. Alles,

was man dir sagen könnte, wird nichts gegen deinen weiblichen Instinkt ausrichten. So folge ihm. Und Glück auf den Weg! Schließlich entscheidet doch nur der Zufall im Leben."

Sie erhoben sich und traten auf den berankten Balkon, der im vierten Stockwerk gelegen, einen Ueberblick über die Rue du Croissant gewährte. Hier sah man bereits die Ausrufer der Tagesblätter, welche die Weinschenken aufsuchten, und die Rollwagen mit den Papiervorräten, die vor den Druckereien hielten, Drucker in schwarz beklexten Blusen standen plaudernd und rauchend auf dem Bürgersteig und warteten auf den Beginn der Arbeit. Die schweren Omnibusse, welche nach den Hallen fuhren, donnerten über die Fahrstraße und ein Strom von Fußgängern wälzte sich dem Boulevard zu. Schweigend betrachteten die beiden Freundinnen das wandelnde Bild des arbeitsamen Lebens, das sich in diesem Winkel von Paris abrollt. Nach einem Augenblick des Sinnens deutete Zelie auf die Schilder von fünf oder sechs großen Zeitungen, welche an den Vorderseiten der Häuser angebracht waren.

„Sieh dort! In jedem dieser Blätter, die in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet werden, verfechten talentvolle Schriftsteller die entgegengesetztesten Ansichten. Alle haben Leser, alle Anhänger. Wer hat recht? Das kann allein die Zukunft einigermaßen klarstellen. Weshalb beanspruchen wir, einer individuellen Wahrheit gewisser zu sein, als diese Männer einer allgemeinen? Man tappt im Leben wie ein Blinder umher, auch diejenigen, welche behaupten und mit gutem Recht behaupten können, daß sie deutlich zu sehen vermögen."

Sie lächelten einander an. Mit langsamen Schritten verließ Therese den Balkon, trat in das Arbeitskabinett zurück und blätterte zerstreut in den Korrekturen, mit denen Zélie bei ihrem Kommen beschäftigt gewesen war.

„Es giebt nur Eines, was uns nie im Stich läßt, Thereschen, nämlich die Arbeit. Was uns auch im Leben begegnen mag, so lange ich noch eine Feder und du den Pinsel führen kannst, werden wir uns immer helfen können."

Therese erbleichte und ihre Brauen zogen sich zusammen. Denn ohne es zu wollen, hatte Zélie das traurige Bild von Mels heraufbeschworen, der sich von seiner Schöpferkraft ver-

lassen fühlte und mit flehender Stimme die Schülerin beschwor, ihn nicht zu verlassen. Also nach Zélies Auffassung hatte er nicht mehr die Aussicht, sich heraushelfen zu können! Es blieb ihm nur übrig, gewissermaßen lebend ins Grab zu steigen.

Sie seufzte tief auf und ging sorgenvoller, als sie gekommen war. Aber sie äußerte ihre Kümmernisse nicht weiter, sondern umarmte die Freundin und entfernte sich. (Fortsetzung folgt.)





Am tiefen Meeresgrund.

Plauderei von **Ewald van den Bosch.**

Mit 3 Abbildungen.

(Nachdruck verboten.)



Wohl kein bürgerlicher Beruf stellt größere Ansprüche an die Gesundheit, Ruhe und Unerschrockenheit eines Menschen, als der Beruf des Mannes, der am tiefen Meeresgrund wirkt und dem Meere die Schätze wieder zu entwinden sucht, die es mit unbarmherziger Gewalt an sich gerissen hat. Was das Meer aber einmal in seinem Schoße aufbewahrt, hält es mit eiserner Kraft fest, und je höher die Wassersäule ist, die den Meeresboden deckt, desto größer wird ihr Druck und desto schwerer wird das Arbeiten und das Emporschaffen der unten liegenden Schätze.

Früher, als unser Seeverkehr noch mit kleineren hölzernen Schiffen bewerkstelligt wurde, lohnte es nur in seltenen Fällen, die gesunkenen Schiffe und Ladungen wieder an das Tageslicht zu schaffen. Damals steckte die Technik auch noch zu sehr in den Kinderschuhen, als daß man ernstlich daran dachte, den Kampf mit dem Meere aufzunehmen. Was die Wellen einmal verschlungen hatten und nicht freiwillig wieder herausgaben, war verloren. An diesen Gedanken war man gewöhnt, und mit ihm tröstete man sich.

Trotzdem beschäftigten sich schon lange Jahre Leute der verschiedensten Nationalitäten und Berufsklassen mit der Lösung

des Problems, auf welche Weise man am besten und leichtesten versunkene Schiffe und ihre Ladungen an die Oberfläche bringen könnte. Schließlich glückte es dem Ingenieur Wilhelm Bauer, den auf dem Bodensee infolge Zusammenstoßes gesunkenen Dampfer „Ludwig" zu heben. Dies erreichte er dadurch, daß er am Schiffskörper große, wasserdichte Schläuche befestigte, in die er Luft pumpte. Die Schläuche wurden durch Taucher angebracht und das Schiff unter Wasser gedichtet. Auf diese Weise gelang es, den „Ludwig" in den Hafen von Konstanz zu bringen.

Die nach vieljähriger Arbeit glücklich gelungene Hebung des kleinen Dampfers dürfte kaum einen pekuniären Erfolg gehabt haben, doch gab sie den ersten Anstoß zu der weiteren Entwickelung des Bergungswesens mit Taucherbetrieb, das mit dem stetig wachsenden Verkehr immer größere Dimensionen annimmt.

Heute giebt es wohl kaum einen größeren Hafen, der nicht einen oder mehrere Taucher hat. Ueberall dort, wo Schiffe in nicht zu große Tiefen versunken oder gestrandet sind, tritt der Taucher in Thätigkeit. Ebenso bedient man sich seiner bei Hafenbauten, bei Sprengungen von die Schiffahrt hindernden Wracks und Gestein, bei der Perlen-, Korallen- und Schwammfischerei usw.

Der moderne Taucher sieht nicht mehr so aus, wie die Taucher, die seinerzeit den „Ludwig" hoben. In seiner Kleidung und Ausrüstung, wie in seiner Arbeit hat er sich naturgemäß alle Fortschritte der Technik zu Nutzen gemacht. So hat sein Anzug wesentliche Veränderungen erfahren. Er richtet seine Kleidung nach der Temperatur des Wassers, mit der er in jedem einzelnen Falle zu rechnen hat, und macht es in dieser Beziehung ebenso, wie wir, wenn wir uns vor dem Ausgehen das Wetter draußen ansehen und überlegen, ob wir ein leichteres oder wärmeres Kleid wählen sollen. Seine Unterkleider bestehen aus wollenem Hemd, Beinkleidern und Strümpfen. Erwartet er in der Tiefe warme Strömungen, so begnügt er sich mit einer Garnitur; ist es unten kalt, so verdoppelt er sie; fürchtet er, am Meeresboden eisiges Wasser anzutreffen, so zieht er über das zweite noch ein drittes wollenes Unterkleid.

Von dem äußeren Gewand, in das er sich dann kleidet, kann man nicht behaupten, daß es, was Schnitt und Form betrifft, wie angegossen sitzt. Darauf kommt es auch nicht an,

denn um die Meeresnymphen kümmert sich der Taucher nicht, und zu den Eroberungen, die ihn in die Tiefe locken, braucht er nicht tadellos gekleidet zu sein. Rock und Beinkleid hängen zusammen und bestehen aus zwei festen, wasserdichten Geweben mit Gummieinlage. Die Hände sind häufig, schon zum Schutz gegen den Hai oder andere Ungeheuer, mit Gummihandschuhen versehen. An den Handgelenken, ebenso an den Füßen und am Hals werden die Verbindungen durch Gummibänder gedichtet, damit kein Wasser in den Anzug eindringt. Dann wird der Helm und Schild aufgesetzt und die aus Leder mit gußeisernen Sohlen bestehende Fußbekleidung angezogen. Auch diese wird durch einen Gummiverschluß mit dem Beinkleid in Verbindung gebracht.

Die schwere, wasserdichte Oellampe, seine langjährige treue Gefährtin, entbehrt der Taucher trotz des elektrischen Lichtes auch heute noch ungern. Sie hat ihre eigene Pumpe, um sich selbst die zum Brennen erforderliche Luft zu schaffen, wenn die Pumpe, die dem Taucher die Luft zuführt, nicht ausreicht, um sie beide zu bedienen. Unschätzbar ist aber für den Taucher das elektrische Licht, das immer mehr zur Anwendung gelangt. Ich erinnere an die pompösen unterseeischen Photographien des Meeresbodens, die, mit Hilfe des elektrischen Lichtes aufgenommen, unsere Kenntnisse der Seeflora und -Fauna in so hohem Grade bereichern.

Bevor sich der Taucher in die Tiefe begiebt, hat er und seine oben zurückbleibenden Mitarbeiter sorgfältig zu prüfen, ob die beiden Kabel, die er mit sich hinunternimmt, in Ordnung sind. Der Luftschlauch, der einerseits an seinem Helm, andererseits an der Luftpumpe befestigt ist, versorgt ihn mit der nötigen Luft, während das Tau, an dem er in die Höhe gezogen wird, um seinen Leib befestigt ist. An diesem Tau sitzt auch die Signalleine. Diese ist aber in letzter Zeit fast ganz verschwunden und an ihre Stelle ist ein Sprachrohr oder gewöhnlich das Telephon getreten, das naturgemäß mit dem Luftschlauch im Helm endigt.

Die Werkzeuge, die der oder die hinuntergehenden Taucher mit sich führen, richten sich nach der Arbeit, die sie zu verrichten haben. Das Beil pflegt allerdings nicht zu fehlen, auch führt der Taucher immer ein scharfes Messer oder einen Dolch bei

sich. Nicht selten kommen Sprengungen vor. Zu diesem Zweck versieht sich der Taucher mit Dynamit. Die Entzündung wird dann mittelst Schnur von oben bewerkstelligt.

Hauptbedingung für einen guten Taucher ist Vorsicht. Damit die Leinen nicht in Unordnung kommen, namentlich aber, damit er sich allmählich an den sich schnell steigernden Druck des Wassers gewöhnt, steigt der Taucher langsam und zögernd, mehrmals Halt machend, die Leiter hinunter, die ins Wasser führt. Er erscheint dem Laien dann wie ein Wasserscheuer, der es nicht wagt, seinen Körper mit dem nassen Element in Verbindung zu bringen. Schlägt der Taucher, zumal wenn er Neuling ist, ein schnelleres Tempo ein, so befallen ihn leicht Schwindel und Ohrenbrausen. Ist dies der Fall, so darf er nicht lange zögern, sondern muß sofort das Signal zum Aufziehen geben.

Auch auf dem Meeresboden muß der Taucher in seinen Bewegungen außerordentlich vorsichtig sein. Nicht immer steht er auf ebenem Grund, sondern dieselben Berg- und Thalerscheinungen, die unser Erdboden zeigt, haben wir auch unter dem Wasser; dazu kommt noch eine stellenweise üppige Flora, große hoch aufgeschossene Pflanzen, dichtes Gestrüpp und allerlei Schlinggewächse, wie wir sie auf den schon erwähnten Photographien sehen. Ferner hat der Taucher mit den Meeresströmungen und der Ebbe und Flut zu rechnen und gegen sie anzukämpfen. Eigentümlich ist der so weit verbreitete Glaube, daß Meeresströmungen sich nur in den oberen Wasserschichten finden, die Tiefsee von ihnen aber nicht betroffen wird. Gerade das Gegenteil ist oft der Fall. Sehr häufig liegt die Oberfläche ohne jegliche Strömung da, während sich unten am Boden ein alles mit sich fortreißender Strom zeigt.

Sehr schnell gewöhnt sich das Auge des Tauchers an die in den unteren Schichten herrschende Dunkelheit. Dabei hilft ihm allerdings seine Lampe. Keinen Augenblick darf er seine beiden Verbindungstaue außer acht lassen. Bei jedem Schritt auf unebenem, steinigem oder dichtbewachsenem Boden muß er daran denken, daß sie „klar“ sind, sich nicht ineinander verwickeln oder an Steinen, Pflanzen und anderen Hindernissen hängen bleiben.

Uebrigens irrt man, wenn man glaubt, daß jedes Versagen der Luftzuführung schon ohne weiteres das Leben des Tauchers gefährdet. So lange der Helm mit seinem vielen überschüssigen Raum unversehrt ist, bietet er seinem Träger noch für 25 bis 30 Minuten Luft zum Atmen, und in dieser Zeit kann er schon längst an die Oberfläche gezogen sein.

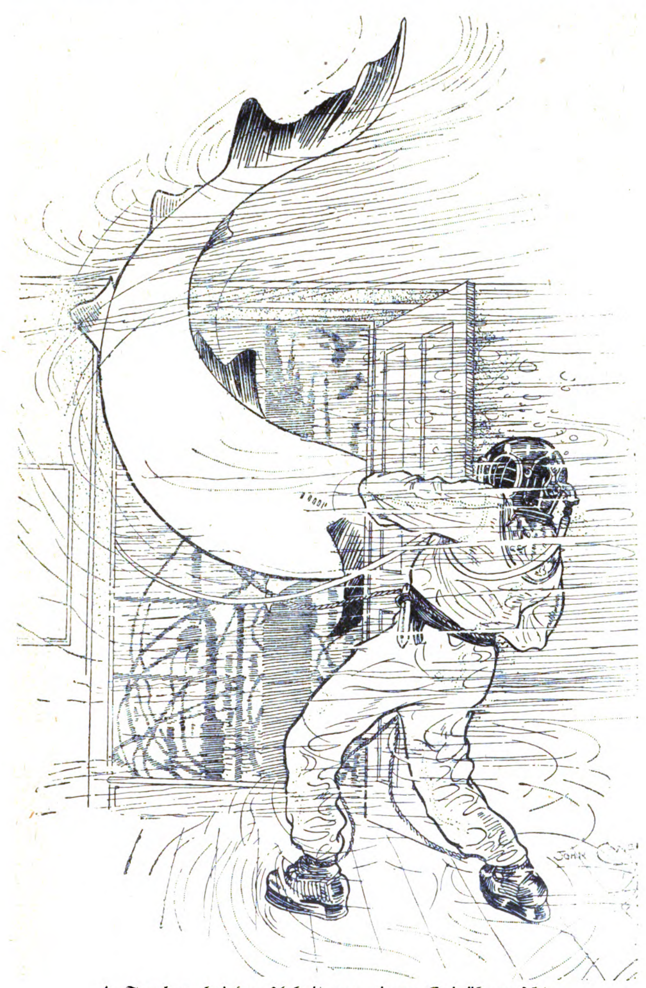
Unheimlich und düster ist es dort unten. Der Taucher ist aber nicht in die Tiefe gegangen, um sich dort „die Gegend anzusehen", sondern um zu arbeiten und zu verdienen. Denn gelingt ihm sein Werk und hat er so und so viele Tausende dem Meeresgott entrissen, so wird seine Arbeit auch reichlich belohnt.

Denken wir uns, daß dort unten in einer Tiefe von 50 m ein großer Dampfer mit wertvoller Ladung und leider auch vielen armen Ertrunkenen liegt. Der Taucher ist unten angelangt und untersucht, ob ein Heben des Schiffes möglich und ob es lohnend ist. Von seinem Bericht wird es abhängen, ob man zur Hebung des Schiffes schreitet oder ob man nur die Leichen und die Ladung bergen will. — Wird ersteres beschlossen, dann schafft man die Leichen und soviel wie möglich von der Ladung aus dem Schiffe, dichtet und umklammert es mit mächtigen Ketten und Trossen, um es sodann an die Oberfläche zu ziehen, wo es zwischen zwei Riesenprähmen vertaut wird. Andernfalls geht man sofort an die Bergung der Ladung. Den wertvollen Teil, namentlich die Edelstein-, Gold- und andern Metallsendungen birgt man zuerst, alles Wertlose und vom Seewasser Verdorbene läßt man liegen. Die Details einer solchen, oft Monate, ja Jahre dauernden Schiffshebung oder unterseeischen Löschung hier wiederzu geben, ist unmöglich. Auf der Hand liegt es aber, daß derartige Arbeiten in der Tiefe unter fortwährendem Kampfe mit der Dunkelheit, Strömungen und den Feinden aus der Tierwelt, vor allem mit dem gefräßigen Hai, keine leichten sind, daß hierzu Besonnenheit, Mut und vor allem eine kräftige Gesundheit gehört.

Gar seltene Dinge sind es, die der Taucher oft dort unten erlebt und von denen er zu erzählen weiß. Stählerne Nerven gehören zu den häufigen Kämpfen, die er oft hundert Fuß unter dem Wasserspiegel mit den Bewohnern des Meeres auszufechten hat. Wenn nun auch nicht alle die romanhaften Berichte wahr sind, die uns von den behelmten Pionieren der Tiefsee überbracht

werden, so möchten wir unsern Lesern doch einzelne Erlebnisse mitteilen, deren Wahrheit uns verbürgt ist.

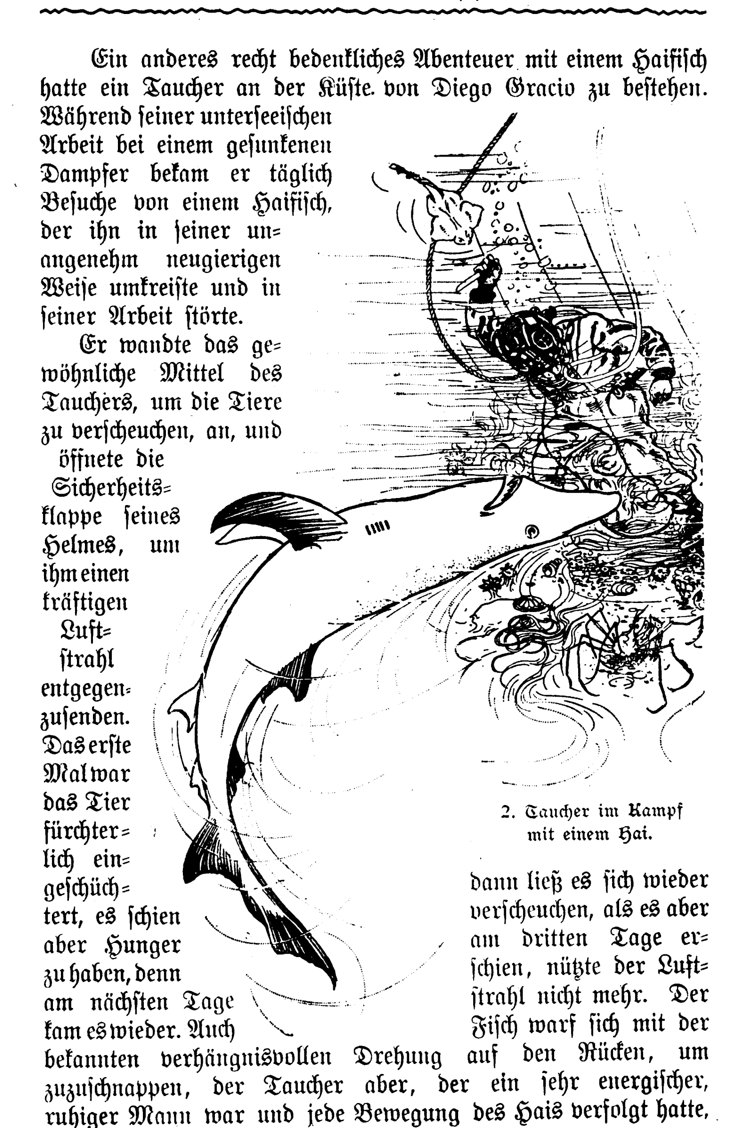
Ein Taucher hatte den Auftrag, in dem ja bekanntlich oben auf Deck befindlichen Kartenhause eines gesunkenen Dampfers nach einigen wichtigen Papieren zu suchen. Mit großer Anstrengung war es ihm gelungen, dort einzudringen, und er befand sich hinten in einer Ecke vor einem Spinde, wo die Papiere aufbewahrt sein sollten, als er sich plötzlich zu seinem Entsetzen einem großen Haifisch gegenüber sah, der, ihn verfolgend, gleichfalls durch die offene Thür eingedrungen war. Im höchsten Grade erschrocken, wollte er der Thür zueilen und flüchten, als auch der Hai plötzlich mit einer schnellen Bewegung seines ganzen Körpers den Kopf der Thür zudrehte und aus dieser verschwand. Wäre der Taucher unbekleidet oder in leichter Kleidung gewesen, so hätte sich der Hai schwerlich besonnen, ihn anzupacken, in seiner festen Gummihülle muß er dem gierigen Räuber aber zu ungenießbar erschienen sein. Während der Hai mit einem kühnen Schwunge seines Schwanzes, wie zum Abschied grüßend, das Kartenhaus verließ, muß er mit der Leine des Tauchers in Verbindung gekommen und sie ein Ende mit sich fortgezogen haben, denn der Taucher fühlte mehrere Stöße, durch die er an den Thürpfosten geschleudert wurde, wo er einstweilen starr, über das Erlebte, stehen blieb und seinem ihn verschmähenden Feinde einen wenig wohlwollenden Blick nachsandte. Im Begriff, wieder an die unterbrochene Arbeit zu gehen, wurde die Leine zu seinem Erstaunen plötzlich angezogen. Mit einem Satz war er draußen vor dem Kartenhause und jetzt ging er in die Höhe, ohne daß er wußte, weshalb. Denn er hatte kein Signal zum Aufziehen gegeben. Unterwegs sah der Taucher den Hai, der ihn in einigem Abstand umkreiste, aber ohne sich zu nähern, und als er oben war, fragte man ihn erstaunt, was ihm zugestoßen sei, da er schon gleich nach seiner Ankunft in der Tiefe das Signal zum Aufholen gegeben habe. Dies Signal bestand in einem dreimaligen ruckweisen Ziehen an der Leine. Die Erklärung war nicht schwer. Der Hai war es gewesen, der durch seine Berührung mit der Leine das dreimalige, auch von dem Taucher gespürte ruckweise Ziehen veranlaßt hatte, und dies hatte man oben für das verabredete Signal gehalten. Als der Taucher



1. Taucher, bei der Arbeit von einem Hai überrascht.

dann zum zweitenmal in die Tiefe hinabstieg und sich später mit den glücklich gefundenen Papieren wieder an die Oberfläche ziehen ließ, war von dem Hai keine Spur zu entdecken.

Ein anderes recht bedenkliches Abenteuer mit einem Haifisch hatte ein Taucher an der Küste von Diego Gracio zu bestehen. Während seiner unterseeischen Arbeit bei einem gesunkenen Dampfer bekam er täglich Besuche von einem Haifisch, der ihn in seiner unangenehm neugierigen Weise umkreiste und in seiner Arbeit störte.



2. Taucher im Kampf mit einem Hai.

Er wandte das gewöhnliche Mittel des Tauchers, um die Tiere zu verscheuchen, an, und öffnete die Sicherheitsklappe seines Helmes, um ihm einen kräftigen Luftstrahl entgegenzusenden. Das erste Mal war das Tier fürchterlich eingeschüchtert, es schien aber Hunger zu haben, denn am nächsten Tage kam es wieder. Auch dann ließ es sich wieder verscheuchen, als es aber am dritten Tage erschien, nützte der Luftstrahl nicht mehr. Der Fisch warf sich mit der bekannten verhängnisvollen Drehung auf den Rücken, um zuzuschnappen, der Taucher aber, der ein sehr energischer, ruhiger Mann war und jede Bewegung des Hais verfolgt hatte,



3. Taucher, von einem Bergungshaken an der Hand erfaßt und emporgewunden.

griff zu seinem großen Messer und erlegte ihn mit einem wuchtigen Stoße. Wenige Minuten später trieb der leblose Körper des Ungeheuers schon auf der Oberfläche und wurde

unter lauten Hurras der Mannschaft an Bord des Bergungsdampfers gebracht. Der Taucher hat sich aber das Rückgrat seines Feindes zum Andenken aufbewahrt.

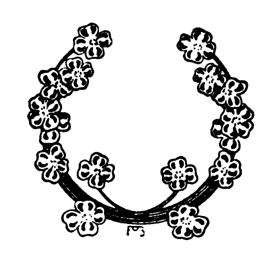
Wie kaltblütig der Taucher im Wasser auch den eigenartigsten Erscheinungen gegenüber sein muß, beweist folgender Fall. Ein noch junger Taucher wurde zu einem auf dem Meeresboden liegenden Dampfer hinuntergesandt. Erst ganz kurze Zeit in der Tiefe, erfolgte plötzlich oben das Zeichen, daß er aufgezogen werden wollte. Dort erschien er denn auch in fürchterlicher Aufregung und berichtete, daß ihm beim Betreten des Schiffssalons zwei gigantische Erscheinungen in drohender Haltung entgegengetreten seien. Man lachte ihn aus, er erklärte aber, daß er sich nicht getäuscht habe, und weigerte sich, zum zweitenmal in die Tiefe zu gehen. Für ihn trat dann ein älterer Kollege ein.

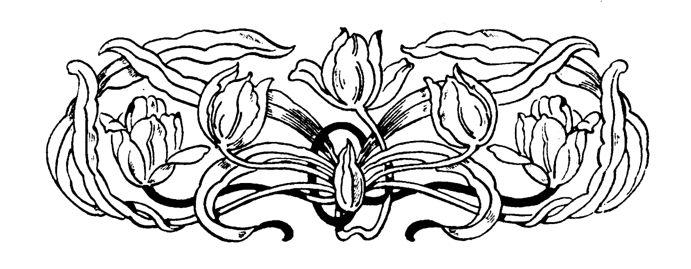
Dieser machte sich anheischig, die Sache zu untersuchen. Kaum hatte er aber den Salon betreten und einige Schritte vorwärts gemacht, als ihm gleichfalls zwei ungeheuere Geister entgegen traten. Bestürzt, aber nicht fassungslos, erhob er die Axt und holte zu einem mächtigen Hieb aus. Ein dumpfes Klirren und Verschwinden der Geister — und der große Spiegel des Salons lag in tausend Stücken vor seinen Füßen. Er war es gewesen, in dem sich die eigenen Beine des Tauchers wiedergespiegelt hatten, und durch das dicke Mittelglas des Helmes waren sie ihm in Schreck einjagender, gigantischer Vergrößerung erschienen.

Ein sehr trüber Fall, der ein Bild von den dem Taucher drohenden Gefahren bietet, ereignete sich vor mehreren Jahren in Schottland an der Mündung des Tay, wo ein Taucher mit der Bergung von Ballen Wolle aus einem gesunkenen Dampfer beschäftigt war. Die durch das Wasser angeschwollenen Ballen waren im Schiffsraum so dicht aneinander gepreßt, daß sie nur sehr schwer und mit Anspannung aller Kräfte gelockert und aus ihrer Lage geschafft wurden. Gleichzeitig wurden sie mittelst Haken an der von oben herabgelassenen Leine befestigt und auf ein vom Taucher gegebenes Zeichen in die Höhe gezogen. Der Taucher hatte einen solchen unter der großen Luke liegenden Ballen seiner Ansicht nach sorgfältig befestigt und das Signal zum Aufhissen gegeben. Oben wird die Dampfwinde in Thätigkeit

gesetzt und langsam erhebt sich der Ballen. Da plötzlich springt der Haken vom Ballen ab, fährt, schon in Bewegung und scharf, wie er ist, durch die Hand des Tauchers und reißt diesen mit sich 30 m in die Höhe. So taucht der Aermste, der inzwischen die Besinnung verloren hatte, ohnmächtig, mit der Hand an einer Angel aufgespießt, an der Oberfläche auf. Viele Monate hat der Taucher im Krankenhause zugebracht und lange zwischen Leben und Tod geschwebt, und nur seiner zähen Gesundheit hat er es zu danken, daß er wieder genesen ist, auch die Hand behalten hat. Sie ist allerdings fürchterlich zugerichtet, und der Mann ist nicht mehr im stande, seiner alten Thätigkeit nachzugehen. —

Ja, voller Gefahren ist der Beruf des Tauchers. Er hat nicht nur unten am Meeresgrund Arbeiten zu verrichten, die schon oben auf dem Lande zu den gefährlichsten gerechnet werden, er ist auch noch von der Zuverlässigkeit der Leute abhängig, die oben am Strande, auf dem Schiff oder Prahm die Luftpumpe, Signalleine oder das Telephon bedienen. Doch sind diese oft gleichfalls Taucher, jedenfalls aber erprobte, zuverlässige Männer. So ist denn auch der Prozentsatz der Taucher, die ihrem gefährlichen Berufe zum Opfer fallen, ein verhältnismäßig nur geringer.





Postdienst zwischen Deutschland und Amerika.

Von **Johannes Lind.**



Tausende machen heutzutage im Laufe eines Monats die Reise über den Ozean zur „neuen Welt“. In der That scheint diese Reise an Bord der großen Bremer oder Hamburger Schnelldampfer, wenn das Wetter einigermaßen günstig ist, eher eine ausgedehnte Spazierfahrt zu sein, als eine Weltreise, für welche sie vor wenigen Jahrzehnten noch galt. In sechs bis acht Tagen durchkreuzt man den Ozean, und der schnelle Gang des Schiffes, seine elegante und bequeme Ausstattung, die aufmerksame Bedienung und interessante Gesellschaft geben dem Reisenden ein Gefühl der Sicherheit, das ihn die Gefahren der Meeresfluten vergessen läßt. Nur die weite Wasserfläche, die sich vor seinen Augen ausbreitet, und das unablässige Zittern und Stoßen unter seinen Füßen erinnern ihn daran, daß er sich nicht in einem prächtigen Hotel, sondern an Bord eines Schiffes befindet.

Unter den Tausenden von Reisenden nun haben nach meiner Erfahrung nur die wenigsten eine Ahnung, daß diese eleganten Dampfer auch anderen Zwecken als der Passagierbeförderung dienen, und die meisten von denen, die bequem zurückgelehnt in ihrem Deckstuhl die Seeluft genießen, wissen

nicht, daß unter ihren Füßen im Innern des Schiffes während der Reise Aufgaben erfüllt werden, die für Welthandel und Weltverkehr von weittragender Bedeutung sind.

Wenn von einer deutschen Seepost die Rede ist, so darf, abgesehen von China, darunter nur die Postverbindung zwischen Bremen oder Hamburg und New-York verstanden werden. Denn nur diese beiden Linien werden von Postbeamten begleitet, weil hier der Verkehr im Verhältnis zur kurzen Fahrt ein so großer und wichtiger ist, daß er die Ausübung dieses besonderen Dienstzweiges notwendig macht.

Die Einrichtung der Seepost ist ein Werk des ersten deutschen Generalpostmeisters von Stephan. Er wußte wohl, daß die Leistungsfähigkeit des Kaufmanns sich proportional der Zuverlässigkeit und Schnelligkeit der ihm zu Gebote stehenden Austausch- und Verkehrsmittel hebt, und da er es als seine erste Pflicht ansah, deutsche Verkehrsinteressen zu fördern, so war er unermüdlich bestrebt, ihm bisher unbekannte Bahnen zu öffnen und alte Wege zu verbessern. Diesem seinem Bestreben entsprang auch die Einführung des Seepostdienstes.

Noch vor einem Jahrzehnt wurden Postsendungen zwischen Deutschland und Amerika unsortiert, in Säcken verpackt, den Dampfern übergeben und im Ausschiffungshafen an die dortige Ortspostanstalt abgeliefert. Diese verteilte die Briefschaften und Drucksachen nach Kursen und Orten und führte sie dann den betreffenden Bahnposten zu. Trotzdem zur Bearbeitung der ankommenden Posten das ganze verfügbare Personal herangezogen wurde, war eine bedeutende Verzögerung der Sendungen doch unvermeidlich. Diesem Uebelstande suchte man durch Einführung von Seeposten abzuhelfen. Ihre Aufgabe besteht darin, die zugehenden Postsendungen bereits während der Fahrt zu verarbeiten, d. h. diese, in Briefe und Drucksachen gesondert, nach den verschiedenen Eisenbahnkursen, Bestimmungsorten und Ländern zu trennen, so daß sie bei der Ankunft im Hafen ohne Verzug auf die Bahnposten weitergegeben werden können.

Die neue Einrichtung bewährte sich glänzend und fand besonders in kaufmännischen Kreisen großen Beifall. Die Verzögerung fiel weg, die Briefe kamen viel früher in die Hände der Empfänger, und da Zeitgewinn für den Kaufmann häufig

ein unbezahlbares Moment ist, wurde er konkurrenzfähiger gegenüber den Franzosen und Engländern, die auf Grund der geographischen Lage ihrer Länder die Post aus Amerika zwar früher, aber unsortiert erhalten.

Den Plan zur Einführung dieses neuen und eigenartigen Dienstzweiges hatte die deutsche Postverwaltung schon lange gehegt. Um ihn aber lebensfähig zu machen und ihn nicht als einen zeitweiligen Versuch erscheinen zu lassen, war vor allen Dingen eine regelmäßige und schnelle Dampferverbindung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika das Haupterfordernis. So lange der deutschen Verwaltung eine solche nicht zur Verfügung stand, blieben Verhandlungen mit der Zentral-Postbehörde der Vereinigten Staaten, die an der ganzen Gestaltung und den Kosten der Seepost Anteil nehmen mußten, zwecklos. Erst als in den Jahren 1881—1891 sowohl der Norddeutsche Lloyd als auch die Hamburg-Amerika-Linie ihre Schnelldampferflotten erbaut und vervollkommnet hatten und wenigstens für den größten Teil des Jahres regelmäßige Fahrten zwischen Deutschland und Amerika unterhielten, konnte man an die Verwirklichung des Planes denken.

Die Regelung der wegen der Kostspieligkeit des Kajütraumes sehr schwierigen Frage über dessen Hergabe zur Einrichtung von Bureaus und Packkammern gelang bald, und am 24. Dezember 1890 wurde zu Washington zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Bevollmächtigten ein Abkommen getroffen, das im wesentlichen Folgendes festsetzte: Die Seepost wird als gemeinschaftliche Einrichtung beider Verwaltungen angesehen. Für den Anfang wird jede Post mit einem deutschen und einem amerikanischen Beamten besetzt. Die deutsche Verwaltung stellt den Unterbeamten.

Der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Paketfahrt-Aktiengesellschaft geben auf jedem Schnelldampfer den für die Seepost erforderlichen Raum von mindestens 10 Quadratmetern her und sorgen für Reinigung, Heizung und Erleuchtung desselben, sorgen ferner für Verpflegung der Beamten und Unterbeamten an Bord der Schiffe. Im weiteren enthält der Vertrag Bestimmungen über die Vergütungssätze, welche die Gesellschaften erhalten, über die gleichmäßige Verteilung der Kosten unter die beiden Verwaltungen, sowie über die Stellung der

Beamten an Bord, die Verteilung der Dienstgeschäfte und sonstige dienstliche Einrichtungen.

Am 31. März 1891 trat auf dem Dampfer „Havel“ zum ersten Male die Seepost in Thätigkeit. Die heutige Handhabung des Dienstes weicht, wie es bei dem stets angewachsenen Verkehr unausbleiblich ist, in manchen Punkten von den Bestimmungen des ursprünglichen Uebereinkommens ab. Schon längst genügen die Kräfte von zwei Beamten nicht mehr zur Bewältigung der Riesenposten, welche zwischen dem europäischen Kontinent und Nordamerika ausgetauscht werden. Die amerikanische Verwaltung stellt daher stets zwei Beamte ein, während die deutsche noch an einem als Regel festhält. Das Verhalten der deutschen Behörde erklärt sich daraus, daß, von außergewöhnlich starken Posten abgesehen, der zweite Beamte auf der Rückreise von New-York nach Bremen nicht voll beschäftigt sein würde, wie aus den weiter unten angegebenen statistischen Mitteilungen ersichtlich ist.

Eine weitere Folge des so stark gestiegenen Verkehrs ist die, daß die durch das Abkommen festgelegten Maße für die Räume zur Aufbewahrung und Bearbeitung der Post nicht mehr ausreichen. Da aber ein für die Erweiterung notwendiger Umbau auf den älteren Schiffen mit unverhältnismäßig hohen Kosten an Zeit und Geld verbunden ist, so schafft man durch Unterbringen der fertigen und der nicht zu verarbeitenden Post in anderweitigen, gut verschließbaren Räumen Abhilfe. Bei den in neuerer Zeit erbauten Dampfern, wie z. B. „Kaiser Wilhelm der Große“, „Kaiser Friedrich“, ist auf diese Umstände natürlich durch Anlage von größeren und mit allen modernen Verbesserungen ausgestatteten Posträumen Rücksicht genommen worden.

Betrachten wir jetzt die praktische Handhabung des eigentlichen Dienstes genauer, so werden wir finden, daß das Los eines Seepostbeamten während der Reise kein leichtes ist. Die Arbeit, die er zu leisten hat, ist nicht gering. Der Dienst erfordert außer einem kräftigen Körper Lust und Liebe zum Fach und eine ganz außerordentliche Kenntnis, Umsicht und Gewissenhaftigkeit. Die Verwaltung verwendet zu diesem Dienstzweige daher auch nur solche Beamte — ausschließlich Postsekretäre —, die sich im Laufe ihrer Dienstzeit als tüchtige Beamte bewährt haben und sowohl hinsichtlich ihrer Dienst-

kenntnisse, als auch ihres Charakters Gewähr dafür bieten, daß das Interesse der Postverwaltung und das des korrespondierenden Publikums selbst unter den schwierigsten Verhältnissen gesichert ist. Fehlleitungen kommen in der That sehr selten vor. Der ermittelte Prozentsatz dieser Vorkommnisse erreicht kaum 0,014 v. H. Wenn man bedenkt, welche ungeheure Masse von Sendungen in der kurzen Zeit von acht, oft nur sechs Tagen zur Umarbeitung gelangt, wird man sich eines Staunens über die Sicherheit des Betriebes nicht erwehren können.

Um dem Leser einen Begriff von dem Briefverkehr, der über die Seeposten geht, zu geben, lasse ich einige amtliche statistische Ermittelungen aus der Zeit vom 1. Juli 1896 bis Ende Juni 1897 folgen. In dieser Zeit machten die Seepostbureaus auf den Dampfern des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie 91 Reisen von New-York nach Deutschland und ebenso viele zurück. Auf den von New-York ausgegangenen Fahrten sind 4563000 gewöhnliche und 62476 eingeschriebene Briefpostgegenstände (Briefe und Postkarten), sowie 6642 Sack Drucksachen in 5786 Arbeitsstunden verteilt worden. Im Durchschnitt beträgt die Arbeitsleistung also 49846 gewöhnliche und 687 eingeschriebene Sendungen, sowie 73 Sack Drucksachen während einer Reise von 64 Arbeitsstunden. Dagegen sind 11949550 gewöhnliche und 186901 eingeschriebene Briefpostgegenstände, sowie 15954 Sack Drucksachen auf den von Deutschland ausgegangenen Fahrten in 8266 Arbeitsstunden erledigt worden, eine durchschnittliche Leistung von 131314 gewöhnlichen und 2054 eingeschriebenen Briefpostgegenständen, sowie 175 Sack Drucksachen.

Wie vorstehende Angaben erkennen lassen, ist die umzuarbeitende Post auf der Fahrt von Deutschland nach New-York dreimal so stark als auf der Rückreise. Dieser Unterschied rührt daher, daß auf der Reise nach Amerika außer den Posten aus Deutschland auch die aus Rußland, aus Norwegen, Schweden und Dänemark, aus Frankreich, Holland, Belgien und der Schweiz umzuarbeiten sind, während auf der Rückreise nur die für Deutschland bestimmten Briefschaften und Drucksachen zur Verteilung gelangen. Die nach den übrigen Ländern gerichteten Posten

werden dem Bestimmungslande geschlossen zugeführt. Sollten auch diese genau bearbeitet werden, so wäre es unerläßlich, daß wenigstens die größten dieser Staaten je einen Beamten zur Seepost stellten, da bei dem ausgedehnten europäischen Eisenbahnnetz der deutsche Beamte unmöglich die Eisenbahnkurse dieser Länder bis in ihre kleinen Teile hinein kennen kann.

Ziehen wir das Fazit der täglichen Arbeitsstunden, so finden wir, daß die Arbeitsdauer auf der Reise nach New-York 10 bis 11 und auf der Rückreise 7—8 Stunden täglich beträgt. Zur Winterszeit, wenn die Geschäftssaison auf ihrer Höhe steht, reichen jedoch 10 Stunden zur Fertigstellung der Post häufig nicht aus. Außerdem beeinflussen die heftigen Schiffsbewegungen, die durch die in dieser Zeit fast unaufhörlich tobenden Stürme hervorgerufen werden, die Schnelligkeit des Arbeitens ganz bedeutend, und die Beamten sind dann oft zu einer 12—13stündigen täglichen Arbeit gezwungen. Bei besonders stark belasteten Fahrten zur Weihnachts- und Neujahrszeit schafft die deutsche Postverwaltung durch Beigabe eines zweiten Beamten Erleichterung.

Wie man sieht, führt der Seepostfahrer nicht gerade ein behagliches Dasein. Von den Annehmlichkeiten einer Seereise genießt er auf der Hinreise gar nichts. Für ihn giebt es nur eine Losung: Arbeiten. Bestimmte Arbeitsstunden sind ihm nicht gesetzt. Aber „fertig werden“ muß er, sonst ist er für den Seedienst nicht zu gebrauchen. Jeder Beamte setzt daher seinen Stolz darein, möglichst genau und möglichst schnell sein Werk zu vollenden.

Das Postbureau, auf dessen Außenthür das Schild „Post“ prangt, liegt bei den meisten Schiffen an Backbordseite auf der Grenze zwischen erster und zweiter Kajüte im Oberdeck. In seiner Nähe befindet sich die Postpackkammer. Auf den Dampfern „Lahn“ und „Havel“ sowie auf den neueren Dampfern ist die Packkammer unmittelbar mit dem Arbeitsraum verbunden. Die Arbeit wird hierdurch wesentlich erleichtert. Ihr Licht erhalten die Räume durch kleine, fast den Wasserspiegel berührende Fenster. Elektrische Lampen ergänzen diese ungenügende Beleuchtung. Der Arbeitsraum (das eigentliche Bureau) ist ungefähr 13—15 Quatratmeter groß und 2,35 Meter hoch. Die hauptsächliche Ausstattung des Raumes besteht aus zwei Sortier-

spinden, je eines an der Vorder- und Hinterwand, aus zwei Betten, die nach Kajütenart übereinander angebracht sind, und einem, gewöhnlich unter den Fenstern befestigten Packtische. Die Sortierspinden bestehen gleichmäßig aus einem als Arbeitstisch dienenden Untersatz mit zwei Seitenschränken und einem offenen Fachwerkaufsatz. Die Seitenschränke dienen zur Aufbewahrung der Einschreibebriefe. Der Fachwerkaufsatz ist über einen Meter hoch, etwa zweiundeinhalb Meter breit und hat in der Regel 72 nach hinten schräg abfallende Fächer in sechs Reihen zu je zwölf Stück. Um das Herausfallen der Briefe beim Schwanken des Schiffes zu verhindern, ist vor den Fächern eine breite Leiste angebracht, an der sich eine Vorrichtung zum Anbringen von Vorsteckschildern mit dem Namen der Bestimmungspostanstalt des Landes oder Kurses befindet. In die Wände des Raumes sind in kleinen Zwischenräumen Haken eingeschraubt, an denen große leere Briefsäcke, welche die fertigen Briefbunde aufnehmen sollen, angebracht werden können. Das ungefähr ist die Einrichtung des Arbeitsraumes der Seepostbeamten. Hier werden die gewöhnlichen und die eingeschriebenen Postsendungen bearbeitet.

Auf der Ausreise von Deutschland leitet der deutsche Beamte die Geschäfte des Seepostamtes. Er ist für die Bearbeitung und Fertigstellung der Post verantwortlich, er bestimmt die tägliche Arbeitszeit, und die amerikanischen Beamten haben seinen Anordnungen Folge zu leisten. Jedoch auch hier soll nicht der Befehl, sondern gütliche Vereinbarung herrschen. Der deutsche Beamte hat das „Entkartungsgeschäft" zu besorgen. Es besteht in der Eröffnung derjenigen Postsäcke, die nicht geschlossen weitergegeben werden. Der Inhalt wird nach Briefen, Drucksachen und Warenproben getrennt, die Einschreibesendungen zur späteren weiteren Bearbeitung oder Verpackung vorläufig beiseite gelegt und von Beamten unter Verschluß gehalten. Die Entkartung, die auf Grund der dem Beamten entweder bei Empfangnahme offen zugegangenen oder in den betreffenden Säcken selbst enthaltenen Karten erfolgt, erfordert die gespannteste Aufmerksamkeit. Eine geringe Unachtsamkeit kann schwere, unangenehme Folgen nach sich ziehen. Der Unterbeamte und die vom Lloyd laut Vertrages zur Ausführung der groben Arbeit gestellten

Matrosen sind dem Sekretär bei der Entkartung behilflich. Sind sämtliche Säcke geöffnet, prüft der Beamte nach seinen Papieren, ob er alle eingetragenen Wertsendungen erhalten und entkartet hat. Ein Schauder ergreift ihn, wenn er bemerkt, daß „Etwas fehlt" oder eine Post bei der Entkartung übersehen ist. Wenn nicht ein gütiges Geschick ihm finden hilft, ist oft die ganze Arbeit vergebens gewesen und sämtliche Säcke müssen noch einmal durchsucht werden. Ein Uneingeweihter glaubt kaum, welch tiefen Einblick gerade das Entkartungsgeschäft in die Verwaltungsverhältnisse der verschiedenen Länder gewährt, und wie richtige Schlüsse es auf den Bildungsgrad der Bevölkerung gestattet. Die Posten der Norweger, Schweden und Dänen sind tadelfrei bearbeitet; schon ihr sauberes Aeußere zeigt die Sorgfalt, Reinlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Volkes. Die der Oesterreicher und Franzosen sind bereits minderwertiger. Die Briefbunde der Russen jedoch, die schon beim Ausschütten des Sackes auseinander fliegen, und die der Italiener, die überhaupt nicht gebunden scheinen, und deren Briefaufschriften deutlich die Schreibunkenntnis der Bevölkerung bezeugen, legen für die Bildungsstufe und den Ordnungssinn ihrer Nation kein allzu günstiges Zeugnis ab.

Stimmt endlich alles, so beginnt der Beamte mit der Bearbeitung der Einschreibesendungen. Sie werden nach Staaten und Städten auf die verschiedenen Eingangspostanstalten verteilt, einzeln nach Aufgabenummer und Aufgabeort in Listen eingetragen und alsdann, zu Bunden vereinigt, verpackt. Die Eintragung wird zwei- bis dreimal mittelst Durchdrucks vervielfältigt. Die Urschrift behält der Beamte als Nachweis zurück, die Kopien werden dem Hauptpostamt in New-York und den betreffenden Eingangspostanstalten als Belege übersandt. Ueber den Zu- und Abgang der Einschreibebriefe und der ganzen Ladung hat der Seepostbeamte einen Abschluß aufzustellen, der in New-York und in Bremen auf Grund der Belege geprüft wird.

Nach Fertigstellung der Einschreibesendungen beteiligt sich der Beamte an der Bearbeitung der gewöhnlichen Briefe und Postkarten. Sie werden zu Bunden vereinigt und auf die betreffenden Bahnposten oder Ortspostanstalten versackt. Der Verschluß der Säcke wird durch Umschnürung mit starkem Bind-

faden hergestellt, dessen Enden durch eine mit zwei kleinen Oeffnungen versehene Spiegelkapsel aus Weißblech (mit der gestanzten Inschrift: „D. A. Seepost“, oder „U. S. Mail“) gezogen, und mittelst feinen Siegellacks unter Verwendung des Dienstsiegels an dieser Kapsel festgesiegelt werden. Große Schilder bezeichnen außerdem Inhalt und Bestimmung des Sackes. Die Drucksachen werden im wesentlichen nach demselben Plane wie die Briefe verteilt. Die bereits erwähnte Gestellvorrichtung in der Postpackkammer ermöglicht das direkte Hineinsortieren in die Säcke selbst.

Alle diese Arbeiten gehen nicht ohne Unterbrechung der Reihe nach vor sich. Die größten Störungen bringt der zweite Reisetag, an dem der Dampfer in Southampton und oft auch noch in Cherbourg anlegt. Der am Eingange der ersten und zweiten Kajüte angebrachte Briefkasten füllt sich allmählich, und unter den Passagieren herrscht eine ganz besondere Vorliebe für die Post. Jeder will noch die letzten Grüße an verlassene Freunde und Lieben senden, bevor die eigentliche Reise über den Ozean beginnt. An ein ruhiges Arbeiten kann der Seepostbeamte nicht mehr denken. Er hat alle Hände voll zu thun, um die von den Passagieren ausgelieferten Briefe und Postkarten zu verteilen und zur Absendung fertigzustellen. Dieses Treiben dauert so lange, bis das Schiff in die Gewässer eintritt, über welche England die Hoheitsrechte ausübt. Alsdann wird der Briefkasten geschlossen, der Markenverkauf eingestellt, und es dürfen nur noch solche Sendungen zur Beförderung angenommen werden, welche mit englischen Freimarken versehen sind.

Die Briefbeutel mit den „Rückbriefen“, d. h. den nach Europa, Asien und Afrika gerichteten Briefen, werden in Southampton gegen Quittung an den Agenten des Nordd. Lloyd, oder an den zur Empfangnahme berechtigten englischen Postbeamten übergeben. Zugleich geht in Southampton der Seepost eine neue Ladung zu, welche häufig ebenso groß ist, wie die in Bremen empfangene und 200—300 Sack beträgt. Diese Post rührt hauptsächlich aus Frankreich, Belgien, Holland, der Schweiz, Spanien, und Italien her, während die nordischen und österreichischen Posten bereits in Bremen dem Dampfer zugeführt worden sind. Unter den in Southampton zugehenden Posten ist die so-

genannte Spätlingspost aus Bremen die bemerkenswerteste. Sie wird am Abfahrtstage des Dampfers mittags abgesandt und erreicht auf dem Landwege über Köln-Vlissingen oder Ostende-London in Southampton das Schiff. Diese Post enthält hauptsächlich Briefe, die für Passagiere des Schiffes bestimmt sind, in Bremen jedoch nicht mehr an ihre Adresse gebracht werden konnten, und nunmehr auf der Reise selbst dem Adressaten ausgehändigt werden. Erst wenn das Schiff den letzten europäischen Hafen verlassen hat, dann können die Beamten sich ungestört ihrer Arbeit hingeben, die ja allerdings durch den Seegang häufig unliebsam unterbrochen wird.

Die Frage der Unterbringung der Beamten ist leider noch nicht endgültig geregelt. Die Schwierigkeit der Lösung liegt einerseits in den hohen Kajütenpreisen, andererseits in dem zeitweise so starken Andrang des reisenden Publikums, daß selbst die Angestellten des Lloyd gegen entsprechende Vergütung ihre Kajüten der Gesellschaft zur Verfügung stellen und sich mit einer anderwärtigen Unterbringung begnügen müssen. Wenn der Dampfer nicht voll besetzt und es nur irgend möglich ist, werden den Postbeamten vom Lloyd Kajüten erster Klasse zur Verfügung gestellt.

Was ich in vorstehenden Zeilen von den Posträumen gesagt habe, ist übrigens nur für die älteren Dampfer des Norddeutschen Lloyd „Lahn“, „Trave“, „Saale“ zutreffend. Die Posteinrichtungen der neu erbauten Dampfer, wie z. B. „Kaiser Wilhelms des Großen“, lassen an Größe, innerer Einrichtung und Ventilation nichts zu wünschen übrig, und auch von Seiten der Postverwaltung geschieht auf älteren Schiffen das Möglichste, um den Beamten das Dasein zu erleichtern. Für die Verpflegung wird in ganz ausgezeichneter Weise gesorgt. Sie erhalten die Beköstigung erster Kajüte und die Mahlzeiten werden in einem besonderen Eßzimmer eingenommen, das in der Nähe der Post gelegen ist.

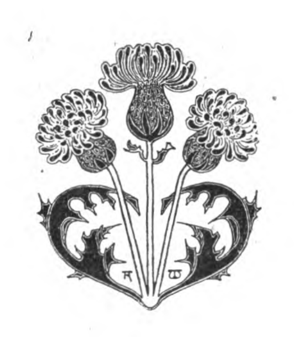
So fließt für den Seepostfahrer in unermüdlicher Arbeit, die nur durch die Mahlzeiten und kurze Erholungspausen unterbrochen wird, Tag um Tag dahin. Für ihn erreicht das Schiff oft viel zu schnell Sandy-Hook, den ersten Ausläufer des amerikanischen Festlandes, den der von Europa Kommende erblickt.

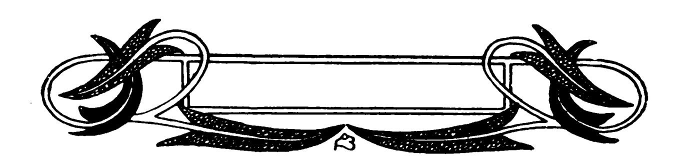
Bald darauf geht das Schiff bei Staten Island, der Quarantänestation, vor Anker. Hier wird die Post, die bereits einige Stunden vorher unter Aufsicht der Beamten durch Matrosen aus dem Innern des Schiffs an Deck geschafft ist, durch einen Leichterdampfer der amerikanischen Postbehörde abgeholt, unter Aufsicht der beiden amerikanischen Beamten nach Castle Garden gebracht, dort auf zweispännige Güterwagen geladen und zum Hauptpostamt gefahren. Der deutsche Beamte und der Unterbeamte bleiben an Bord des Dampfers, wo sie auch während der Liegezeit Anspruch auf Wohnung und Beköstigung haben, melden sich nach der Ankunft beim Vorsteher des Hauptpostamts und erholen sich in den folgenden freien Tagen von den Anstrengungen der Reise, bis wieder der Tag der Abfahrt heranrückt. Am Morgen des dieser vorangehenden Tages melden sich der deutsche Beamte und Unterbeamte wieder ab. Nachmittags trifft bereits ein Vorversand der Post unter Aufsicht der amerikanischen Beamten für die Rückreise ein. Am folgenden Morgen kommt der Haupt- und Nachversand, und der Abend findet unsere Fahrer bereits wieder auf hoher See fleißig bei der Arbeit. Jetzt gestaltet sich ihr Leben angenehmer, als auf der Hinfahrt. Die Arbeit ist nicht mehr so bedeutend, und der pflichtgewohnte Fahrer erachtet eine Tagesthätigkeit von sieben bis acht Stunden für leichte Mühe. Nunmehr bleibt auch ihm Zeit und Gelegenheit, die Naturreize, die eine Ozeanreise bietet, zu genießen und mehr oder weniger die Geselligkeit im Verkehr mit Passagieren zu pflegen.

Ich will den Leser mit einer Schilderung der dienstlichen Vorgänge auf der Rückreise nicht langweilen. Mit wenigen Abweichungen bieten sie das gleiche Bild wie auf der Ausreise. Die Thätigkeit des amerikanischen Beamten beschränkt sich auf das Entkarten der Post, die Bearbeitung der Einschreibesendungen, die ihm von dem deutschen Beamten nach Bahnposten auseinander sortiert werden, und auf das Heraussuchen der Briefe für ein für allemal bestimmte größere Orte. Das Verteilen der gewöhnlichen Briefe und Drucksachen nach Bahnposten besorgt der deutsche Beamte allein. Bei der Ankunft in Southampton muß die Briefpost fertig bearbeitet sein. Von hier aus wird sie zur Beschleunigung über London—Vlissingen bezw. London—Ostende

weitergesandt. Auch sämtliche Auslandsposten werden in Southampton abgewiesen, so daß in Bremerhaven ausschließlich die für Deutschland bestimmten Drucksachen zu landen bleiben. Diese werden von Bremerhaven mit der Bahn nach Bremen befördert, und von dort mit den nächsten Zügen weitergesandt.

Hiermit habe ich in großen Zügen ein Bild von dem Leben und Treiben bei einem Seepostamt an Bord vorgeführt. Der Leser wird erkennen, welcher schwierigen Aufgabe die Postverwaltung sich bei der Gründung dieser Einrichtung unter eigenartigen und bis dahin noch nicht erprobten Verhältnissen unterzogen und wie gut sie die Aufgabe gelöst hat. Großen Anteil an dem Erfolge hat das vorzügliche Beamtenmaterial, über das die Postverwaltung verfügt. Mehr als einmal haben deutsche Seepostfahrer bei Unglücksfällen in Not und Gefahr bewiesen, daß sie in den schwierigsten Lagen Umsicht und Energie bewahren können, und auch zu sterben wissen getreu ihrer Pflicht.





Norwegisches Natureis und Kunsteis.

Von **Johannes Bernhard.**

Mit 7 Abbildungen.



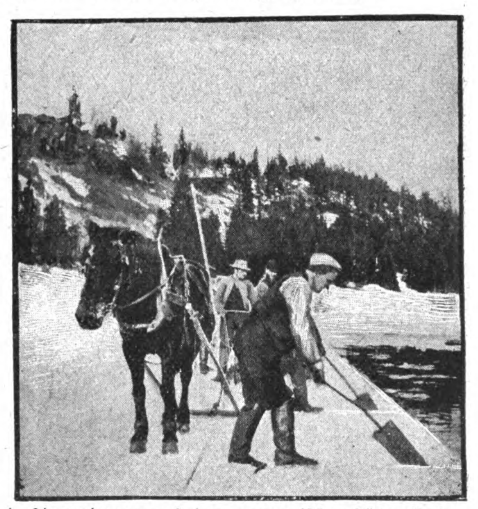
Wenn ich nicht irre, war es im Jahre 1878 nach einem selten warmen Winter, daß das erste norwegische Eis zu Schiffe nach Deutschland kam. Die Eisvorräte der Brauereien waren vollständig aufgebraucht, Maschinen zur Herstellung von künstlichem Eis und kalter Luft gab es damals nur in den allergrößten Etablissements, und so mußten sich unsere Brauereien dazu verstehen, das teuere norwegische Eis zu beziehen, das sich auf 1 bis 1½ Mark per Centner schon in den Hafenplätzen stellte, während Berlin und die andern Binnenstädte dazu noch die Umladekosten und die Bahnfracht zu zahlen hatten.

Seitdem sind die Eismaschinen wie Pilze aus der Erde gewachsen, auch wird das Einfahren von Natureis im Winter bedeutend schneller und gründlicher besorgt, als es früher der Fall war. So werden wir, wenn sich auch der Eiskonsum im Laufe der letzten 20 Jahre vervielfacht hat, nur ausnahmsweise in ganz milden Wintern unsere Zuflucht zu den schönen, krystallklaren norwegischen Eisblöcken nehmen, die zwar köstlich anzuschauen, aber zu teuer sind.

Schlechter gestellt als wir sind unsere westlichen Nachbarn, die Franzosen und Engländer, die naturgemäß wesentlich größere Abnehmer des norwegischen Eises sind, als sie bei ihren milden Wintern im Lande selbst so gut wie gar kein Natureis in ihre

Keller bringen und deshalb auf das norwegische Natureis und das selbst hergestellte, sich nicht billig stellende Kunsteis angewiesen sind. Auch in diesen Ländern sind ebenso wie bei uns die Ansprüche der Bevölkerung wesentlich in die Höhe gegangen und die Einführung von norwegischem Eis ist z. B. in London in den letzten zehn Jahren um das Doppelte gestiegen, während Paris, das das norwegische Eis via Havre bezieht, einen ganz erheblichen Zuwachs seines Konsums zu verzeichnen hat.

Für das mit köstlichen Naturschönheiten bedachte materiell aber nicht gerade auf Rosen gebettete Innere Norwegens ist die Einnahme aus dem Eisexport von der allergrößten Bedeutung. Das norwegische Eis, das zum Versand gelangt, stammt nämlich nicht, wie man wohl annimmt, aus den mit dem Meer in Verbindung stehenden und daher seesalzhaltigen Fjords, sondern kommt aus den höher im Gebirge liegenden Süßwasserseen, an denen Norwegen so reich ist.



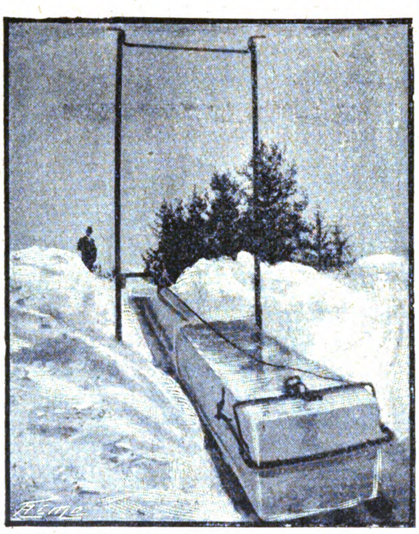
1. Eisgewinnung auf einem norwegischen Süßwassersee.

Dort oben, wo die Bewohner außer von dem Fremdenverkehr von ihrem Viehstand leben oder als Holzfäller ein dürftiges Dasein fristen, ist die Eisgewinnung eine einträgliche, Mensch und Pferd beschäftigende Winterarbeit.

Gewöhnlich wartet man mit der Eisgewinnung bis zum Spätwinter, wenn die Tage schon wieder so lang sind, daß es sich lohnt, an die Arbeit zu gehen. Bei der dünnen Bevölkerung des norwegischen Hochlandes müssen die Arbeiter oft weite Strecken über Eis und Schnee auf schlechtem Wege oder über

das Feld, gewöhnlich auf Schneeschuhen, zurücklegen, bis sie ihre Arbeitsstätte erreichen.

Unsere Bilder geben dem Leser ein klares Bild, wie es im Spätwinter dort oben aussieht. Richtiger Tag wird es noch nicht. Die Sonne will noch nicht heraus, sie wird nur geahnt. Ein melancholisches Halbdunkel ruht auf der ganzen stillen Landschaft. Die Temperatur ist niedrig, der Frost aber nicht so sehr empfindlich, da die Luft zu dieser Jahreszeit meistens still ist. Der Baumwuchs ist spärlich und dünn. Zwergkiefern, hier und da ein niedriges Gebüsch, ein Dorn, das ist alles, und die Menschen sind stumm und wortkarg. Aber der Norweger ist ein kräftiger, wettergestählter Mensch, und auch das Pferd, das im Sommer gar oft dem Fremdenverkehr dient, ist, wenn auch klein, doch zäh und ausdauernd.



2. Transport des Eises vom Süßwassersee nach dem Fjord.

Auf unserm ersten Bilde sehen wir, wie die Eisgewinnung vor sich geht. Das Pferd ist vor den Pflug gespannt, der das Eis in große, lange Streifen zerschneidet. Die Arbeit ist schwer, und da die Stücke leicht wieder aneinander frieren, muß die Trennung unter Umständen häufiger wiederholt werden. Gleichzeitig treten die Säger in Thätigkeit. Sie zerteilen das Eis mit ihren scharfen Sägen, die leicht stumpf und wieder geschliffen werden, in kleinere Quadrate, die dann aus dem Wasser geholt und zur Weiterbeförderung eingerichtet werden. Daß bei dieser Arbeit hier und da ein Arbeiter ausgleitet und ins Wasser fällt, darf nicht Wunder nehmen. Wenn der Betreffende auch wieder

von seinen Genossen herausgeholt wird, so ist doch das Bad bei der eisigen Kälte des Wassers kein besonderes Vergnügen. Ein Schluck aus der Flasche ist in diesem Falle alles, was angewandt wird, und dann geht die Arbeit ruhig weiter. Im übrigen darf man nicht glauben, daß hier oben viel getrunken wird. Daß der jetzt glücklicherweise wieder in der Abnahme begriffene Alkoholkonsum in Norwegen einst bedenkliche Dimensionen angenommen hatte, ist allerdings richtig. Doch war es eigentlich



3. Ladungsbrücke am Fjord.

nur die Bevölkerung der größeren Städte und der weitgestreckten Küste, die Mißbrauch mit dem Alkohol trieb, während die Bewohner des Hochgebirges von jeher ziemlich vorsichtig in dem Genuß geistiger Getränke waren.

Im Frühjahr, sobald die Hafenplätze und Fjords eisfrei sind, beginnt der Versand hoch oben von den Seen in die Fjords hinab. Unser nächstes Bild zeigt uns, wie dies vor sich geht. Von den verschiedenen Seen führen Bahnen mit hölzerner Unterlage durch Feld und Wald, über Klüfte und an den Abhängen hinüber bis zum Fjord und auf diesen gleiten die Blöcke in schneller Fahrt dem Thale zu.

Vor dem Endziel läßt die Steigung nach und die Bahn

wird allmählich horizontal, so daß der Block an seinem Bestimmungsort, einer großen, breiten, aus Holz gezimmerten und mit Planken belegten Abladebrücke, anlangt, an der Dampfer und Segelschiffe ihrer eisigen Last harren.

Wir sehen eine solche Ladungsbrücke unten am Fjord (Bild 3), an der ein Schiff nach dem andern anlegt, um möglichst schnell beladen zu werden und seinem Bestimmungsort zuzueilen. Nun darf man nicht glauben, daß es in einem Fjord nur eine Ladestätte giebt. Ueberall, wo das Bedürfnis vorliegt, werden Abladebrücken errichtet, und überall, wo sich Hochseen mit reinem, klaren Gebirgswasser, den nötigen Arbeitskräften und einer bequemen Verbindung mit der Küste befinden, gewinnt man Eis und sucht es an den Mann zu bringen.

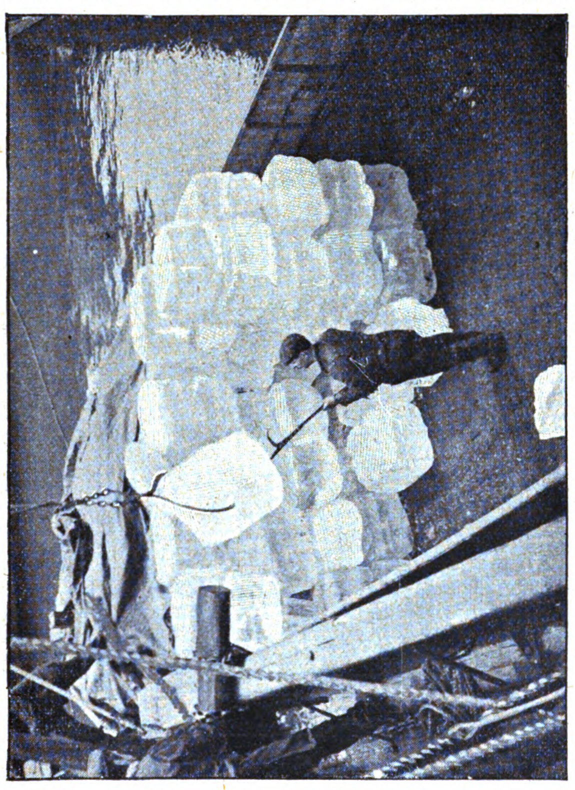


4. Norwegische Eisexporteure.

Die geschäftliche Seite, der Verkauf, das Chartern der Schiffe u. s. w. wird von Christiania, Bergen oder einem andern Küstenort besorgt und die Eisgewinnung und Verladung gehen unter Aufsicht eines Agenten vor sich. So sehen wir auf Bild 4 vorn den Vertreter eines der ersten Eisexporteure Norwegens. Bild 5 zeigt uns das Beladen des Schiffes von der Brücke aus. Zur rechten Seite sehen wir schon das klare, blaue Wasser des bereits offenen Fjords glänzen, während dort oben, an den Seen, von denen die Blöcke soeben herunterkommen, noch alles in Schnee und Eis liegt.

Oft fehlen aber auch die Schiffe, um die oben auf den Höhen gewonnenen Eismassen zu befördern, oder auch die Nachfrage bleibt aus; dann stockt oben aber keineswegs die Arbeit. Pflug und Säge sind unermüdlich thätig, ja es wird fast jeden

Tag länger und emsiger gearbeitet, als vorher. Denn gar schnell nehmen die Tage zu, die Sonne ist zum Vorschein gekommen, das trübe, blasse Licht wird immer freundlicher und wohlthuender



5. Verfrachtung des Eises aufs Schiff.

und die Gesichter der Arbeiter heitern sich auf. Man hört auch wohl gelegentlich einen Scherz oder das eine oder andere Lied.

Was von der Ernte nicht gleich zu Thal, das heißt zum Versand geht, wird in ungeheuer große, ganz primitiv aus Fichten gezimmerte, mit Zweigen bedeckte, auch wohl mit Sägespänen gefütterte Schuppen gepackt, die mit ihrem Inhalt oft Jahre hindurch stehen, bis die Nachfrage einmal wieder die Pro=

duktion übersteigt und die alten Bestände zu ihrem Rechte kommen. Denn selbstredend ist die Eisernte hier oben, ebenso wie bei uns, sehr verschieden, je nachdem der Winter kälter oder wärmer, länger oder kürzer ist.

Die Sonne, die gerade hier oben im Norden nach dem langen winterlichen Dunkel so heiß ersehnte, alles belebende, gebietet dem Eisexport gar bald ein energisches Halt. Das Eis verliert auf dem Transport zu viel an Gewicht. Von Tag zu Tag wird das



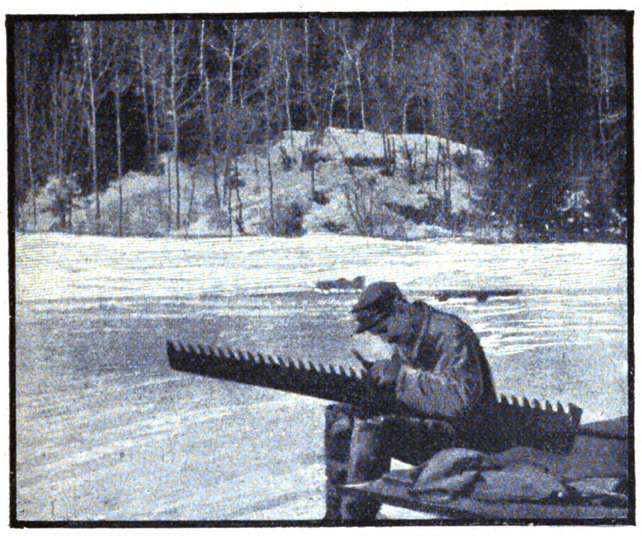
6. Norwegischer Eisarbeiter beim Zerkleinern der Eisblöcke.

Eisquantum, das die Schiffe an ihrem Bestimmungsort abliefern, kleiner. Dagegen hat die Besatzung vom Morgen bis zum Abend bei den Pumpen zu thun, um die zu Wasser, also wertlos gewordene Ladung, aus dem Laderaum zu entfernen. Nein, das Eisgeschäft lohnt jetzt nicht mehr. An seiner Stelle rüstet man sich unten an den Fjords und oben in den Bergen zum Empfang der Fremden, die dem Lande neuen Verdienst und schöne, klingende Münze bringen.

Aus obigem geht hervor, daß das norwegische Seeneis allen den Ansprüchen genügt, die man an ein gutes Natureis stellen

kann. Aus reinem Gebirgswasser gefroren, ist es klar, durchsichtig und schmackhaft und man kann sich mit ziemlicher Sicherheit darauf verlassen, daß es frei von denjenigen Krankheitserregern ist, die dem Frost trotzen und den Genuß von unkontrolliertem Eis bedenklich machen.

Will man noch sicherer gehen, so mache man sich zum Prinzip, nur künstliches Eis und dies nur dann zu genießen,



7. Norwegischer Eisarbeiter, die Eissäge schärfend.

wenn es aus sorgfältig filtriertem, destilliertem Wasser gewonnen wird.

Das Kunsteis, das man heutigen Tages mit Hilfe von Ammoniak herstellt, übertrifft, wenn man bei der Gewinnung sorgfältig verfährt, an Schönheit, Klarheit und Regelmäßigkeit der Blöcke selbst das beste Natureis.

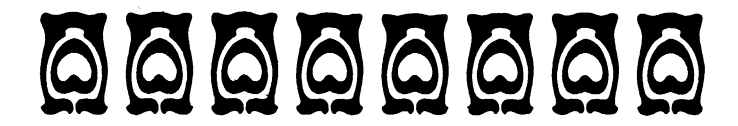
Allerdings verlangt es sorgfältige Behandlung, unbedingt reines Wasser, saubere Gefäße und scharfe Beaufsichtigung. Manche Konsumenten klagen darüber, daß das künstliche Eis leichter verbraucht wird. Ist dies der Fall, dann war die Be-

handlung keine richtige und der Gefrierungsprozeß kein günstiger. Wahrscheinlich enthielt das Eis auch zu viel Luft, schmolz infolge dessen schon in sich leichter und auch die Zusammensetzung ließ zu wünschen übrig.

Die Herstellung des Kunsteises will eben, wie jede andere Fabrikation, gelernt sein, verlangt tüchtige Aufsicht und ein geschultes Personal. Ein gutes Kunsteis besticht nicht nur durch sein Aeußeres, sondern es hat auch einen größeren Gehalt, als das unter den verschiedensten Temperaturverhältnissen, bei Schnee und Sturm ungleich gefrorene Natureis.

Deshalb werden auch alle Hospitäler, die besseren Restaurants und Konditoreien dort, wo sie es erhalten können, Kunsteis verwenden. Sicher genügt das Natureis zum Füllen und Abkühlen von Eisschränken, wo man es aber direkt mit den Speisen in Verbindung bringt oder es als Speiseeis verwendet, soll man Kunsteis benutzen. In Berlin, Wien und andern großen Städten, wo wir an heißen Tagen unsere Damen in den Konditoreien oft hinter der erfrischenden Limonade treffen, kann man sicher sein, daß das Eis, welches sie aus den goldigen Strohhalmen schlürfen, nicht irgend einem unbekannten Gewässer entstammt, sondern unter gewissenhafter Kontrolle hergestelltes Kunsteis ist.





Warum?

Novelle von T. Resa.

(Nachdruck verboten.)

Warum er plötzlich mit einem kalten Schauder, einem unerklärlichen Entsetzen, aus tiefem, traumlosem Schlaf empor fuhr, hat er niemals gewußt. —

Die Nacht war schwül, atemlos, mondlos. Zu dem weit geöffneten Fenster blickten die dunklen Silhouetten der draußen regungslos stehenden Linden herein. Kein Luftzug — kein Flüstern in ihren dunklen Kronen — kein Laut in dem schwülen, herzbeklemmenden Schweigen. —

Walter Harald sprang auf. War es ein Traum — oder Wahrheit? Hatte dort, am Fußende seines Lagers, ein Weib gestanden — ein Weib mit verzerrtem, schneeweißem Gesicht, aus dem ihn dieselbe lichtlose, schwüle Nacht anblickte, wie sie draußen über den schmachtenden Fluren brütete?

Er strengte seine Augen an, die unbestimmten Umrisse zu erkennen. Kam sie nicht näher? — hob sie nicht drohend den Arm gegen ihn? —

Er griff, von kaltem Schweiß überrieselt, nach der Waffe, die über seinem Bette hing — beherzt, und dennoch von unnatürlichem Schauder geschüttelt, schritt er auf das Unerklärliche zu.

Ein Wetterleuchten flammte am Horizont auf. In augenblicklicher, blendender Helle lag das stille, leere Zimmer vor ihm. Die Linden draußen fingen plötzlich an zu flüstern — ein kühler Hauch strich leise über des jungen Mannes Gesicht.

Gott sei Dank! — es war ein Traum gewesen — eine Einbildung seiner von wochenlanger angestrengter Arbeit überreizten Sinne.

Walter Harald atmete tief auf. Seine zitternde Hand mühte sich eine Weile umsonst, Licht zu entzünden. Dann blitzte endlich der Strahl auf, und mit der Lampe in der Hand, leuchtete der junge Arzt sorgfältig in alle Ecken. Auf dem Platz, wo die Erscheinung vorhin gestanden, raschelte etwas im Luftzug. Walter bückte sich und hob einen noch geschlossenen Brief vom Boden auf.

„Von Leonore!“ rief er froh. „Und ich dachte noch im Einschlafen so innig an sie. Da ist der ersehnte Brief, und ich schlafe daneben und weiß gar nicht, wie reich ich bin. Das kommt davon, wenn man im Dunkeln zu Bett geht!“

Er strich sich die letzten Schweißtropfen von der kalten Stirn. „Du wirst mir den Schrecken dieses gräßlichen Traumes am besten überwinden helfen, meine geliebte Nora! — Himmel, wie mein Herz noch schlägt — die Buchstaben verschwimmen vor meinen Augen! Ich habe mich entschieden überarbeitet in der letzten Zeit — ich muß ein paar Tage gänzlich ausspannen.“

Walter Harald legte einen Augenblick den Kopf in die heißen, zitternden Hände. Merkwürdig — das Grauen wollte nicht weichen.

Draußen fing der Sturm an, die Bäume zu schütteln, er wühlte in den Lindenkronen vor dem Fenster und warf große Regentropfen ins Zimmer. Jetzt fiel klirrend der Fensterflügel zu — die weiße Gardine flatterte hoch auf und legte sich dann geisterhaft leicht und weich auf des jungen Mannes gesenktes Haupt.

Mit einem halberstickten Schrei fuhr er abermals auf. Seine Augen fielen auf das offene Briefblatt, das der Wind leise auf ihn zu trieb. War es wieder eine Sinnestäuschung — oder stand dort wirklich „Walter! — Walter!“ wie ein Ruf, ein Verzweiflungsruf nach ihm?

„Gott im Himmel, werde ich wahnsinnig?“ stöhnte er. „Ruhe! — Fassung!“ Und er zwang seine Augen auf das Papier. Nein — es war Täuschung. „Geliebter Walter!“ stand dort nur — „Geliebter Walter!“ —

Vor sein geistiges Auge trat die liebliche Gestalt seiner jungen Braut. Das Madonnengesicht mit dem ernsten, klaren, kinderreinen Ausdruck, die dunkelblauen Augen voll schüchterner Liebe, voll Unschuld und Vertrauen.

„Nora," seufzte er — „wären die paar Monate erst herum — wärest du mein! Brauchtest nicht mehr unter fremden Leuten zu weilen, dich zu quälen mit der Erziehung fremder Kinder. Aber bald, Liebling — bald!"

Seine Augen kehrten zu dem Brief zurück und lasen endlich bis zu Ende.

„Ich habe Dir eben erst geschrieben, mein geliebter Walter, und doch drängt mich heut ein unwiderstehliches Gefühl, Dir wieder zu sagen, was Du schon so oft gehört und gelesen — wie unendlich lieb ich Dich habe, und wie mein Herz das Glück kaum fassen kann, Dich in kurzer Zeit ganz zu besitzen. Eine Stimme in mir ruft unaufhörlich: Sage es ihm! — als ob das lange Leben, das so sonnig vor mir liegt, nicht lang genug sein könnte, diese Liebe zu bethätigen. Bist Du krank, Liebster? Es ist eine Angst in mir — eine Unruhe — Ich möchte zu Dir, Deine Hände fassen, Dich nie mehr lassen. Sag', warum muß ich unaufhörlich an Dich denken, mit einer Sehnsucht, die fast zum körperlichen Schmerz wird? —

Hier geht das gewohnte Leben seinen ruhigen Gang. Die beiden Kinder sind artig und haben mich lieb — sie machen mir beinahe nur Freude. Herrn Leuthold sehe ich nur bei Tisch. Du hattest immer ein Vorurteil gegen den Mann, und doch ist sein finsteres, verschlossenes Wesen wohl zu entschuldigen. Wie furchtbar muß es für ihn gewesen sein, die Mutter seiner Kinder — die Gattin, die er vielleicht sehr liebte, in Geistesnacht versinken zu sehen. Heute trat er plötzlich in unser Lehrzimmer und teilte mir mit, daß seine Gattin geheilt sei und morgen entlassen werde. Schon morgen hole er sie sich zurück in sein Haus. Es war rührend, den Freudenstrahl in seinen Augen zu sehn, — und die Hast, mit der er mittags aß, um nur einen Zug früher fortzukommen. Und wie erst die Kinder jubelten! Wir haben heute den ganzen Nachmittag Blumen gesucht, morgen soll alles mit

Kränzen und Guirlanden geschmückt werden. Haus und Fabrik prangen schon heute im Schmucke grüner Maien.

Ich mußte immerzu eines anderen Tages gedenken, an dem ich wieder Kränze flechten will; wer sollte sie sonst für Deine heimatlose Braut winden?

Dann werden es die letzten Rosen sein, wie es heute die ersten sind — und blühende Myrten. —

Lebe wohl, Geliebter, lebe wohl! Ich bin in Liebe und Treue, „bis daß der Tod uns scheidet“, Deine Nora.“

Walter Harald ließ das Blatt sinken. So hatte sie noch nie geschrieben. Klang durch diese Liebesworte nicht Angst? Rief sie ihn nicht? Ach, sie war ja so zart. Vielleicht strengte sie ihr Beruf zu sehr an. Vielleicht fühlte sie sich unglücklich unter den fremden Menschen — fürchtete die ihr noch gänzlich unbekannte Herrin — die gewesene Geisteskranke.

„Ich will hinreisen!“ murmelte Walter. „Es treibt mich etwas — ich muß zu ihr! Laß sehn — welcher Zug ist der nächste?“ — Und er lief an den Schreibtisch, fieberhaft riß er Bücher und Papiere heraus. Da, da war endlich der Fahrplan — da auch ihr Bild, — fast hätte er es herabgestoßen mit seinen unsteten Bewegungen. Und der junge Arzt sank in den Sessel, der vor dem Schreibtisch stand, und seine ganze Seele versenkte sich in dieses Bild. —

„Nora, Nora, ich komme!“ flüsterte er. Seinen überreizten Sinnen schien es, als ob sich die Augen des Bildes langsam mit großen, schimmernden Tropfen füllten, als ob sich diese Lippen öffneten, und „Walter“ haucht es, geisterhaft leise — hatte er es nicht gehört —

Entsetzt ließ seine Hand das Bild fallen — da lag es mit zerschmettertem Glase zu seinen Füßen.

* * *

Der Morgenwind haucht über die erquickten Fluren, die Sonne strahlt und weckt sprühende Lichter in all den schimmernden Tropfen, die, wie erlösende Thränen, auf Wiesen und Feldern blinken.

Der Schnellzug rast ins Weite. Am Fenster eines Coupés zweiter Klasse steht Walter Harald mit blassem, überwachtem

Gesicht. Seine Augen sind dunkel umrandet und schweifen gleichgültig über die Pracht der wilden Blumen, die in üppiger Fülle überall blühen. Der Ginster stürzt, wie goldene Bäche, über die Felsen, ganze Büsche brennend roten Mohns wiegen sich im Juniwind. Die Wildrosenbüsche sind überschüttet mit blaßrosa, duftenden Blüten, und wie Schnee überblühen Maßliebchen die schweigenden, träumenden Waldeswiesen.

Vorbei an weiten, stillen Feldern — vorbei an schattigen Gärten — hinein in den dämmernden Hochwald — hinaus wieder in die lachende, sonnenbeschienene Ebene — weiter, immer weiter.

Walter Haralds Unruhe schwindet nicht. Umsonst schilt er sich selber albern und nervös, wie einen Backfisch — umsonst versucht er der Landschaft draußen Interesse abzugewinnen — umsonst versucht er, seinen Geist durch Zeitungslektüre wieder in das gewöhnliche Geleis zu bringen. Der dumpfe, schwere Druck, der über ihm liegt, will nicht weichen.

Er lehnt den schmerzenden Kopf an die Polster und versucht zu schlafen. Aber das Blut hämmert in seinen Schläfen, und das eintönige Geräusch der Räder sagt ihm unaufhörlich den einen Namen: „Le—o—no—re — Ver—non — Le—o—no—re — Ver—non.“ Hat er geschlafen? Er fährt plötzlich in die Höhe, wieder tönt in seinem Ohr der leise, tonlose Ruf — ein Ruf wie aus höchster Todesnot.

„Ich werde krank,“ sagt er zu sich — „und sie hat es geahnt. Dies ist der Anfang eines allerliebsten Nervenfiebers. Gott gebe nur, daß ich mich bis morgen noch halte.“ Mit geschlossenen Augen lehnt er sich zurück, und der Zug rast weiter und weiter.

Die Sonne steigt. Der Mittag brütet mit erstickender Glut über den Feldern. Stationen werden abgerufen — Menschen kommen und gehen. Walter hat vergessen, daß er noch fast nüchtern ist — das Essen ekelt ihn an, nur ein Glas eiskaltes Selterswasser stürzt er hinunter. Die Stunden schleichen — müde, langsam.

Endlich fängt die Gegend an, flach und reizlos zu werden. Hin und wieder ragen hohe, rauchgeschwärzte Schornsteine in den hellen Himmel. Der Abendwind erwacht, das Ziel ist nahe. Ungeduldig steht Walter mit schmerzendem Kopf und heißen,

fiebernden Händen am Fenster. — Da — endlich — die kleine, weltverlorene Station! —

Er springt heraus, der Einzige, der hier den Zug verläßt. Sein Auge schweift hinüber nach dem erst in einiger Entfernung liegenden Dorf. Ein sandiger, breiter, von Kohlenstaub schwarzgefärbter Weg führt dorthin. Drüben sieht er die Schlote vieler Fabriken schwarz und düster in die Luft ragen. Die tiefe Stille — die öde, flache, versengte Gegend — die staubbedeckten, verschmachtenden Gräser am Wegesrand — das ganze Bild trostloser Einsamkeit, Verlassenheit und Oede legt sich beklemmend auf des einsamen Wanderers Brust. Und hier lebt sie! Wie mag sie sich sehnen nach Schönheit, Liebe und Wärme.

Walter Harald hat sich dem stillen Dorfe genähert. Er steht an zwei sich kreuzenden Wegen. Welches von diesen vielen schwarzen, qualmenden Ungeheuern von Schloten ist nun der zur Leutholdschen Fabrik gehörige Schornstein? Wohin soll er sich wenden?

Vor ihm liegt der kleine Friedhof. Nur ein hoher, unkrautüberwucherter Erdwall umgiebt ihn. Blasse Steinnelken nicken von ihm herab im Abendhauch, der goldene Ginster blüht auch hier. Fern, in einem Winkel, wo Haufen ausgejätetes Unkraut und morsches, zerbrochenes Holzwerk liegt, wo das Gras hoch und wild steht, schaufelt ein alter Mann. Er ist in dieser Oede der einzige Mensch, der weit und breit zu sehen ist. Walter Harald schreitet langsam den breiten Mittelweg hinauf, auf den Alten zu, der seine Arbeit, ein frisches Grab zuzuschaufeln, unterbricht, und, auf sein Grabscheit gestützt, seltsam dunkel und groß vom tiefpurpurnen, glühendroten Abendhimmel sich abhebend, ihm entgegensieht.

Walter faßt an seinen Hut. „Könnt Ihr mir wohl den Weg zeigen“ — beginnt er — aber er verstummt jäh. Er sieht deutlich, um es nie im Leben mehr zu vergessen, die hohen Pappeln am Erdwall, die im Winde flüstern, den Strauch blasser Wildrosen, der den verlassenen Winkel schmückt — er starrt mit großen, unnatürlich weit geöffneten Augen, auf ein neues, schwarzes Holzkreuz, das noch lose zu Häupten des frischen Grabes lehnt, das der Alte eben zuschaufelt; und er liest die weiße

Schrift, die dort geschrieben steht, und die das Abendlicht wie mit Blut übergießt:

† Leonore Vernon —

dann sieht er nichts mehr. Ein Brausen erfüllt seine Ohren — purpurne Finsternis seine Augen. Er hebt beide Arme plötzlich hoch in die Luft, und wie vom Blitz getroffen stürzt er besinnungslos über das frische Grab seiner Braut, Nora Vernons, in der Armesünderecke des Kirchhofs zu Neuhütte.

* * *

Vierzehn Tage später stand ein hochgewachsener Herr, mit schwarzem Flor um Arm und Hut, vor demselben Grabe, der Bruder Leonore Vernons, und der alte Totengräber, vom Gießen der Gräber abgerufen, ihm zur Seite.

„Wie war es möglich — wie konnte es möglich sein?!“ stöhnte Georg Vernon. „Sagen Sie mir, was spricht man im Dorf darüber?“

„Das ist wenig, Herr!“ sagte der Alte. „Das Fräulein war immer freundlich. Jeder hat sie gern gehabt. Tags zuvor — ehe das Unglück passierte, war sie noch hier, auf demselben Fleck, wo wir jetzt stehen. Sehen Sie, Herr — dort die Wildrosen wollte sie haben, weil am nächsten Tag die Frau Leuthold wieder kam — da wollten sie alles bekränzen. Ich hab' noch gesagt: ‚Thun Sie's nicht, Fräulein, Friedhofsrosen, die bringen kein Glück, die pflückt man nit, die muß man halt den Toten lassen!‘ Da hat sie mich noch so freundlich angelacht und gesagt: ‚Aber Haber,‘ — Haber heiß ich nämlich, Herr — ‚aber Haber, hier ist ja gar kein Grab — das ist ja doch die Armesünderecke, — hier liegt ja keiner!‘ — und da pflückte sie eine ganze Hand voll. Ja, Herr — sie haben ihr kein Glück gebracht — sehen Sie — sie hat sie sich selber genommen.“

„Aber, mein Gott — wie geschah es denn — was erzählt man sich?“ —

„Ja, Herr — da weiß keiner, warum sie das gethan hat. Früh kommt der Werkführer zu Herrn Leuthold und sagt: ‚Ach Gott, Herr Leuthold — Ihr Fräulein kniet oben am offenen Fenster — ganz still — und es sieht ganz entsetzlich aus. Kommen Sie doch bloß 'mal mit!‘ Da ist der Herr mit-

gegangen, und oben, da hat sie am Fenster gekniet — in einem kleinen, seidenen Tüchel hing sie am Fensterkreuz. Sie ist schon ganz kalt gewesen. Und am selbigen Abend hab' ich sie begraben, weil es gar so heiß war — und die Frau wollt' sie fort haben... Soll ich Ihnen ein Glas Wasser holen, Herr?"

Georg Vernon hatte geschwankt und sank nun, beide Hände vor das Gesicht gepreßt, an Noras stillem Hügel nieder.

„Mein Liebling," stöhnte er, „was haben sie dir gethan, daß du so von uns gingst?!" — Er richtete sich auf. „Ich will Licht bringen in deinen dunklen Tod, Nora!" sprach er feierlich. Dann schritt er einsam, tiefen Ernst in den Zügen, dem stillen Dorfe zu.

* * *

Der Abend dämmerte schon und erfüllte das Haus mit tiefen Schatten, als Georg Vernon vor dem Fabrikbesitzer Leuthold stand. Der Eindruck, den der blasse, finstere Mann auf Georg machte, war kein günstiger — indessen zwang dieser sich doch zu einer höflichen Anrede.

„Ich muß leider gleich mit einer Anklage vor Sie treten, Herr Leuthold," begann er. „Wie war es möglich, daß Sie vierzehn Tage vergehen ließen, ehe Sie mir die Nachricht von dem plötzlichen Tode meiner Schwester zukommen ließen?"

Leutholds Gesicht verfinsterte sich noch mehr. „Ich bedauere das selbst sehr, Herr Vernon," erwiderte er; „indessen hat uns der Tod Ihrer Fräulein Schwester so viel Aufregung und Unannehmlichkeiten gebracht, daß unsrerseits eine Verzögerung wohl vorkommen konnte. Meine Frau — eben erst von schwerer Krankheit genesen, hat sich dermaßen entsetzt, daß wir noch heut alles zu fürchten haben. Ihre Adresse, Herr Vernon, war mir nicht bekannt, erst bei Durchsicht der Papiere Ihrer Schwester fanden wir sie. Ein Brief — irgend ein Zettel nur, der Aufschluß über diesen unerklärlichen Schritt gegeben hätte, fand sich nicht vor —"

„Und wie rechtfertigen Sie die — fast auffallende — Hast und Eile der Beerdigung?" unterbrach ihn Georg. „Der Totengräber sagte mir, daß kaum zwanzig Stunden zwischen Noras Tod und ihrem Begräbnis lagen. Ich denke," fügte

er bitter hinzu, „sie ist still genug gewesen, um wenigstens die gesetzliche Frist noch über der Erde liegen bleiben zu dürfen.“

„Herr!“ brauste Leuthold auf. —

„Ich bitte, mich in Ruhe ausreden zu lassen,“ sagte Georg streng. „Dieser unerklärliche Tod eines jungen Mädchens, der glücklichen Braut eines geliebten Mannes, ist so merkwürdig, daß Sie mir schon gestatten müssen, mir, als ihrem nächsten und einzigen Verwandten, mich genau darüber zu unterrichten. Sie wollen mir freundlichst Ihre Gründe in Ruhe nennen.“

„Wir haben hier keine Leichenhalle“, erwiderte Leuthold, indem er sich große Schweißtropfen von der Stirn trocknete. „Es war der heißeste Tag, den wir in diesem so heißen Sommer hatten. Meine Frau entsetzte sich so furchtbar vor der Leiche, daß ich dieselbe, aus Rücksicht auf die kaum Genesene, fortschaffen lassen mußte. Herr,“ rief er erschüttert, „Gott weiß, was ich darum gegeben hätte, wäre noch Leben in ihr gewesen! Seien Sie überzeugt, nichts, — nichts ist versäumt worden. Wir haben stundenlang jeden Versuch zur Wiederbelebung gemacht, — aber sie war schon viele Stunden tot, als wir sie fanden.“ —

„Und wann — wie fanden Sie sie,“ fragte Georg leise.

„Früh — um fünf Uhr etwa. Der Werkführer holt sich alle Morgen bei mir die Schlüssel. An jenem Morgen sagte er mir, bei Fräulein Vernon stehe das Fenster offen, und sie kniee dort ganz regungslos — er habe sie eine ganze Weile beobachtet und dann auch angerufen — aber sie rühre sich nicht. Ich wollte erst gar nicht mitkommen und sagte: ‚Ach, Unsinn! Lassen Sie doch das Fräulein machen, was sie will, sie betet vielleicht!‘ — Aber er drängte und drängte!“

„Und —“ fragte Georg heiser.

„Da kniete sie“ — Leutholds Gesicht wurde fahl. „Sie hatte ein seidenes Tuch um dem Hals — es war am Fensterkreuz befestigt — wir haben sie abgeschnitten, der Werkführer rannte zu unserem alten Dorfbader. Wir haben alles gethan — sie war aber schon lange tot.“ — —

Eine Pause trat ein. Georg starrte mit verstörtem Gesicht hinaus in die wachsenden Schatten.

„Der Totenschein ist in Ordnung, die Sachen stehen zu

Ihrer Disposition, desgleichen der Gehalt, der ihr noch zukam," unterbrach Leuthold die lange Stille.

„Ich werde später darüber verfügen," erwiderte Georg düster. „Ist Noras Bräutigam, Herr Doktor Harald, benachrichtigt worden?"

„Herr Doktor Harald liegt in heftigem Nervenfieber in der Stadt — eine Stunde von hier. Der einzige Arzt daselbst wird Ihnen Auskunft über sein Befinden geben. Jedenfalls wollte er seine Braut aufsuchen und geriet, durch einen unglücklichen Zufall, gerade an ihr frisches Grab. Er ist besinnungslos, in heftigstem Fieber nach L. gebracht worden."

„Mein Gott," rief Georg, „ich werde sofort zu ihm reisen, sobald meine Aufgabe hier erfüllt ist. Zuerst bitte ich Sie nun, mich Ihrer Frau Gemahlin vorzustellen."

Leuthold erhob abwehrend, fast entsetzt, beide Hände. „Das ist unmöglich! Meine Frau ist so leidend. die ganze Sache so furchtbar aufregend für sie — ich kann nicht zugeben, daß der ganze Erfolg einer jahrelangen Kur abermals gefährdet werde."

„Das thut mir leid!" sagte Georg kalt. „Indessen hoffe ich, daß es in einiger Zeit dennoch möglich sein wird. Wie begrüßte Ihre Frau Gemahlin meine Schwester? Welchen Eindruck machte sie ihr?"

Leuthold blickte unruhig umher. „Sie haben sich kaum gesehen — Fräulein Vernon zog sich sofort zurück — ja! — Gedankt hat ihr meine Frau für die treue Pflege der Kinder. Weiter könnte Ihnen auch sie nichts sagen."

Georg nahm seinen Hut. Er sah ein, hier war vor der Hand nichts zu erfahren. Mit einer kalten Verabschiedung trennten sich die beiden an der Thür.

* * *

Ein paar Stunden später saß Georg im eifrigen Gespräch mit dem Werkmeister der Leutholdschen Fabrik im Wirtshaus. Immer von neuem ließ er Wein bringen, so daß der Werkmeister bald in einem Zustande war, wo er jedes Geheimnis ausgeplaudert hätte, falls er ein solches zu hüten hatte. Georg forschte langsam und mit Vorsicht, aber auch hier war wenig zu erfahren. Leonore war überall beliebt gewesen, sie selbst

freundlich gegen jeden Arbeiter. Am Abend vorher hatte er selbst ihr noch geholfen, Guirlanden anzunageln. Sie hatte sie ihm zugereicht und mit den Kindern gescherzt und gelacht. Dann hatte er sie erst wiedergesehen, als er sie am Fenster knieen sah. Und als er endlich — sehr schwer — Herrn Leuthold bewogen hatte, mitzugehen, und sie in das Zimmer getreten waren — da hatte sie tot, den Hals in der seidenen Schlinge, am Fenster gekniet. „Aber bloß ganz lose — ganz lose ist das Tuch umgeschlungen gewesen," flüsterte der Werkmeister — er könne sich gar nicht vorstellen, daß man an so einer losen Schlinge ersticken könne.

Georgs Herz fing an laut zu schlagen. Er ballte unter dem Tisch krampfhaft die Hände.

Ob das Zimmer ausgesehen hätte, als ob darin ein Kampf vorgegangen sei, frug er dann leise.

Nein, es wäre so ordentlich und sauber gewesen, als ob es soeben mit Sorgfalt aufgeräumt worden sei. Das Bett unberührt, ein paar blühende Rosen auf dem Tisch. Aber kein Brief, kein Zettel — nichts. Das Bild des jungen Herrn, der jetzt krank in der Stadt liege, habe bei der Lampe gelegen — das müsse sie wohl zuletzt noch angesehen haben. Mehr war aus dem alten Mann nicht herauszubringen.

Der nächste Schritt Vernons war, das Grab Leonorens öffnen zu lassen, um die Leiche zu untersuchen. Es geschah, nach eingeholter Erlaubnis der zuständigen Behörde, am Nachmittag des folgenden Tages.

Der Himmel hing trüb und grau über dem Friedhof, ein heftiger Regenwind fuhr in klagenden Stößen über die Gräber und rauschte in den hohen Pappeln am Erdwall. Einzelne große Tropfen fielen aus den tief niederhängenden Wolken, wie Thränen, als, nach kurzer Arbeit, der Sarg sich langsam hob.

Der Deckel fiel. Georg wurde schneeweiß und es ward ihm einen Augenblick dunkel vor den Augen, ehe er die stille Gestalt deutlich liegen sah.

Seine Schwester — seine einzige Schwester!

Da lag sie ganz in Frieden. Die Hände gefaltet — ein paar welke Rosen auf der Brust. Von dem entstellten Gesicht wandte er schaudernd den Blick.

Eine Zeitlang herrschte tiefe Stille, während der Kreisphysikus schweigend untersuchte.

„Zu spät!“ sagte dieser endlich. „Acht Tage früher wäre es vielleicht noch möglich gewesen, die Todesursache mit Sicherheit festzustellen. Heut ist es nicht mehr möglich. Fassung, Herr Vernon! Sie können ihr das Leben nicht zurückgeben — lassen Sie der Erde, was der Erde ist.“ —

Die Männer hoben schweigend den Deckel. Zum letztenmal wehte der freie Wind über Nora Vernons stille Gestalt und hob leicht eine ihrer losen Locken. Dann sank der Sarg langsam wieder hinab. Die ersten Schollen fielen und schlugen mit dumpfem Poltern auf — der Wind warf frühwelke Blätter und schwere Regentropfen in das sich langsam füllende Grab.

Georg Vernon starrte hoffnungslos hinunter. Umsonst — alles umsonst! Das Geheimnis des Todes legte sich wieder undurchdringlich über das einsame Grab.

* * *

Es ist vier Wochen später.

Ein glühender Augusttag neigt sich seinem Ende zu. Auf dem kohlenstaubgeschwärzten Wege nähern sich zwei Männer dem Dorfe Neuhütte.

„Es ist unnütz, Walter!“ redet der Eine auf den Anderen ein. „Es ist eine furchtbare Aufregung für dich, ohne jeden Zweck. Was gethan werden konnte, habe ich gethan. Den Tod unserer teuren Nora umgiebt ein undurchdringliches Dunkel. Komm, Walter! Du bist noch erschreckend bleich und schwach. Wir wollen noch einmal zu ihrem Grabe und dann fort.“

„Laß mich, Georg!“ wehrt Walter Harald. „Derselbe dunkle, unwiderstehliche Drang, der mich damals hierher trieb, hat mich wieder erfaßt. Ich muß! Laß mich das Haus sehen, darin sie gelebt — die Kinder, die sie lieb hatte — den Mann, der sie zuletzt lebend sah. Ach,“ seufzte er müde, „vielleicht werde ich dann ruhiger!“

„Wir sind am Ziel, Walter, tritt ein, dies ist das Haus.“

Walter Harald schritt über die Schwelle. Ein Dienstmädchen kam die Treppe herab und fragte nach der Herren Begehr.

„Wir bitten um eine kurze Unterredung mit Herrn Leuthold,“ sagt Walter. Er ist plötzlich ruhig und gefaßt — seine Augen flammen.

Das Mädchen geht und die beiden stehen schweigend in der hohen, düsteren Halle.

Es dauert eine ganze Weile, ehe sie zurückkommt, und sie ist sichtlich verlegen. Herr Leuthold sei für den ganzen Tag verreist, berichtet sie.

„Die gnädige Frau wird vielleicht —“ beginnt Walter, aber schon wehrt das Mädchen erschreckt ab.

„Die Frau wird in diesen Tagen nach der Anstalt zurückgebracht, sie ist rückfällig — niemand darf zu ihr.“

Georg und Walter tauschen einen langen Blick. Dann wendet sich Walter aufs neue zu dem verlegen dastehenden Mädchen.

„Wollen Sie uns die Kinder wohl einen Augenblick rufen?“ bittet er. „Ich bin der Verlobte des verstorbenen Fräulein Vernon — ich möchte sie so gern sehen.“

Das Mädchen bedauert sehr. „Die Kinder sind schon seit drei Wochen in einem entfernten Ort bei Verwandten, um dort erzogen zu werden. Eine Erzieherin will Herr Leuthold nicht mehr nehmen.“

„Waren Sie zu der Zeit hier, als Fräulein Vernon starb?“

„Ja!“

„Waren Sie dabei, als Frau Leuthold und Fräulein Vernon sich begrüßten?“

„Nein!“ — Niemand als der Herr sei dabei gewesen. Sie wären erst abends um neun Uhr angekommen. Fräulein Vernon habe oben den Thee bereitet und sei kaum zehn Minuten nach der Ankunft der Herrschaft schon in ihr Zimmer gegangen.

„Und wo liegt dieses Zimmer?“ forschte Walter.

„Im zweiten Stock, Herr!“

„Haben Sie in der Nacht irgend etwas gehört?“

„Nein, — ich schlafe ganz unten, bei den Kindern. Einmal war es mir, als riefe jemand, aber es war gleich wieder alles still.“

Walter ließ ein Geldstück in des Mädchens Hand gleiten. „Zeigen Sie uns das Zimmer meiner Braut,“ bat er, „nur eine Minute.“

. . . .

Das Mädchen zögerte. Dann schien es einen Entschluß zu fassen und ging voran.

„Wie nahm Frau Leuthold die Todesbotschaft auf?“ fragte Walter, während sie die breiten dunklen Eichenholztreppen hinaufstiegen.

„Die Frau war krank. Niemand durfte zu ihr, — auch heut noch nicht. Der Herr pflegt sie ganz allein. — Hier ist es, Herr —!“

Das Mädchen öffnete eine Thür. Walter lehnte sich einen Augenblick schwindelnd und atemlos an die Füllung. Es war so still — so friedlich. Der Abendschein fiel seltsam grell herein — auf dem Tisch lag, neben ein paar welken Rosen, sein Bild.

Einen Augenblick sank Walter, von wildem Schmerz übermannt, auf das Sofa. Sein Kopf lag auf den Rosen, die geblüht hatten, als Nora starb. Sein ganzer Körper bebte von verhaltenem Schluchzen.

Mitleidig, mit feuchten Augen, sah das Mädchen auf die gebrochene Gestalt des jungen Mannes.

„Komm, Walter — lieber, alter Junge — nimm dich zusammen!“

Georg zog den Freund sanft empor. Walter raffte die Rosen und das Bild auf. Sein umflorter Blick wandte sich schaudernd dem einzigen Fenster zu. Dort, im letzten fahlen Licht gespenstisch glänzend, hob sich das Fensterkreuz grell gegen die dunklen Gewitterwolken ab, die drohend heraufzogen.

Er trat hinzu, und drückte seine Stirn lange an dieses Kreuz. Dann wandte er sich schweigend ab und folgte Georg.

Sein Blick war erloschen — sein Gang wieder müde und schleppend. Was ihn hierher getrieben, mit unwiderstehlichem Zwang — es hatte ihn betrogen. Seine Hand hatte den Schleier n i c h t gehoben.

Müde blieb er am Geländer der zweiten Treppe stehen — müde und hoffnungslos. Draußen fing der Sturm an, sich mit wütender Gewalt gegen das Haus zu stemmen. Ein Zugwind ging durch die Halle. Oben fiel ein Fenster schmetternd zu, und eben, als Walter sich zum Gehen wandte, wurde eine Thür neben ihm weit und heftig aufgerissen.

Und dort, hinter dieser Thür, stand ein Weib, in den hageren Händen hielt sie ein Tuch, das sie mit irrem Lächeln zur Schlinge knüpfte — die starren, wahnsinnerfüllten Augen in Walters Gesicht bohrend. —

Seine Haare richteten sich auf — ein Schauder überkam ihn.

„Mörderin!" — schrie er auf — da fiel die Thür krachend zu — ein Riegel wurde drin vorgeschoben — und Walter fühlte sich von Georg fortgerissen.

„Unsinniger!" rief Georg — aber Walter hörte nichts mehr. In tiefer Ohnmacht lag er in seines Freundes Armen.

* * *

Ueber Nora Vernons Grab neigt sich der Wildrosenstrauch, jetzt voll leuchtend roter Früchte, die niemand pflückt. Das hohe Gras schwankt im Morgenwind. Ein Hauch leuchtender Spätsommerpracht liegt verklärend selbst über dem weltverlorenen Armesünderwinkel des Friedhofes zu Neuhütte.

Georg und Walter stehen dort, um Abschied zu nehmen, ehe sie wieder hinaus gehen ins Leben.

„Schlaf' süß, mein armer hingemordeter Liebling! All' mein Herzweh stört dich nicht in deinem tiefen Schlaf!" sagt Walter leise. „Du riefst mich in deiner Todesnot — ich konnte dich nicht retten — und nicht einmal zu rächen vermag ich dich!"

„O Walter, es ist ein Hirngespinst — wie kannst du nur so fest daran glauben! Wir stehen vor geschlossener Pforte, keine Menschenkraft vermag sie zu öffnen. Unsrer armen Nora Tod wird ein tiefes Rätsel für uns bleiben, allezeit."

„Keines für mich!" erwidert Walter fest. „Dieses entsetzliche Weib hat Nora erwürgt — sei es in mörderischem Wahnsinn — sei es in plötzlich erwachter Eifersucht, als sie Noras liebliche Schönheit sah — sie ist ihr nachgeschlichen, als sie sich unbewacht sah. Was blieb dem unglücklichen Manne übrig, als er sah, was die Wahnsinnige angerichtet hatte?! — Er suchte den Schein des Selbstmordes hervorzurufen — er war es, der die Schlinge um der toten Nora Hals legte." —

„Walter — Walter! — Du verlierst dich. Wie willst du einen so schrecklichen Verdacht rechtfertigen?"

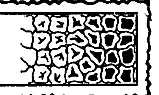
„Ich kann ihn nicht rechtfertigen, — ich kann nichts beweisen — ich kann die irdische Gerechtigkeit nicht anrufen gegen eine Wahnsinnige. Aber nichts wird meine feste Ueberzeugung erschüttern, daß Leonore unter diesen grausamen Händen starb. — Mein Gott, wie konntest du es geschehen lassen!" stöhnte er.

„Laß sie schlafen, Walter — sie schläft nun so süß. Wir alle sind nur Blätter im Winde, wir treiben unserem Schicksal entgegen und wissen nicht, wohin es uns treibt. Ueber uns aber ist Einer, der weiß es wohl. Und er weiß auch, warum diese Reine, Unschuldige sterben mußte, derweil die Unglückliche lebt, die ihren Tod verschuldet. — Wir dürfen nicht hadern mit ihm. Gott helfe uns allen, so rein vor ihm zu stehen, wie diese!"





Deutsche Dichtergrüße.



Die Verlassene.

Von Wolfgang Engel.

Ob er wohl manchmal meiner denkt,
Wenn er in stillen Abendstunden,
Von seiner Pflichten Last entbunden,
Den Geist in alte Zeiten senkt?

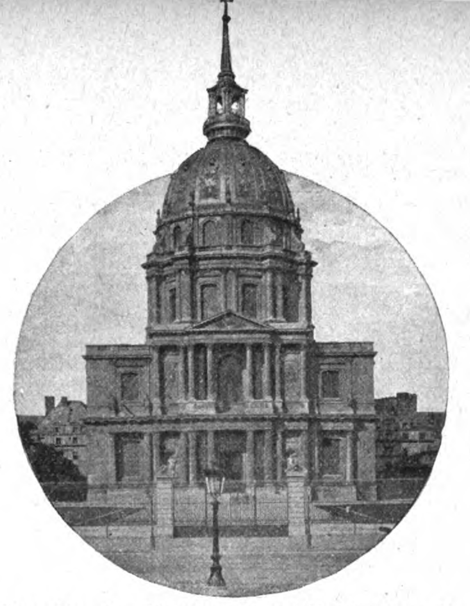
Ob er nicht manchmal bang erschrickt,
Wenn in der Fülle der Gestalten,
Die sich vor seinem Aug' entfalten,
Er auch mein bleiches Bild erblickt?

Ob er nicht leis' den Namen spricht,
Der ihm der Liebste einst gewesen?
Ob sich nicht heiße Thränen lösen,
Wild flutend über sein Gesicht? .

Ich glaub' es kaum. Doch sollt' es sein,
Daß Reue ihm am Herzen zehret
Und seiner Seele Frieden störet,
So tröste mild ihn mein Verzeih'n.

Ich gab dem Hasse niemals Raum
In meiner Brust und längst vergeben
Hab' ich es ihm, daß er mein Leben
Betrog um seinen schönsten Traum.





Kuppel des Invalidendoms (Grabstätte Napoleons I.).

Wanderungen durch die Hauptstädte Europas.

2. Paris.

Von Dr. H. Paul.

(Nachdruck verboten.)

Die versöhnende Zeit fängt langsam an, eine Brücke zu schlagen zwischen jenen beiden großen, edlen Völkern, die im furchtbaren Kampfe sich einst maßen, der damit endete, daß das stolze Paris den Siegern seine Thore öffnen mußte. Wohl mag es eine Zeit gegeben haben, in der wir Deutsche nicht gern gesehene Gäste am Seinestrande waren, doch darüber darf kein Zweifel herrschen, daß in den Haß sich die Bewunderung mischte vor der Größe und Ritterlichkeit der deutschen Nation. Wo aber die Achtung gegen den Mitmenschen im Herzen wohnt, da kann der Haß nicht ewig wurzeln, und so kann es zur Ehre des Parisers gesagt werden, daß der Deutsche trotz Sedan und Wörth an der Seine ein lieberer Gast ist als der Engländer, dessen nationale Eigenschaften dem Pariser nicht sympathisch sind.

Und er geht gern nach Paris, der Deutsche. Ein unwiderstehlicher, märchenhafter Zauber liegt für ihn schon in dem Worte Paris, und wohl nur wenige Städte giebt es, die ihm schon in seinen Kindertagen als das Ziel einer größeren Reise so anziehend vorschweben wie jene herrliche Stadt an den Ufern der Seine.

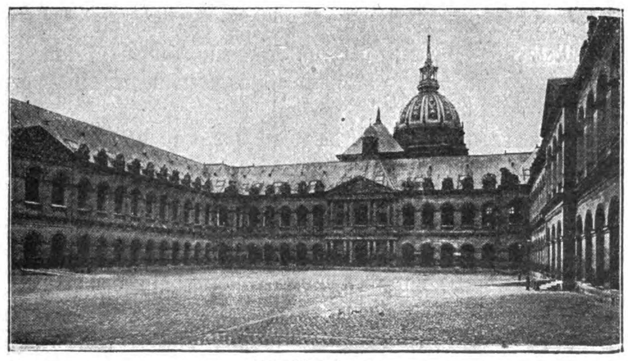
Frohsinn und Lebhaftigkeit sind der Grundcharakter des Parisers und haben auch dem Pariser Leben ihren Stempel aufgedrückt.

Komme, was kommen mag,
Sonnenschein, Wetterschlag,
Morgen ist auch ein Tag.
Heute ist heut.

Berlin und London sind die Städte ernster Arbeit, Paris aber ist die Stadt der Freude und Sorglosigkeit; ein Schmuckkasten, in seiner räumlichen Ausdehnung zwar kleiner als die vorgenannten beiden Weltstädte, doch in seiner Gesamt-Physiognomie an Vornehmheit und monumentaler Ausgestaltung von keiner Stadt der Erde erreicht.

Ueberall stehen wir hier auf historischem Boden, in jener Stadt, die am Ausgange des 18. Jahrhunderts die Brandfackel der Revolution in alle Staaten Europas warf.

Kein Platz der Welt wird wohl des Entsetzlichen so viel gesehen und der Nachwelt so viel zu erzählen haben wie die



Invalidenhaus.

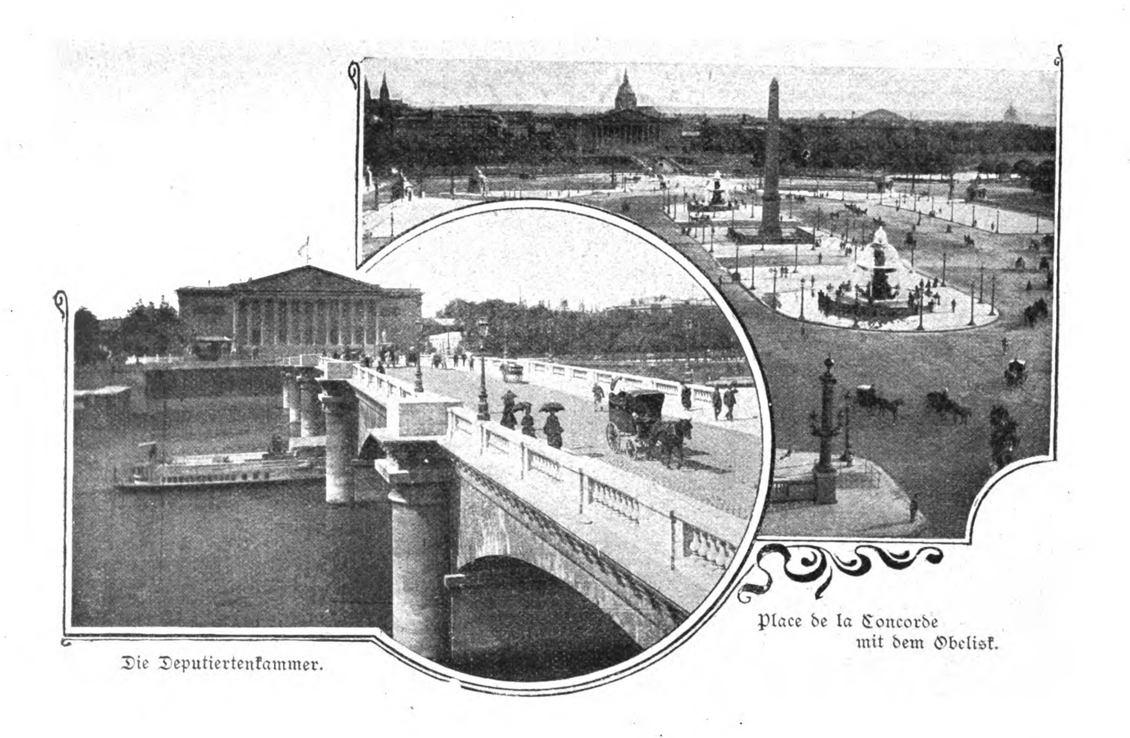
Place de la Concorde, die in ihrem jetzigen Ausbau einer der größten und schönsten Plätze des heutigen Paris ist. Hier stand in den Zeiten der Revolution die Guillotine und verrichtete ihre grausige Arbeit; hier legten Ludwig XVI. und wenige Monate darauf auch seine Gemahlin, die Königin Marie Antoinette, ihr Haupt auf den Block. Jetzt steht an jener Stelle, wo einst 2800 Menschen der Guillotine zum Opfer gefallen, ein lustig plätschernder Springbrunnen, als sollten dessen sprudelnde Wasser im Laufe der Jahrhunderte die Stätte von dem Blut reinwaschen, das hier vergossen wurde.

Die Place de la Concorde war noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine völlige Einöde. Erst Ludwig XV. gab den Schöffen von Paris die Erlaubnis, ihm auf diesem Platze eine Statue zu errichten, die aber am Tage der Erstürmung der Tuilerien vom Volke entfernt und zur Prägung von Kupfermünzen verwendet wurde.

Weltberühmt ist der auf dem Platze stehende, dem Könige Louis Philipp von dem Pascha Mehemed Ali von Aegypten geschenkte Obelisk. Er hat ein Alter von etwa 3500 Jahren und ist ein herrliches Denkmal altägyptischer Kunst unter dem Pharao Ramses II. Die bloßen Unkosten des Transportes von Aegypten nach Paris beliefen sich auf rund zwei Millionen Mark, während der Transport selbst etwa zwei Jahre in Anspruch nahm. Jede der vier Seiten enthält drei Reihen Hieroglyphen, in denen Ramses II. als „Herr der Welt“, „Vernichter der Feinde“ ꝛc. verherrlicht wird. Der Obelisk hat eine Höhe von 22½ Metern, während der unter dem Namen „Nadel der Kleopatra“ bekannte, am Themsestrand in London stehende Obelisk nur eine Höhe von 21 Metern hat.

Die Place de la Concorde wird von acht Marmorgruppen eingesäumt, welche die acht größten Städte Frankreichs darstellen. Unter ihnen befindet sich auch noch für die Stadt Straßburg ein Monument, an dessen Sockel Trauerkränze liegen, auch ist die Statue zeitweise schwarz umflort, und namentlich an Sonntagen werden von fanatischen Volksrednern politische Reden am Fuße dieses Standbildes gehalten.

Die von der Place de la Concorde nach der Deputiertenkammer führende Brücke ist der „Pont de la Concorde“, zu den



Place de la Concorde mit dem Obelisk.

Die Deputiertenkammer.

Zeiten Napoleons mit Statuen von Generalen besetzt, die aber in neuerer Zeit den Standbildern anderer verdienter Männer weichen mußten.

Die Deputiertenkammer ist ein imposanter Bau, der schon im Jahre 1722 begonnen und im Jahre 1789 vom Prinzen von Condé vollendet wurde. Ein Jahr darauf wurde das Haus Nationaleigentum. Die furchtbarsten Stürme, die das Leben der französischen Nation erschüttert haben, fanden in diesen Räumen ihren Ausgangspunkt. Hier trat der erste Napoleon dem Rat der Fünfhundert entgegen und ließ sich, gestützt auf seine Garden, zum Kaiser der Franzosen ausrufen. Und als in den Julitagen des Jahres 1870 die damaligen französischen Minister durch entstellte Nachrichten die Kriegsleidenschaft der Franzosen zu entfesseln wußten, da war es dieses Haus, in dem der erste Ruf „à Berlin!“ ertönte, der bald im ganzen Lande widerhallte.

Von der Place de la Concorde aus gesehen ragt westlich aus der Häusermasse von Paris die hohe vergoldete Kuppel des Invalidendomes hervor. Ziemlich abseits vom Getriebe der Weltstadt liegt dieser wuchtige Bau, der das Grab des Kaisers Napoleon I. birgt — Achtung gebietend noch im Tode. Ein gemauerter Graben, mit eroberten Kanonen besetzt, umschließt den wohlgepflegten Garten, aus dessen Mitte sich das Invalidenhaus erhebt. Unter den zur Dekoration aufgestellten Kanonen, die hier die Totenwache vor dem Hause halten, in dem der große Kaiser den ewigen Schlaf schläft, befinden sich auch acht preußische Geschütze, die während des Siebenjährigen Krieges von den Oesterreichern aus dem Berliner Zeughause nach Wien entführt wurden, die aber Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz von Wien nach Paris brachte.

Die Invalidenkirche besteht aus zwei Teilen, der eigentlichen Kirche und dem Invalidendom. Das Mittelschiff der Kirche ist mit Tausenden von zerfetzten Fahnen aller Länder geschmückt, die den napoleonischen Kriegen entstammen. Doch sie bilden nur einen Bruchteil der eroberten Trophäen, da am Abend vor dem Einzug der Verbündeten in Paris im Jahre 1814 fünfzehnhundert Fahnen im Hofe des Invalidendomes verbrannt wurden, um nicht in die Hände der Alliierten zu fallen. Auch der Degen, den Napoleon 1806 vom Grabe Fried-

richs des Großen aus Potsdam mitgenommen hatte, wurde an jenem Abend hier zerbrochen. Im zweiten Teile der Invalidenkirche befindet sich das Grab Napoleons. Wir treten in einen großen, ausgedehnten Raum ein, über dem sich ein Rundbau erhebt, der die über ganz Paris hin sichtbare vergoldete Kuppel trägt. Ein magischer Schein, der durch Lichtreflexe erzielt wird, fällt auf den Altar, der im Hintergrunde der Kirche steht. Zur Linken des Einganges ist das Grab des einstigen Königs von Westfalen, Jérôme Bonaparte, zur Rechten die Kapelle des ehemaligen Königs von Spanien, Josef Bonaparte. In der Mitte des Domes liegt eine sechs Meter tiefe, oben offene, runde Gruft, auf deren Boden der fünf

Das Pantheon.

Meter hohe Sarkophag steht, der die Gebeine des Kaisers enthält. Den Boden der Gruft bildet ein Lorbeerkranz aus Mosaik, in den die Namen seiner bedeutendsten Schlachten eingelegt sind: Jena, Austerlitz, Wagram, Moskau, Marengo, Pyramiden. Eroberte Fahnen, die im Kreise den Sarkophag umgeben, erhöhen den tiefernsten Eindruck der Situation. Weihevolle Stille herrscht in dem weiten Raume; es ist, als ob die Nähe des großen Toten noch lähmend auf seine Umgebung einwirke. Ob Ausländer, ob Franzose, alle gehen sie mit gedämpftem Schritt, kein lautes Wort wird hörbar, trotzdem oft Tausende von Menschen sich hier begegnen, um die letzte Ruhestätte des großen Kaisers zu besuchen.

Das Invalidenhaus wurde schon 1671 auf Befehl Ludwigs XIV. erbaut, um seinen alten Soldaten ein glückliches und sorgenloses Alter zu schaffen. Das Haus hat Raum für 5000 Pensionäre, doch mögen es gegenwärtig kaum mehr als zweihundert sein. Die Zimmer der Invaliden sind groß und geräumig; an den Wänden hängen alte Waffen, die den einstigen Zimmerbewohnern vom großen Napoleon teilweise noch selbst überreicht worden waren.

Frankreich weiß seine großen Männer zu ehren, dafür ist nicht nur der Invalidendom ein sprechendes Beispiel. Am linken Ufer der Seine, am höchsten Punkte dieses Stadtviertels, erhebt sich das Pantheon, das zur Beisetzung der bedeutendsten Männer der französischen Nation dient. Hier ruhen auch Voltaire und Victor Hugo. Auch seinem durch Mörderhand gefallenen Präsidenten Carnot glaubte Frankreich keine größere Ehre im Tode erweisen zu können, als ihn hier im Nationaltempel des französischen Volkes beisetzen zu lassen. An jener Stelle, wo heute sich das Pantheon in seiner gewaltigen Großartigkeit erhebt, stand noch im fünften Jahrhundert eine Kapelle und später ein Kirchlein über dem Grabe der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin von Paris. Der Bau des heutigen Pantheon wurde 1764 begonnen und brauchte 26 Jahre bis zu seiner Vollendung.

Paris ist überreich an gewaltigen Bauwerken, die in so imponierender Größe und Schönheit keine andere Stadt aufweisen kann. An erster Stelle steht die Pariser Oper, die mit einem Kostenaufwande von vierzig Millionen Mark in den Jahren 1861—1874 erbaut wurde, heute aber nicht nur das schönste, sondern auch das größte Theater der Welt ist.

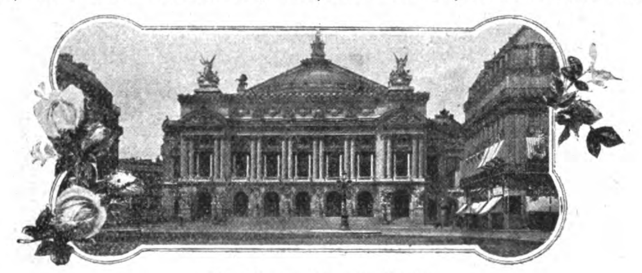
Ueberhaupt ist es erstaunlich, welche Unsummen die Stadtverwaltung von Paris für die Verschönerung der Hauptstadt der Franzosen alljährlich ausgiebt. Dafür ist aber der Abstand zwischen Paris und einer französischen Provinzialhauptstadt ein eminenter. Während beispielsweise Berlin unter den deutschen Großstädten manchen Rivalen hat, ist Frankreich in Paris verkörpert. Ganz Frankreich ist einem herrlichen Garten vergleichbar, dessen schönste Blume des Reiches Hauptstadt ist. Als Berlin noch ein Städtchen von einigen Tausend Einwohnern war, da

zählte Paris schon 400000 Seelen, und Karl V. konnte bei seinem Besuche im Jahre 1540 bewundernd ausrufen: „Die anderen Städte sind Städte, Paris ist eine Welt!“

Allerdings hat sich die Seinestadt diesen Ruf viel kosten lassen. Während beispielsweise der Haushalt von Berlin alljährlich etwa 80 Millionen Mark kostet, giebt Paris für seine Toilette alljährlich 240 Millionen Mark aus.

Es ist dies eine ungeheure Summe, zumal, wenn man in Erwägung zieht, daß Berlin eine noch neue Weltstadt ist, es also noch große Aufgaben vor sich hat, um den Pflichten einer Weltstadt gerecht zu werden.

Dafür belaufen sich aber die Schulden der Stadt Paris auf etwa 1200 Millionen, während die Schulden Berlins nur



Die Große Oper in Paris.

etwas über 200 Millionen Mark betragen. Es entfallen auf den Kopf eines Berliner Einwohners 120 Mark städtische Schulden, während jeder Pariser die Ehre, Bürger der französischen Hauptstadt zu sein, mit dem Bewußtsein bezahlen muß, eine persönliche Schuld von 800 Mark zu haben.

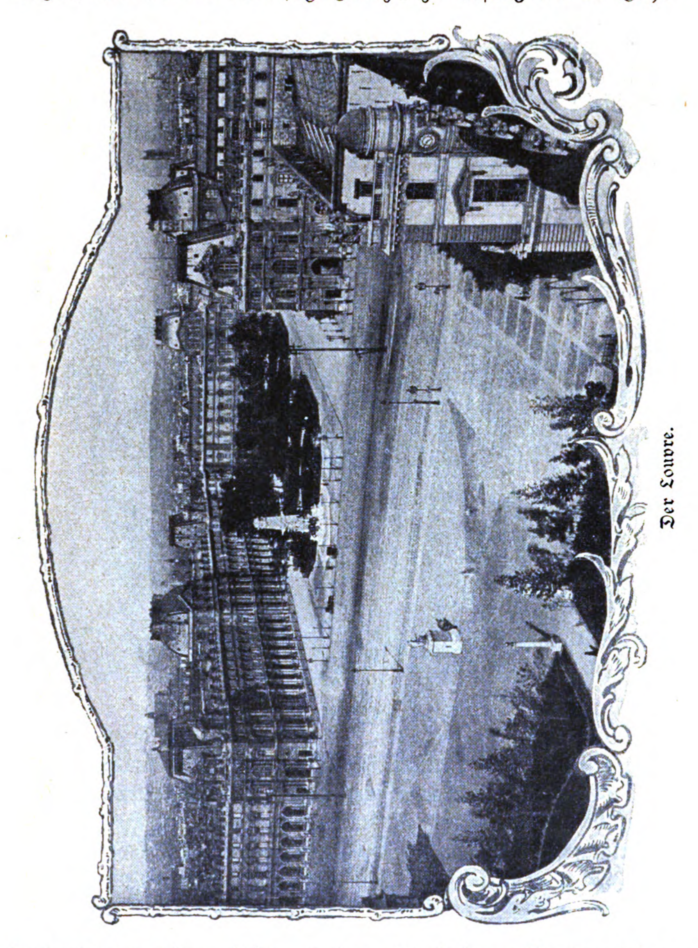
Mietskasernen, wie sie Berlin beispielsweise hat, wo in vereinzelten Fällen bis 200 Menschen in einem Hause wohnen, sind in Paris völlig unbekannt.

Dies ist schon daraus ersichtlich, daß Berlin mit seinen 30000 Wohnhäusern gegen 2 Millionen Einwohner beherbergt, während Paris mit etwa 85000 Wohnhäusern $2\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner zählt. Die Wohnungsmieten sind in Paris etwas billiger als in Berlin, dafür ist aber der Lebensunterhalt und der Steuersatz in Paris erheblich höher. Trotzdem lebt der

Pariser bedeutend besser als der Durchschnitt der Berliner Bevölkerung. Selbst in den ärmeren Pariser Kreisen wird Wein und Fleisch nur selten auf dem Mittagstisch fehlen, wie überhaupt das Weltstadtelend in Paris weniger sichtbar hervortritt als in jeder anderen Weltstadt. Der Grund ist in dem wohlorganisierten Armenwesen zu suchen, worin die Pariser städtische Verwaltung gleichfalls allen anderen Weltstädten vorangeht. Alljährlich giebt Paris gegen 40 Millionen allein für seine Armen aus, während der Berliner Verwaltung für diesen Zweck nur ein Budget von etwa 12 Millionen Mark alljährlich zur Verfügung steht. Jedenfalls ist Paris besser als sein Ruf, und wer die schöne Stadt an der Seine einmal besucht hat, wird ihr Bild wie einen schönen Frühlingstraum ewig im Herzen tragen.

Wenn der fremde Ankömmling in Paris seinen „Bädeker“ aufschlägt, um sich wissensdurstig zunächst auf die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt zu stürzen, so findet er den trotz seiner sachgemäßen Nüchternheit doch vielversprechenden Satz: „Das bedeutendste der öffentlichen Gebäude von Paris, sowohl in architektonischer Beziehung, als auch wegen seines reichen Inhaltes, ist der Louvre.“ Wieviel ist mit diesen wenigen Worten gesagt, welche Perspektiven werden einem da eröffnet, da doch in Paris fast ein jedes öffentliche Gebäude seine vernehmliche Sprache zu uns spricht! Was alles kann der Louvre erzählen, der mit der Geschichte von Paris so eng verknüpft ist wie wohl kein anderer Bau der Seinestadt! Schon der Name greift in ferne, graue Jahrhunderte zurück, da an diesem Platze, inmitten gewaltiger Waldungen ein Jagdschloß Lugara lag. Hier trafen sich damals die jagdlustigen Edeln zu fröhlichem Weidwerk, am liebsten aber zu den Wolfsjagden, denn dazumal trabte noch Vetter Isegrim durch dasselbe Gelände, auf dem heute das unübersehbare Häusermeer von Paris zum Himmel ragt. Um die Wende des zwölften Jahrhunderts führte dann an selbiger Stelle der König Philipp August eine feste Burg, château du Louvre, auf, deren mächtiger Turm stolz ins Land hineinschaute. Erst hundert Jahre später erhielt der finstere, trotzige Bau ein vornehmeres Aussehen, das seiner Bestimmung als Königsschloß mehr entsprach.

Heute erzählen nur noch kümmerliche Reste aus jenen fernen Tagen, denn als der baulustige Franz I. zu Anfang des 16. Jahr=



Der Louvre.

hunderts den Thron bestieg, ließ er die finsteren Bauten nieder=reißen und an derselben Stelle ein prunkvolles Schloß auf=führen. Der Augenblick war günstig, denn der bedeutendste

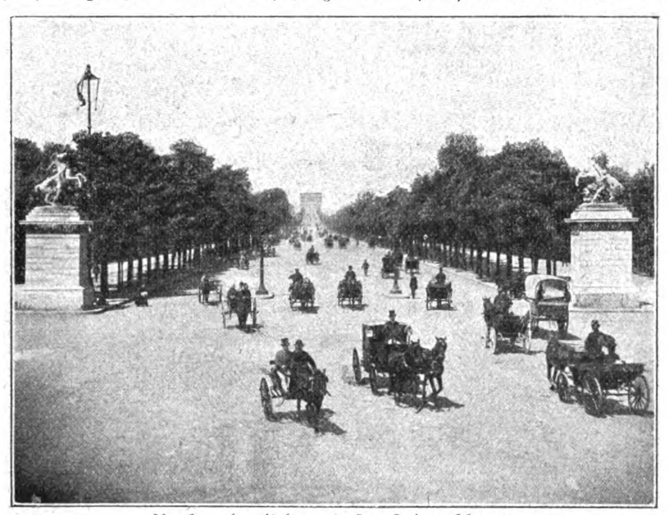
Architekt der altfranzösischen Renaissance, der berühmte Pierre Lescot, stand damals in der Blüte seines Schaffens. In ihm fand Franz I. den rechten Mann, um seinen groß angelegten Plan auszuführen. So wurde ihm die Leitung des Riesenbaues übertragen, die Lescot auch unter dem durch seine verschwenderische Prunkliebe bekannten Heinrich II. und dessen Nachfolger behielt. Erst der Tod setzte seinem Schaffen am Louvrebau, von dem die eine Hälfte des westlichen und des südlichen, der Seine zugekehrten Flügels, des sogenannten alten Louvres, ein glänzendes



Der große Triumphbogen.

Zeugnis ablegt, im Jahre 1578 ein Ziel. Mit vollem Rechte gilt dieser Teil des Baues für eines der vollendetsten Prachtdenkmäler aus jener Zeit. Dann war es die Gemahlin Heinrichs II., die bekannte Katharina von Medici, die den Weiterbau des südlichen Flügels fortführte; auch der sogenannte Eckpavillon ist unter Katharina entstanden. (Ebenso verdankt der Palast der Tuilerien, der mit dem Louvre durch eine lange Galerie verbunden werden sollte, Katharina seine Entstehung, und man nimmt an, daß Lescot auch zu diesem noch den Grund gelegt hat.)

Kaum ein Teil des Ganzen ist so reich an geschichtlichen Ereignissen wie dieser. Doch sind es keine freundlichen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, sondern blutige, schreckliche. Hier versammelten sich am 19. August 1572 die meisten Häupter der Hugenotten, um die Vermählung der Prinzessin Margarete von Valois mit dem späteren König Heinrich IV. festlich zu feiern. Sie ahnten wohl nicht, daß von demselben Palast aus fünf Tage später der Befehl zu dem furchtbaren Blutbad der



Boulevard mit dem großen Triumphbogen.

Bartholomäusnacht ausgehen werde, daß die Glocken der nahen Kirche, die eben noch die fröhliche Kunde von der Vermählung des jungen Paares hinausgeläutet hatten, mit ihrem dumpfen Klang in wenigen Tagen das Zeichen geben sollten zu der blutigen Ausrottung der Hugenottenpartei. Von dem Louvre aus rückten die Garden des Königs, die man hier verborgen gehalten hatte, zu ihrem blutigen Handwerk, vom Louvre aus wurden die Mordbuben entsandt, die den greisen Admiral Coligny in seiner Wohnung niederstachen. Speziell mit einem Fenster dieses Louvreflügels ist die Sage verknüpft, daß Karl IX. von hier aus auf seine eigenen Unterthanen geschossen habe.

Unter Heinrich IV. und seinen Nachfolgern wurde der Bau mächtig gefördert und geriet erst nach dem Tode Ludwigs XIV. wieder ins Stocken. St. Germain und Versailles waren ja bekanntlich die Lieblingsresidenzen seiner Nachfolger, der Könige Ludwig XV. und Ludwig XVI. Erst den Napoleoniden war es vorbehalten, den Bau zu vollenden. Napoleon III. nahm den Plan wieder auf, den Louvre mit den Tuilerien zu vereinigen, und ließ in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die nötige Verbindungsgalerie herstellen. Nicht

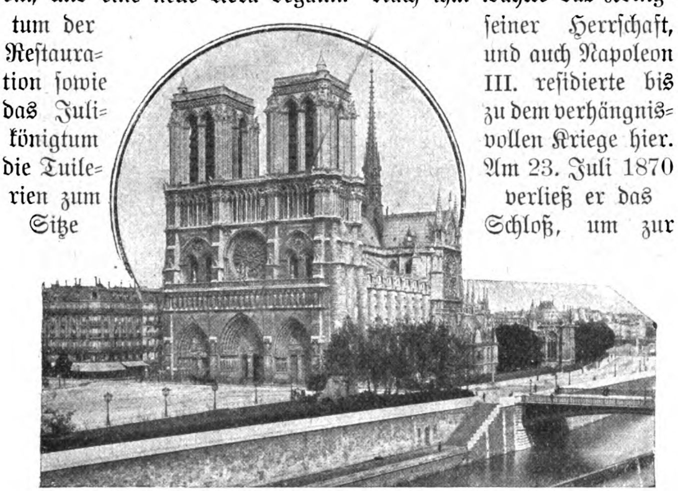


Partie aus dem Boulogner Wäldchen bei Paris.

weniger als 75 Millionen Franken soll die Ausführung dieses Planes verschlungen haben. So sind Jahrhunderte dahingegangen, bis der stolze Bau, dieser gewaltigste aller Paläste, zu Ende geführt wurde. Jahrhunderte, reich an Blut, aber auch reich an Errungenschaften der Kultur.

Der eigentliche, von Katharina von Medici begonnene Tuilerienpalast, der seit der Zeit Napoleons I. die ständige Residenz der französischen Herrscher wurde, steht heute nicht mehr. Auch er war besonders reich an historischen Erinnerungen. Wie viel königlicher Prunk hatte sich hier entfaltet, welches Elend hatten seine Mauern einst geschaut! Erlebte dieser Bau doch den blutigen Sturz des fast tausendjährigen französischen Königtums.

Während die Tuilerien früher nur vorübergehend den verschiedenen Königen zum Aufenthalt gedient hatten (noch unter Ludwig XIV. war der Bau so gering möbliert, daß jedesmal, wenn der König hier einkehrte, das nötige Mobiliar erst mitgeführt werden mußte), schlug der unglückliche König Ludwig XVI. hier seine Residenz auf, bis am 10. August des Jahres 1792 die Männer der Revolution von dem Palast Besitz ergriffen. Am 1. Februar 1800 zog der Konsul Bonaparte in die Tuilerien ein, und eine neue Aera begann. Nach ihm wählte das Königtum der Restauration sowie das Julikönigtum die Tuilerien zum Sitze seiner Herrschaft, und auch Napoleon III. residierte bis zu dem verhängnisvollen Kriege hier. Am 23. Juli 1870 verließ er das Schloß, um zur Armee zu gehen, am 4. September desselben Jahres wendete ihm auch die stolze Eugenie den Rücken. Dann kamen die Communards und zerstörten durch Feuer und Pulver den herrlichen Bau, dessen letzte Trümmerreste nun auch abgetragen sind. Nur der Louvre allein zeugt noch von der vergangenen Pracht.



Die Kirche Notre Dame.

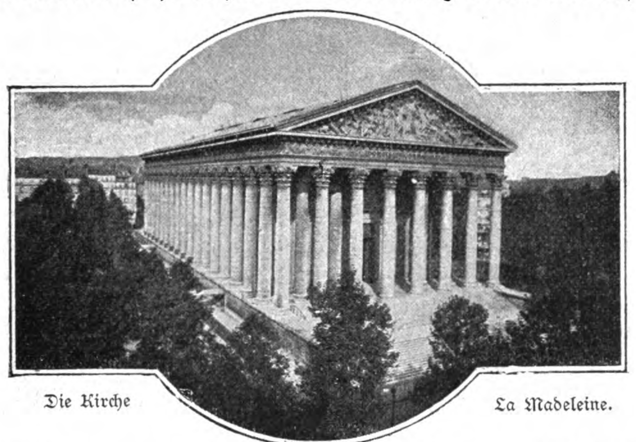
Nimmt unter den Profanbauten des heutigen Paris der Louvre die erste Stelle ein, so unter den kirchlichen Bauten Notre Dame, die Kathedrale des Erzbischofs von Paris, weniger ihrer architektonischen Schönheit als ihres Alters wegen. Sie wurde an Stelle einer älteren, aus dem vierten Jahrhundert stammenden Kirche im Jahre 1163 gegründet, aber erst im 13. Jahrhundert vollendet.

Da die Kirche auf dem tiefsten Teil der Stadt steht und der Boden ringsum im Laufe der Jahrhunderte wuchs, so ist der Eindruck, den sie heute macht, nicht mehr der bedeutende von früher. Auch an ihr ging der Lauf der Jahrhunderte nicht spurlos vorüber. Zumal die große Revolution ließ auch an diesem Bau ihre Spuren zurück. Zum Tempel der Vernunft wurde dies altehrwürdige Gotteshaus umgewandelt, und seine Hallen wurden durch die schändlichen Orgien einer entzügelten Volksmenge entweiht. Erst Napoleon I. gab sie im Jahre 1802 dem Gottesdienste wieder.

Neben Notre Dame beansprucht die Madeleine unter den Kirchen von Paris einen Ehrenplatz. In der Form eines griechischen Tempels aufgeführt, war sie von Napoleon I. zu einer Ruhmeshalle bestimmt, während Ludwig XVIII. aus ihr eine Sühnekirche machen wollte, in der die Denkmäler des unglücklichen Ludwig XVI. und seiner Gemahlin Marie Antoinette zur Aufstellung kommen sollten. Interessant ist es, daß bei dem ganzen Bau kein Holz zur Anwendung gelangt ist. Madeleine ist so recht eigentlich die Modekirche der Pariser Damenwelt, und das Bild, das sie in ihrem Innern an hohen kirchlichen Festtagen bietet, besonders aber am Aschermittwoch, hat einen eigentümlichen Reiz. Berühmt sind die religiösen Musikaufführungen der Madeleine, die besonders zur Zeit der Karwoche und um Ostern viele Tausende von Menschen in ihre Mauern locken.

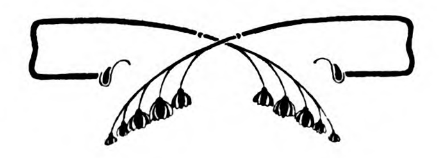
Und nun noch einen Blick in die Pariser Katakomben, jene weitläufige Totenkammer der französischen Hauptstadt, in der die Gebeine der früheren Geschlechter ruhen. Ursprünglich waren die Katakomben Steinbrüche, die schon zu Zeiten der Römer Kalkstein als Baumaterial lieferten und sich unter einem großen Teile der Stadt hinziehen. Erst seit 1786 wurden die auf eingegangenen Kirchhöfen ausgegrabenen Gebeine in die unterirdischen Gänge der Steinbrüche geschafft, welche danach den Namen Katakomben erhielten. Während der Revolution wurden auch Leichen Hingerichteter und Verstorbener in die Katakomben geworfen. Seit 1810 wurden die Schädel und Gebeine geordnet und an den Wänden befestigt, auch Kapellen aus den Knochen errichtet.

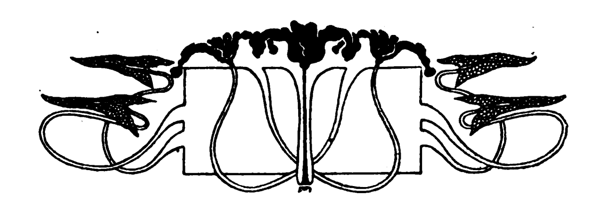
Es ist ein grausiges Bild, das der Beschauer aus der unterirdischen Totenstadt mitnimmt, aber es hält nicht lange Stand. Zu mannigfaltig, zu reizvoll auch sind die Eindrücke, die überall auf ihn einstürmen. Denn wenig Städte nur dürfte



Die Kirche La Madeleine.

es geben, die durch das rein Malerische allein so zu fesseln vermögen, wie dies Paris thut. Da giebt es keine Einförmigkeit, keine in ihrer Einförmigkeit tötende Perspektiven, da giebt es nur Bilder und immer wieder Bilder, über die das Auge, selbst wenn es vom vielen Sehen müde und stumpf wird, doch immer aufs neue entzückt ist.





Käthes Geigenkasten.

Eine lustige Geschichte von **Alwin Römer.**

(Nachdruck verboten.)

„Da haben wir ja 'ne nette Bude erwischt! Jetzt fangen sie die ganze Wimmerei wahrhaftig noch 'mal von vorn an! Und dabei soll einer über die strategische Bedeutung des Harzes orakeln! Das muß ja Kohl werden, man mag wollen oder nicht!" schimpfte und stöhnte Herr Botho von Karstedt und fuhr sich mit der Rechten durch die kurzen blonden Stoppeln auf seinem Schädel, in dem sich die nicht ganz lückenlos vorhandene moderne Kriegswissenschaft mit dem alten ehrwürdigen Blocksberg und seiner Umgebung herumärgerte, um endlich den nächstens fälligen Vortrag „Ueber die strategische Bedeutung des Harzes" an das Licht des Daseins zu fördern. Drei Tage gerade wohnte er in dem neuen Quartier, das ihm in der Ausstattung und wegen der Nähe am Schwadronsstall so zugesagt hatte, als er es gemietet. Der Anblick des großen Nußbaumschreibtisches unter dem einen Fenster war ihm wie eine Verheißung gewesen, hier die taktischen Maßnahmen in Sachen des Blocksberges zu einer gedeihlichen Entwickelung bringen zu können. Acht Tage Hausarrest wegen einer etwas voreiligen Herausforderung zum Duell hatte ihm sein braver Oberst auch aufgebrummt; was stand ihm also im Wege, sich während dieser schier endlosen Zeit in einem so mollig netten Raum zu einem kleinen Moltke, Clausewitz oder Gneisenau herauszumausern?

Vorgestern war es auch ganz hübsch ruhig gewesen, bis auf eine halbe Stunde in der Abenddämmerung, wo in der Etage über ihm jemand ein bißchen elegisch auf dem Klavier phantasiert hatte. Das hatte zu seiner Stimmung gepaßt; denn ihm waren die Gedanken über die strategische Brockenverwendung nur sehr brockenweise gekommen. Aber gestern, wo er ernstlicher ins Zeug gehen wollte, nachdem er den Vormittag bei einem Band Maupassant verbummelt hatte, war die Musik auf der „nichtsnutzigen Drahtkommode“ schon gleich nach Tisch losgegangen, ehe er sich auf der Chaiselongue zum Verdauen und Meditieren „lang gemacht“ hatte, und in die Klavierakkorde hatte sich nach kurzem Präludium gar der Ton einer Geige gemischt. Man hatte angefangen, ein Duett zu verzapfen, noch ehe er über den Einleitungsgedanken zu seinem Vortrag eingeschlafen war; und alle Augenblicke hatte man zweifelhafte Takte wiederholt, um sie sicherer und glatter zu Gehör bringen zu können und besonders schwierige Stellen gleich ein Dutzend mal hintereinander probiert. Nach den kräftigen Schlußakkorden aber war man — wie bei einer richtigen Parademarsch-Uebung — alsbald wieder an den Anfang zurückgekehrt und hatte die ganze Geschichte ohne Gnade von vorn angefangen.

Alle Register seines Zornes hatte er gezogen, als die süßliche Andante-Melodie zum viertenmal einsetzte; ein Domorganist am Erntedankfest hat nicht mehr zur Verfügung, als so ein Leutnant, der seinem Ingrimm Luft machen will; aber das hatte die Unmenschen da oben nicht im geringsten beeinträchtigt, obwohl sein Organ zweifellos den Weg durch die dünne Zimmerdecke nach oben ebenso gut gefunden haben mußte, wie die Geigentöne zu ihm. Man hatte dem Andante seelenruhig das Allegro oder Agitato folgen lassen, und diesem wieder das Finale. Zu seinem Unglück war um diese Zeit Ladislaus Krzepanski, der Bursche des Leutnants, ins Zimmer getreten und hatte diesem aus der Leihbibliothek für den eingewechselten Maupassant Bertha Suttners „Die Waffen nieder!“ gebracht, ein Buch, das nach Karstedts Meinung eigentlich polizeilich verboten sein sollte. Dieser schöne Tausch war ihm zum Blitzableiter geworden.

„Hatschi,“ hatte er geschrieen, „wie kannst du dir so'n Zeug anschmieren lassen? Willst du, daß ich ganz und gar verrückt werde?“

„Is sich serr schönnes Buch, Herr Leitnant!“ stotterte Hatschi, wie Ladislaus Krzepanski kurzerhand umgetauft war, weil sein Name auf Deutsch ja doch nicht anders als wie ein kräftiges Niesen klang.

„Sooo?“ wetterte Botho wütend. „Serr schönnes Buch? Natürlich, bei dir ist alles serr schönn! Du brauchst's ja nicht zu lesen!“

Er ja eigentlich auch nicht; aber daran dachte er in seinem Zorn natürlich nicht, der einmal entfesselt war und sein Opfer haben wollte.

„Du brauchst auch die serr schönne Musik nicht mit anzuhören, die ich hier nun seit drei Stunden genieße. Deine Stube liegt weit genug vom Schuß!“

Und obgleich Hatschi ohne jeden Zweifel seine kleine kahle Kammer sofort mit den bequem ausgestatteten Vorderzimmern seines gestrengen Gebieters vertauscht und sich darin trotz aller Geigensonaten der Welt wie im Paradiese gefühlt hätte, sagte er jetzt doch mit vieler Entrüstung:

„Is sich wirklich schrecklich, Herr Leitnant! Immer Musick, immerzu Musick!“

„Ja, wahrhaftig, der Teufel hole die Fiedel und den alten Klapperkasten dazu!“ tobte Karstedt, während Hatschi gefühlvoll grinste. „Wer wohnt denn da eigentlich über uns?“

Der Bursche zuckte die Achseln.

„Ich werrden nachsehen und Herrn Leitnant Bericht machen!“ sagte er und trollte sich, froh, aus dem Bereich des gereizten Herrn zu entkommen. Der Suttnersche Roman war für den Augenblick vergessen. Nach einer halben Stunde erschien der Bursche ziemlich eilig und dabei sehr geheimnisvoll, eine gelb gewordene Visitenkarte in der Hand, die an den vier Ecken kleine Durchlöcherungen und kreisrunde weiße Oasen aufwies.

„Frau Adele Reißmann, Musiklehrerin,“ las der Leutnant erstaunt. „Will die Dame zu mir?“ fragte er und knöpfte sich eilig den offenen Uniformrock zu.

Hatschi schüttelte überlegen das intelligente Haupt mit den hochbogigen schwarzen Augenbrauen, die seinem Antlitz den Ausdruck ewiger Verwunderung aufdrückten.

„Die von oben mit viele Musick!“ erläuterte er.

„Aha! — Aber — Zu mir will sie nicht?“ erkundigte sich Karstedt, noch immer im Zweifel über die Bedeutung der Karte. Plötzlich jedoch durchzuckte ihn ein Gedanke der Erkenntnis.

„Mensch, wo hast du die Karte her?“ fragte er, sich zum Ernst zwingend, obwohl ihm ein helles Lachen hinter den Lippen lag.

„Steckte sich oben an Thür von Wohnung, war sich aber so finster — und auch schlechte Schrift, serr schlechte Schrift! Hab' ich Karte leise abgemacht, damit Herr Leitnant sie kann selbst lesen.“

„Hatschi, du bist ein ganzer Esel! Sofort hinauf und die Karte wieder angesteckt! Das ist ja ganz unglaublich, was du für Dummheiten begehst! Vorwärts, marsch!“

„Zu Befehl, Herr Leitnant!“ sagte kleinlaut Ladislaus Krzepanski und schob geknickt von dannen. Glücklicherweise gelang es ihm, die Karte wieder zu befestigen, ohne daß jemand in der Wohnung etwas gemerkt hätte. Er war schlau genug, die dröhnenden Akkorde des Finale abzuwarten, in denen seine Tastgeräusche an der oberen Thürfüllung wie Vogelflattern im Sturmgeheul untergingen. Dann aber hatte er sich schleunigst wieder abwärts begeben, an der Thür seines Leutnants vorüber in den Unterstock, wo er mit dem Dienstmädchen des dort etablierten Delikatessenhändlers in freundschaftliche Beziehungen zu treten fest entschlossen war. Die Musik hatte oben endlich aufgehört; aber die Gedanken für die Einleitung des kriegswissenschaftlichen Vortrags waren im Groll und Aerger erstickt worden, und da in der Dämmerung auch ein paar Kameraden gekommen waren, die dem Arrestanten durch einen biederen Skat „um die Halben“ Tröstung in seinem düsteren Schicksal bringen wollten, so hatte Botho, wie schon öfter, die dumme Blocksberggeschichte wieder auf den nächsten Tag verschoben.

Leider war aber auch heute da oben wieder der Teufel los. Am Vormittag erfreute ihn eine Anfänger-Klavierstunde mit ihren fortwährenden Entgleisungen und Wiederholungen, bei der eine unermüdlich zählende, etwas scharfe Stimme — wahrscheinlich die der Frau Adele Reißmann — hörbar wurde, und bald nach dem Mittagbrot hatte die Violin-Sonate mit Klavierbegleitung wieder ihren Anfang genommen, die heute zwar viel

besser klappte, aber trotzdem mit geradezu teuflischem Eifer immer von neuem durchgespielt wurde. Dabei widerte ihn der etwas süßlich gehaltene Andante-Satz, den er gestern schon „höllisch trübetimplig" gefunden hatte, heute geradezu an. Er erging sich denn auch in fürchterlichen Androhungen, in denen „Rattengift" und ähnliche angenehme Näschereien eine ziemliche Rolle spielten. Und Hatschi hörte mit regem Anteil zu, so oft ihn ein Auftrag in das Zimmer des Leutnants führte. Trotzdem hatte er einen noch übleren Tag als gestern. Botho von Karstedt, der sonst ganz gern ein Auge zudrückte, wenn er Hatschi bei irgend einer Ungehörigkeit ertappte, kannte heute keine Gnade. Als der Bursche beim Auskramen zurück erhaltenen Kleingeldes auch die Ueberreste einer Havanna aus der Westentasche mit zum Vorschein brachte, entlud sich ein geradezu unheimlich schweres Gewitter auf sein schuldiges Haupt. Denn die Importe, von der das verräterische Band stammte, war nach der Ansicht des Leutnants aus seinem Weihnachtskistchen entnommen und nicht, wie Hatschi anfänglich behaupten wollte, im Cigarrengeschäft „an nächste Ecke" erworben worden.

Hatschi hatte einen heillosen Grimm in seiner schwer gekränkten Seele gegen die Verderberin der guten Laune seines Leutnants. Sonst hatte ihn der gutmütige Offizier halb lachend an seinen langen Ohrläppchen gezogen und ihm für die Zukunft etwas mehr Ehrlichkeit anempfohlen, heute aber war es nahe daran gewesen, daß er in die Schwadron zurückgeschickt worden wäre! Kein Wunder, daß in seinem Herzen allerlei Rachepläne gegen „die da oben" auftauchten.

Eine Stunde etwa mochte nach der bösen Entdeckung seiner Havannaliebhaberei vergangen sein, als ihn der Zufall, mit Jagdflinte und Pulverhorn des Leutnants beladen, nach dem Hausboden führte. Auf der obersten Treppenstufe am Korridor der Frau Adele Reißmann wurde soeben von einem weiblichen Wesen ein länglicher, blinkender Kasten niedergesetzt; gleich danach hörte er die Thür zur Wohnung der Musiklehrerin aufklinken und wieder einfallen. Als er der Sache näher trat, erkannte er, daß es ein Geigenkasten war. Jedenfalls wollte Frau Reißmann ausgehen, um auch wo anders den Leuten die Laune zu verderben, und hatte sich in der letzten Minute noch erinnert, daß

ihr irgend etwas fehle. Die Gelegenheit war günstig für den verschmitzten Burschen. Ohne sich lange zu besinnen, hatte er aus einer Seitenkapsel des Pulverhorns eine Anzahl Schrotkörner genommen und stopfte sie, behaglich grinsend, in das kleine Schlüsselloch des Geigenkastens. Darauf setzte er seinen Weg nach oben fort mit dem angenehmen Gefühl im Herzen, eine nette kleine Niederträchtigkeit begangen zu haben, die ihm kein Mensch nachweisen konnte.

Aus der Thür der Musiklehrerin kam alsbald die Eigentümerin des so schnöde mißhandelten Geigenfutterales. Aber es war nicht Frau Adele Reißmann selbst, sondern ein junges, schlankes Mädchen, das sich mit sehr sympathisch klingender Stimme von der Lehrerin verabschiedete, um dann, mit dem Kasten an der Hand, die Treppe hinab zu steigen.

„Viel Glück denn heute abend, Fräulein Käthchen!“ klang ihr das etwas fistelige Organ der Lehrerin noch nach. „Und vergessen Sie ja nicht, die Pausen richtig zu zählen!“

„Ach Gott, ich wollte, ich hätte es erst hinter mir!“ seufzte Fräulein Käthchen aus offenbar recht schwerem Herzen heraus. „Passen Sie auf, ich blamiere mich!“

„Sie werden schon nicht! Nur hübsch Courage!“

„Na, vielen Dank für Ihre Mühe! Morgen werden Sie's ja hören, wie's gegangen ist! Adieu!“

Und damit setzte sie ihren Weg auf der halbdunklen Treppe wieder fort.

Als sie aus dem Hause trat, blitzte just die Sonne durch den grauen Herbsthimmel und ein fröhlicher Strahl ließ kleine Goldfunken in ihren lichtblonden Stirnlöckchen aufleuchten. Auch in dem funkelnden Messingbeschlag ihres Geigenkastens spiegelten sich die Sonnenboten, so daß manches Menschenauge unwillkürlich zu der kleinen hübschen Geigenfee hingezogen wurde. Und es lohnte sich, ihr in das süße Kindergesicht mit dem feinen Profil zu schauen, das so verträumt vor sich auf den Weg und in die Welt blickte, ganz mit den Gedanken an den Erfolg ihrer Kunst am kommenden Abend beschäftigt. Die kleine Falte an der Nasenwurzel warf zwar einen deutlichen Schatten über die ursprüngliche klare Heiterkeit, die diesem Antlitz aufgeprägt war, aber sie erhöhte fast noch den Reiz und Zauber, der davon aus-

ging. Auch um den feingeschnittenen Mund mit der schmalen Oberlippe lag's wie ein Hauch von Kummer, den die lange, dürre Violin-Sonate wahrhaftig nicht verdiente. Botho von Karstedt stand am Fenster und starrte auf die Straße, als sie mit ihrem Geigenkasten auftauchte. Und da es über ihm seit ein paar Minuten still geworden war, kombinierte er ganz richtig, daß dieses schlanke, anmutige Geschöpfchen es gewesen sein müsse, das ihn vorhin so in Zorn gebracht hatte. Nun konnte er zwar ihr Gesicht nicht sehen, aber ihre feine Haltung und ihr schwebender Gang, der sie so reizend erscheinen ließ, ohne kokett zu berühren, vergnügten ihn über die Maßen und ließen das Barometer seiner Laune trotz des noch immer arg umnebelten Brockengebietes auf „gut Wetter" steigen. Wenn's eine häßliche, alte Person gewesen wäre, die da mit dem heimtückischen Kasten aus der Hausthür gekommen, oder einer von den sogenannten Kunstjüngern mit langen, strähnigen Haaren unter dem verbeulten Schlapphut, er hätte sicher noch ein paar Extra-Kernausdrücke hinterher gesandt; aber so ein graziöses Mädel, das den Kopf so schelmisch zu halten verstand und ein so nettes, bei aller Einfachheit kleidsames Hütchen auf diesem Kopfe trug, entwaffnete ihn. Die Schönheit ist ein Passepartout, das Einlaß gewährt sogar in die Herzen der Misanthropen! Und ein Misanthrop war Botho von Karstedt wahrhaftig nicht! Nur daß er ihr nicht nachsteigen konnte, um ihr einmal ins Antlitz zu schauen und zu prüfen, ob es auch hielt, was der schlanke Wuchs und die gute Haltung zu versprechen schienen, war sein Aerger! Der alberne Zimmerarrest! Als ob er im stande wäre, seine Ansichten über Ehrenhändel auch nur im allergeringsten zu korrigieren!

Frau Adele Reißmann ließ ihm nicht lange Zeit, seinem Groll gegen den Vorgesetzten nachzuhängen. Mit einem Fortissimo-Anschlag setzte sie plötzlich eine rasende Fingerübung ein, die über die ganze Klaviatur sauste und den Eindruck hervorrief, als ob jemand gewaltsam eine lange, lange Treppe hinunter befördert würde, ohne auch nur eine einzige Stufe zu verfehlen.

„Fünfmalhunderttausend Teufel und kein Ende!" schrie er ingrimmig und rannte im Zimmer auf und ab. „Jetzt geht der Höllenspuk wahrhaftig schon wieder los!"

Der Bursche kam just mit einem Couvert herein, das er

dem Briefträger unten abgenommen hatte; es war eine Lotterieanpreisung, die der Leutnant wütend zerknüllte.

„Wenn ich bloß den alten Kasten vernageln könnte, daß ihn keine Menschenseele wieder auf bekäme!“ stöhnte er. Hatschi lächelte verschmitzt. Er dachte an seine Heldenthat, die er mit den Schrotkörnern vollführt hatte.

„Und du freust dich noch, Schurke?“ wetterte ihn Karstedt an. „Ich werde dich —!“

„O, Ladislaus nix sich freuen über viele Aerger von Herrn Leitnant!“ stotterte der Bursche erschrocken.

„Worüber sonst?“

Er zögerte, weil er nicht recht wußte, ob seine Unthat den verdienten Beifall finden würde. So ein Leutnant ist unberechenbar. Was man in seinem Interesse auch beginnt, immer ist es falsch. Ladislaus hatte solche Erfahrungen öfter machen müssen.

„Nun, wird's bald?“

„Hab' ich mich nur gewundert, daß schon wieder Musick oben, wo doch Frau mit Geige eben fort!“ erklärte er. „Wenn Klavier auch mitgenommen, wäre noch gutter gewesen!“

Und er grinste aufs neue.

„Dämliche Idee!“ murrte der Leutnant. „Aber schön wär's wahrhaftig! Denn das halt' ich, bei Gott, keine drei Tage mehr aus! Wenn morgen womöglich die Quietscherei auf der Geige wieder anfängt, werde ich verrückt! — Wozu bloß so 'n niedliches Mädel dergleichen Unfug treibt! Einfach wegnehmen müßte man ihr den öden Geigensarg, damit sie gar nicht in Versuchung käme, das alte Jammerholz wieder herauszuholen!“

Ladislaus konnte sich nicht halten vor innerem Vergnügen über seinen Meisterstreich.

„Lümmel, du hast irgend etwas ausgefressen!“ sagte der Leutnant mißtrauisch. „Sofort gesteh' es, oder — — Was ist's?“

„O, nichts, Herr Leitnant, rein gar nichts! Bloß lumpige paar Schrotköner sind sich in Schloß gefallen, wie ich auf Boden gegangen!“

„In welches Schloß?“

„Von schlimme Geigenkasten, was auf Treppe stand!“ schmunzelte er.

„Nichtsnutziger Schurke! Also das Schloß hast du dem armen Mädel verdorben, daß sie nachher nicht aufschließen kann, wenn sie üben will? Das ist ja wieder 'mal eine edle Leistung! Kerl, ich bringe dich vors Kriegsgericht und lasse dich aufhängen! Wie kannst du dich unterstehen und —?“

Ladislaus sah höchst kummervoll drein. Das hatte er wieder 'mal von seiner Fürsorglichkeit und Wahrheitsliebe. Vorsichtig zog er sich nach der Thür zurück, immer weiter fort von dem schnaubenden und verdächtig die Faust schüttelnden Gebieter, bis ihm der Klang der elektrischen Glocke willkommene Gelegenheit gab, schnell zu verschwinden.

Gleich danach steckte er den dicken Kopf wieder durch die Thürspalte.

„Frau Reißmann, Musikdame von oben!“ meldete er mit einer Geste nach der Zimmerdecke.

„Frau Reißmann?“ fragte Karstedt erstaunt und bemerkte jetzt erst, daß die Gewitteretude oben verrauscht war. „Führe sie herein! Und bleib' in der Nähe, damit wir deine Dummheit gleich an den Tag bringen, ehe ein Spektakel daraus wird!“

Eine ältliche Dame trat über die Schwelle und grüßte in gemessener Höflichkeit. Der Leutnant rückte ihr sofort ein Fauteuil zurecht und bat sie chevaleresk, Platz zu nehmen.

„Was verschafft mir die Ehre, gnädige Frau?“ fragte er, nachdem sie zögernd den ihr gebotenen Sitz eingenommen hatte.

„Ich — möchte — wir sind nämlich Hausgenossen, Herr Leutnant, und Sie haben leider das Unglück, unter mir zu wohnen! — Mein Beruf als Musiklehrerin bedingt es, daß ab und zu oben bei mir gespielt wird! Es ist für mich auch kein Genuß. Aber man muß doch leben —“

„Ich bitte freundlichst, verehrte Frau Reißmann —“ sagte Botho sehr rot und verlegen. „Selbstverständlich haben Sie das Recht, in Ihrer Wohnung üben zu lassen. Ich denke gar nicht daran, Sie etwa —“

„Nein doch! Aber ich möchte auch nicht allzu lästig fallen! Wenn ich meine Stunden vielleicht in die Zeit verlegen könnte, in der Sie nicht daheim sind —“

„Sehr liebenswürdig von Ihnen! Ich glaube, das läßt sich machen; denn ich bin sehr viel nicht daheim“ — lachte er.

„Wirklich?“ fragte sie überrascht. „Ich hatte eigentlich den Eindruck, als ob ich Sie bisher zu jeder Tageszeit gestört hätte! — Man hört nämlich manchmal, wenn Sie sich den Grimm über die edle Musika von der Seele reden!“

„Ja, augenblicklich bin ich allerdings an das Zimmer gefesselt!“ erklärte er auflachend. „Aber das geht vorüber!“

„O, Sie sind krank? Dann werde ich selbstverständlich —“

„Ich bin nicht krank, Verehrteste. Oder seh' ich so aus? — Binnen heute und drei Tagen ist alles wieder all right! Dann verschwinde ich früh um Sechs und komme erst nach Tisch wieder. Wenn Sie mir zwischen Drei und Vier einen kleinen Mittagsschlummer gönnen wollen und ab und zu abends meine Arbeiten berücksichtigen könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar —“

„Aber selbstverständlich, Herr Leutnant. Ich bin froh, daß wir uns so leicht verständigt haben und ich nicht etwa ausziehen muß —“

„Ich bitte Sie! Davon konnte doch keine Rede sein! Eher wär' ich gezogen —“

„Dann wär' ich erst recht an der Reihe gewesen. Der Hauswirt hatte es mir angedroht! — Uebrigens ist es nicht alle Tage so schlimm wie gestern und heute, wo ich ein paar Schülervorträge für kleine Familienfeste einstudieren mußte. Es kommt nun eine ganze Reihe ruhigerer Tage!“ Sie erhob sich.

„Besten Dank für Ihr freundliches Entgegenkommen!“ sagte sie. „Und Verzeihung, daß ich gewagt habe —“

„O bitte! — Aber wenn Sie nicht allzu große Eile hätten — Mein Bursche nämlich, der Schwerenöter — eben hat er mir's gestanden, und wenn Sie nicht zu mir gekommen wären, hätte ich Ihnen in der nächsten Viertelstunde einen Besuch machen müssen —“

„Wo Sie mich freilich nicht zu Hause getroffen hätten. Ich muß nämlich gleich nach der Lindenstraße, wo ich ein paar Lieder begleiten soll. Wie ich sehe, ist es gleich Sechs. Da habe ich gar keine Zeit mehr zu verlieren —“

„Ja, aber die Geschichte von meinem Burschen müssen Sie doch schnell noch anhören. Er hat da eine ganz unerhörte Unverschämtheit begangen, an der ich durch meine Zorntiraden gegen die etwas reichliche Musik dieser Tage leider mitschuldig bin.

Weiß der Himmel, wie's gekommen ist: er findet da vorhin einen herrenlosen Geigenkasten auf der Treppe —"

„Ah, das wird der von Käthe Georgi gewesen sein, die die Noten vergessen hatte und darum noch 'mal umkehren mußte! Nun, was hat er damit gethan? Doch nicht das Instrument herausgenommen oder beschädigt?"

„Gott sei Dank nein, so ein Vandale ist er denn doch nicht gewesen. Aber Schrotkörner hat er ins Schlüsselloch gestopft, so daß zweifellos das Schloß ruiniert ist!"

„O weh! Da wird sie schön in Verlegenheit sein, wenn sie spielen soll! Aber das läßt sich vielleicht noch ordnen! Herrgott, wenn ich Zeit hätte! Aber Sie selbst könnten vielleicht —"

„Ich — bin ans Zimmer gebunden!"

„Ja, aber wenn Sie doch nicht krank sind?"

„Es giebt militärische Einrichtungen, die — hm — na —"

„Ach so!" sagte sie lächelnd; denn ein leises Verständnis der häuslichen Lebensweise des Herrn Leutnant war ihr aufgegangen. „Ja dann!"

„Es ist mir sehr fatal!"

„Das glaub' ich! Bei dem schönen Wetter!"

„Ach nein, das meine ich ja nicht! Aber daß Fräulein Käthe Georgi nun —"

„Ja freilich, noch dazu, wo sie vor einem Berliner Musikprofessor spielen soll, der ihr ein Stipendium an der Berliner Hochschule verschaffen könnte!"

„Donner und Doria, das ist ja eine schöne Naht! Da muß etwas geschehen. Wo wohnt Fräulein Georgi?"

„Ziemlich weit draußen: Platanenweg achtzehn, Villa Rosenau, bei ihrer Tante, der Frau von Rosenau!"

„Ich werde den Attentäter selber hinausjagen! — Hatschi!" rief er laut ins Vorzimmer. Und Ladislaus erschien. Sein Leichenbittergesicht reizte auch die Musiklehrerin zum Lachen.

„Paß auf, was du zu thun hast, Taugenichts! Du scherst dich marsch, marsch zum nächsten Schlosser, sagst ihm, er solle mitkommen, ein Schloß zu öffnen, steigst mit ihm in eine Droschke und fährst, so schnell der Gaul will, nach Platanenweg achtzehn, Villa Rosenau, zu Fräulein Georgi, deren Geigenkasten du durch deine Schrotkörner verdorben hast. Du sagst dort, ich schickte

dich nebst dem Schlosser! Das Uebrige wird in dem Briefe stehen, den ich jetzt schreibe! Verstanden?“

„Serr wohl — Zu Befehl, Herr Leitnant!“

„Nicht wahr, auf diese Weise wird es sich machen lassen?“

„Ich glaube auch, Herr Leutnant! Aber ich muß jetzt eilen. Leben Sie wohl!“

„Ergebenster Diener, meine verehrte Hausgenossin. Wenn Sie gestatten, erkundige ich mich demnächst, ob Fräulein Georgi sehr erbittert gewesen ist! — Wann kommt sie denn wieder zu Ihnen?“

„Uebermorgen von Vier bis Fünf!“ sagte Frau Reißmann lächelnd und empfahl sich, worauf sich der Leutnant in den Stuhl vor seinem Schreibtisch warf und auf eine elegante Briefkarte eine kurze Aufklärungsepistel schrieb. Damit mußte der Missethäter lostraben.

Aber Ladislaus Krzepanski hatte wirklich 'mal wieder Pech an diesem schrecklichen Tage. Zunächst konnte er keines Schlossers habhaft werden, da es Sonnabend war und man schon Feierabend gemacht hatte. Endlich, als er einen erwischt hatte, der sich bereit erklärte, mitzukommen, mußte er lange nach einer Droschke suchen, und als sie endlich darin saßen, hatte er glücklich Platanenweg mit Plantagenstraße verwechselt und ließ den Kutscher nach der letzteren, Nr. 18, fahren, wo natürlich keine Villa Rosenau zu finden war. Der Schlosser fing an zu fluchen, als man Haus bei Haus abgesucht hatte, ohne an die richtige Adresse zu gelangen, und schweren Herzens mußte Ladislaus einwilligen, noch einmal heimzufahren und nachzufragen.

Es war mittlerweile dunkel geworden. Die Uhr zeigte auf ein Viertel nach Acht, als er kleinlaut bei seinem Leutnant eintrat, der Schlosser hinter ihm.

„Na, alles besorgt? — Ah, der Meister, der uns geholfen hat! Was habe ich zu bezahlen für die Geschichte?“ erkundigte sich Karstedt.

„Vorläufig waren wir noch gar nicht da!“ antwortete etwas mürrisch der Handwerker.

„Noch nicht da? Ja, zum Teufel —“

„In der ganzen Plantagenstraße ist keine Villa Rosenau — überhaupt keine Villa! Wir haben alles abgeklappert!“

„Plantagenstraße?“ fuhr der Leutnant auf. „Eseleien und kein Ende! Platanenweg achtzehn ist es doch!“

„Der Bursche hat gesagt Plantagenstraße!“

„Herr du meine Güte! Und nun geht es auf Neun! — Sofort meine Stiefel und den dunklen Rock! Ich fahre selber! — Wir reden nachher noch miteinander!“

Und in fliegender Eile machte er sich fertig, stieg mit dem Schlosser in die noch unten haltende Droschke und jagte durch die Stadt nach dem Platanenweg hinaus.

„Frau von Rosenau zu sprechen?“ fragte er den Diener, der auf sein Läuten verwundert öffnete.

„Die Herrschaften sind vor einer halben Stunde ins Konzert gefahren?“

„O weh! Wo findet das Konzert statt?“

„Im Logensaal in der Zähringer Straße. Der Herr Professor, der heute abend hier war, dirigiert dort eines seiner selbstgemachten Musikstücke!“

„Aha! — Und Fräulein Georgi ist natürlich auch mit?“

„Nein. Fräulein Georgi war es nicht wohl.“

„Kann ich sie noch sprechen?“

„Ich werde fragen!“

Käthe Georgi saß mit leicht verweinten Augen, aber gar nicht absonderlich betrübt, im Musikzimmer und knabberte Cakes.

„Botho von Karstedt?“ las sie verwundert die ihr präsentierte Visitenkarte. „Und um diese Zeit? Haben Sie nicht gesagt, daß Tante nicht zu sprechen ist?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein. Aber der Herr ...“

„Es ist gut. Führen Sie ihn hier herein!“

Eine Minute darauf trat Botho über die Schwelle. Das Herz schlug ihm wie toll, als er dieses liebliche Antlitz sah, das viel feiner und reizender war, als er es sich nachmittags vorgestellt. Aber auch die geröteten Lider entgingen ihm nicht. Sie hatte sicher Verdruß gehabt seines schlimmen Burschen wegen.

„Mein gnädiges Fräulein, verzeihen Sie meinen Ueberfall!“ begann er lächelnd. „Ich weiß nicht, ob Sie schon entdeckt haben, daß Ihr Violinkasten sich nicht öffnen läßt ...“

„Allerdings!“ entgegnete sie erstaunt. „Aber woher wissen Sie denn ...“

„Das ist eine eigentümliche Geschichte!“ fuhr er fort und erzählte ihr in kurzen Zügen den Hergang und auch, weshalb er so spät erst zur Hilfe gekommen.

Sie lachte vergnügt auf, als sie den Zusammenhang erfuhr.

„Das ist wirklich lustig!“ sagte sie. „Tante hatte nämlich mich selbst im Verdacht, weil ich mich die ganzen Tage schon davor gefürchtet habe. So werde ich nach dieser Richtung hin wenigstens gerechtfertigt dastehen! — Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr von Karstedt?“

„Ich habe den Schlosser draußen. Wenn Sie gestatten ...“

„Um Gottes Willen! Schnell schicken Sie ihn fort; sonst muß ich doch noch ...“

„So war es Ihnen wohl gar nicht unangenehm, daß mein Bursche ...?“

„Wenn Sie es Tante nicht wieder sagen wollen: es hat mich unbändig gefreut, daß der Kasten nicht aufging. Denn dieser strenge Herr Professor mit seinen finsteren Augen sah noch viel schlimmer aus, als ich es mir gedacht hatte — und bei den Liedern, die Fräulein von Mayen sang — und wirklich sehr schön sang — fuhr er sich fortwährend mit der Hand durch die langen Haare, als ob er sie sich Stück für Stück ausreißen wollte!“

„Fräulein von Mayen? Die Tochter unseres Majors?“

Käthe Georgie nickte.

„Sie kommen nachher alle wieder. Sobald das Konzert aus ist! Sie bleiben doch hier und erzählen Tante, wie das mit meinem Kasten zugegangen ist, nicht? Nur den Schlosser schicken Sie fort, damit nicht doch noch ein Malheur passiert!“ sagte sie schelmisch.

„Leider muß ich mich selbst auch verbannen, gnädiges Fräulein, denn mein Herr Major“ — er zwirbelte verlegen seinen Schnurrbart — „darf mich hier nicht finden. Ich darf von Rechtswegen mein Zimmer nicht verlassen ...“

„Ah, Stubenarrest?“ lachte sie.

„Sie scheinen ja gut Bescheid zu wissen!“

„O, ich bin ein Soldatenkind. Mein Vater war Hauptmann in Straßburg im Elsaß!“

„Und dann fürchten Sie sich vor so einem alten Musikonkel?"

„Alt ist er noch gar nicht!" lachte sie. „Aber kritisch wie ein kommandierender General. Und ich spiele wirklich sehr mittelmäßig! Wenn Tante bessere Ohren hätte ..."

„Ja, warum spielen Sie denn überhaupt?"

Sie sah ihn prüfend an und ein bitterer Zug legte sich um ihren Mund.

„Ich soll Musiklehrerin werden! Und dazu genügt heute Klavier allein nicht mehr!" sagte sie langsam. „Ach Gott, ich wollte, das dumme Schloß ginge überhaupt nicht wieder auf!"

Der tiefe Seufzer, mit dem das süße Geschöpf diesen ehrlichen Wunsch begleitete, ging ihm wunderlich zu Herzen. Er wiegte bedauernd das Haupt und bemerkte dann, um darüber fortzukommen:

„Was für eine Piece spielten Sie eigentlich heute nachmittag, wenn man fragen darf?"

„Eine Violin-Sonate von eben diesem Herrn Professor. Aber glauben Sie nur nicht, daß das meine Wahl gewesen ist! Denn erstens hasse ich alles, was wie Bestechung aussehen könnte, und zweitens finde ich sie abscheulich. Dieses Andante ist so verlogen sentimental, wie nur etwas sein kann. Nach meinem Geschmack wenigstens!"

„Nach meinem auch!" bestätigte er. „Es freut mich riesig, uns so einer Meinung zu wissen."

„Ja, es ist sonderbar, wo wir uns doch gar nicht einmal kennen! Aber wollen Sie wirklich schon fort?"

„Ich muß!" sagte er lächelnd und sah sie mit einem langen Blick an. „Mein Herr Major möchte schöne Augen machen, wenn er mich hier erblickte! Wäre das nicht, so ..." Er seufze komisch und doch mit einem Quentchen verschämter Gefühlswahrheit. „Aber was hilft alles Bedauern!? Die Hauptsache hab ich ja auch erreicht: ich habe Ihre Verzeihung, — nicht? Und nun setzen Sie Ihrer Großmut die Krone auf und verraten Sie nicht, daß ich selbst es gewesen, der Ihnen Aufklärung gebracht hat! Den Brief, den Ihnen mein Bursche bringen sollte, lasse ich hier! Nötigenfalls also ..."

„Seien Sie unbesorgt; ich werde die dumme Geschichte nicht wieder aufrühren heute abend, und morgen ..."

„Morgen sind Majors ja nicht da. Morgen dürfen Sie die Wahrheit sagen!“ rief er und zog ihre Hand an seine Lippen. „Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein und ... auf Wiedersehn!... Ich habe die Ehre!“

Mit einer Verbeugung wollte er hinaus; aber ängstlich faßte sie plötzlich nach seinem Arm und flüsterte:

„Ich glaube, da kommt der Wagen zurück.“

„Das Konzert kann doch noch nicht zu Ende sein?“ fragte er erstaunt.

„Man wollte nur den ersten Teil hören, worin der Herr Professor ... Hören Sie, sie sind es wirklich! Der Herr Major spricht... Schnell, kommen Sie durch das Speisezimmer; von dort können Sie in die Küche und den hinteren Ausgang benutzen!“

Hastig zog sie ihn durch eine der Flügelthüren, um ihn in Sicherheit zu bringen. Aber der Zufall hatte es gefügt, daß die Heimkehrenden zunächst in das Speisezimmer eintraten, als auch Karstedt darin auftauchte, weil die Aelteste des Majors im Konzert ihr Armband vermißt hatte und der Meinung war, es im Speisezimmer abgestreift zu haben.

So trafen sie in dem glücklicherweise nur spärlich erleuchteten Raume zusammen.

Der Leutnant machte ein sehr langes Gesicht, als er so plötzlich seinem Vorgesetzten gegenüber stand, und wollte eben anfangen, eine lange Auseinandersetzung zu beginnen, als Fräulein Käthe in unwilligem Tone sagte:

„Aber so kommen Sie doch, Meister! Wenn Sie das Schloß heute nicht öffnen können, so schadet das ja nicht; aber eine Rede brauchen Sie darum wirklich nicht zu halten!“ Damit schob sie ihn ziemlich energisch durch das Zimmer und die Thür nach den Küchenräumen zu. — „Ich hatte zum Schlosser geschickt,“ fügte sie alsdann aufklärend für die anderen bei, „damit er den Kasten öffnen sollte, aber es ist so nicht möglich. Das Schloß ist mit Schrotkörnern verstopft ...“

„Mit Schrotkörnern?“ fragte der Major verwundert. „Das ist ja aber putzig! — Uebrigens sah dieser Schlosser riesig nobel aus! Im ersten Moment dacht' ich wirklich, es wäre ...“

„Er wollte auch ausgehn, der gute Meister!“ stotterte sie

und lächelte krampfhaft, während der Major ihr scharf in die Augen sah. —

Dann ging sie hinaus und schickte den noch wartenden Schlosser fort. — —

Ladislaus Krzepanski war sehr verwundert, als er seinen Herrn in bester Laune heimkehren sah. Er hatte sich auf ein Gewitter erster Ordnung gefaßt gemacht und es gab nicht einmal mehr ein Wetterleuchten an diesem merkwürdigen Abend. Seine meteorologischen Kenntnisse kamen arg ins Wanken.

* * *

Seit jenem Abend brachte es der Zufall, der sich bekanntlich mit verliebten Leuten sehr gern verbindet, mit sich, daß Botho von Karstedt dem hübschen Fräulein Georgi öfter begegnete. So lange der Stubenarrest noch währte, hatte er die Bekanntschaft mit Frau Adele Reißmann benutzt, seiner Retterin danken zu können und ihr einmal in die nußbraunen Augen zu blicken; nachher wußte er es einzurichten, daß er auf dem Heimwege ein Stück mit ihr zusammen ging. Und immer lichter ging sein Herz dabei in Flammen auf. Sie war anfangs etwas verlegen; aber bald hatte sie das Gefühl des Unbehagens überwunden. Je näher sie ihn kennen lernte, desto mehr wuchs auch ihre Achtung und Schätzung. Und sie plauderten auf diesen kurzen Strecken von Musik und Theater und tausend anderen Dingen, von ihrer langsam gewachsenen Neigung jedoch keine Silbe. Er war sich noch nicht ganz bewußt, wie unentbehrlich sie ihm schon geworden. Sie dachte nicht daran, daß aus dieser wunderlichen Bekanntschaft ihres Lebens Glück und Wonne hervorsprießen könne. Dazu war sie viel zu bescheiden.

Eines Tages erwartete er sie vergeblich, und sehr verdrießlich darüber ging er schließlich ins Kasino. Ob er sie verpaßt hatte? Oder ob sie krank war? Jedenfalls wollte er das nächste Mal früher auf dem Posten sein. Aber auch am folgenden Stundentage blieb sie aus. Da richtete er es ein, daß ihm Frau Reißmann begegnete, und ganz nebenbei und doch voll innerer Erregung fragte er nach ihrer Geigenschülerin.

„Die ist mit ihrer Tante nach Berlin gefahren! Professor Markau, der damals hier war, hat sie eingeladen!“

„So?“ murmelte er sehr langgezogen.

„Es kann vielleicht ihr Glück sein! Frau von Rosenau machte ein paar Andeutungen, die mir zu denken geben. Der Professor ist nämlich Witwer und Fräulein Georgi soll einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben!“

„Sie scherzen hoffentlich!“ sagte er heiser und fühlte dabei, wie ihm die Lippen zuckten und das Blut aus dem Antlitz wich.

„Weshalb? Es wäre doch herrlich für sie!“

„Für mich?“ fragte er verwirrt.

„Ach gehn Sie, Sie Spaßvogel!“ lachte sie und ließ ihn stehn, nachdem sie ihm die Hand gegeben.

Wie geistesabwesend stieg er zu seiner Wohnung hinauf und fiel in seinen Sessel. Da lag noch immer auf dem Schreibtisch der unvollendete Vortrag „über die strategische Bedeutung des Harzes“, der in drei Tagen endgültig fertig sein sollte. Er dachte nicht daran, auch nur einen Finger darum zu rühren. Vor seinen Augen tanzte ein flimmerndes Meer von Verlobungsringen, und wie aus einem Nebel tauchte dahinter das höhnisch lächelnde Gesicht des Professors Markau auf; wenigstens glaubte er, daß dieser langhaarige Kopf mit den finsteren Augen es sein müsse, den er an jenem denkwürdigen Abend flüchtig gesehen hatte. Wenn sie ihn erhörte und einwilligte, seine Frau zu werden? Der Gedanke bohrte sich wie glühende Nadeln in sein Gehirn! Aber that sie nicht recht daran als armes Mädchen? Hatte er selbst denn je ein Wort fallen lassen, wie lieb er sie habe? Ach, er hatte es ja selbst erst jetzt erkannt!

Und an Urlaub war nicht zu denken, daß er ihr hätte nacheilen können, um noch im letzten Augenblick ihr bindendes Wort zu verhindern! Er mußte warten und sich dem Schicksal überlassen. Wenn sie ihn nur halb so heiß liebte wie er sie, konnte sie einem Dritten nicht ohne weiteres „Ja“ sagen!

Drei Tage verlebte er in diesem elenden Zustande. An seiner Arbeit stoppelte er ohne Segen herum; im Dienste machte er ein Versehen über das andere und seinen Burschen behandelte er mit einer Sanftmut, die dem guten Polen, der immer irgend etwas auf dem Kerbholz hatte, geradezu unheimlich vorkam.

Endlich, am dritten Tage, tauchte sie auf mit dem Geigenkasten. Ein wenig blaß und angegriffen, aber heiter und freundlich wie immer.

„Sie waren in Berlin, Fräulein Georgi?“ fragte er hastig, nachdem sie ihren Gruß ausgetauscht. „Warum haben Sie mir vorher denn kein Sterbenswort davon gesagt?“

„Es kam ganz plötzlich!“ erklärte sie. „Tante hatte mir von dem Briefe vorher nichts verraten!“

„Und — darf man — gratulieren?“

Das Blut schoß ihr ins Gesicht.

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte sie betreten und senkte die Augen.

„Hat dieser Professor nicht um Sie angehalten? Gestehn Sie's nur! Ich weiß alles!“ rief er so laut, daß ein paar Menschen sich erstaunt nach dem Paar umsahen.

Sie nickte nur, ohne ein Wort verlauten zu lassen.

„Nun, und Sie, Fräulein Käthe?“ inquirierte er, fast drohend.

„Ich konnte nicht anders!“

„Also doch!“

„Er hat mir sehr leid gethan,“ fuhr sie fort, „aber lieber einsam alt werden, als mit jemand, den man so ganz und gar nicht leiden mag!“

„Käthe!“ schrie er jubelnd. „Du hast Nein gesagt?“

Da überfiel sie ein Zittern, und eine ganze Sonne von Glück strahlte ihr aus den Augen, als er fortfuhr:

„Dann frage ich dich, Käthe, ob du mein Weib werden willst! Ja oder nein? Aber auf der Stelle!“

„Ach, Herr von Karstedt,“ flüsterte sie, „ich — ich — bin arm wie eine Kirchenmaus!“

„Und machst mich doch so reich, wenn du nur Ja sagst?“ rief er glückberauscht. „Ich habe genug für uns beide!“

„Dann mit tausend Freuden!“ hauchte sie verschämt. Und es war ein Glück, daß sie die Hausthür erreicht hatten. Denn der glutentfachte Herr Leutnant Botho von Karstedt wäre vielleicht im stande gewesen, auf offener Straße eine verliebte Dummheit zu begehen und sie zu küssen.

„Nun aber laß mich endlich!“ bat sie, sich nach den süßen Verlobungssiegeln von ihm losreißend. „Ich müßte längst oben sein in der Stunde!“

„Noch ein Wort davon,“ lachte er, „und ich schreie nach Schrotkörnern! — Der elende Kasten ist von heute ab feierlichst pensioniert!“

* * *

Am Abend dieses köstlichen Tages hielt der Leutnant wirklich seinen Vortrag „über die strategische Bedeutung des Harzes“. Er hatte die letzten Stunden mit einem wahren Feuereifer zu seiner endgültigen Vollendung verwendet. Trotzdem zeichnete er sich durch eine geradezu fabelhafte Knappheit aus.

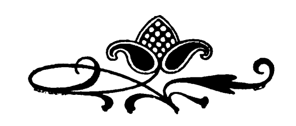
„Nach der vielen Zeit, die Ihnen zur Verfügung stand, ein bißchen kurz, lieber Herr Leutnant!“ kritisierte der Major lächelnd. Und seine Stimme zum Flüstern herabdämpfend, fügte er hinzu: „Kein Wunder freilich, wenn man ein Nebengeschäft als Schlossermeister treibt!“

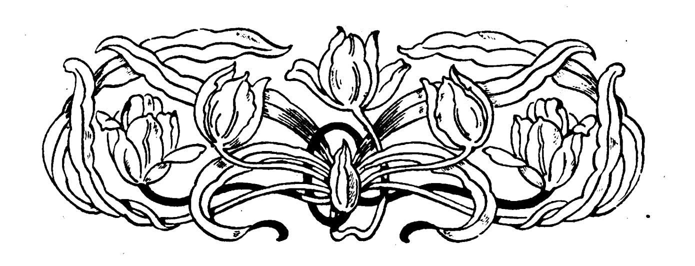
„O, Herr Major, Sie haben ...?“

„Nichts habe ich! Aber es existiert hier ein Schlossermeister, der sich mit Ihren Visitenkarten einführt! Wenn er mir nochmals begegnen sollte, werde ich ...“

„Sie sind sehr nachsichtig, Herr Major! Aber wenn Sie wüßten —“ stotterte Botho.

„Ich weiß alles und gratuliere von Herzen!“ lachte der Major und setzte nun laut und für die ganze Corona verständlich hinzu: „Sie dürfen unserem Karstedt Glück wünschen, meine Herren Kameraden! Er ist Bräutigam, und zwar unter ganz romantischen Umständen geworden! — Lassen Sie nur nicht locker, dann hält er uns noch einen zweiten Vortrag „über die strategische Bedeutung der Geigenkästen“! Aber dazu brauchen wir Stoff, damit wir am Schlusse auf sein ebenso schönes wie gescheites Fräulein Braut anstoßen können!“





Krankheiten als Heilmittel.

Von Dr. **Curt Rudolf Kreuschner.**

(Nachdruck verboten.)



Es ist im Selbsterhaltungstriebe der menschlichen Natur begründet, daß man kein Mittel unversucht läßt, von dem man auch nur die entfernteste Hoffnung hegt, daß es einen bestehenden Krankheitszustand beseitigen könnte. So leichtsinnig sich auch die meisten gegenüber jenen ersten Anfängen schwerer Krankheiten verhalten, welche das Allgemeinbefinden in nicht besonders hohem Grade stören und deswegen oft nur für ein vorübergehendes Unwohlsein gehalten werden, so gern sind sie doch bereit, alle Schätze (und Fragwürdigkeiten) der Apotheke einzunehmen, sobald sich ein lästiges oder gar das Leben gefährdendes Leiden bemerkbar macht.

Aus diesem Grunde ist es sehr leicht verständlich, daß man irgendwo und irgendwann fast jedes irdische Ding schon als Heilmittel gebraucht hat, und es hieße eine Geschichte der menschlichen Irrtümer schreiben, wollte man von den bald närrischen, bald grotesken, bald aber auch unsäglich widerwärtigen Dingen reden, die schon als Medikamente gegolten haben.

Im nachstehenden soll von einem der dunkelsten, aber auch fesselndsten Gebiete der Heilmittelkunde die Rede sein, nämlich

von der Möglichkeit, eine im Körper hausende Krankheit, der man schwer beikommen kann, durch eine andere, absichtlich eingepflanzte Krankheit zu vertreiben, die man beherrschen kann. Die dabei zu Grunde liegende Idee erinnert zwar stark an den Teufel, den man durch Beelzebub vertreibt; die am Schlusse dieser Zeilen versuchte physiologische Erklärung des anscheinend so zweckwidrigen Vorgehens wird aber den Nachweis liefern, daß in demselben ein nicht so kleines Korn Wahrheit enthalten und daß dessen Pflege geeignet ist, zu wichtigen Aufschlüssen über die Natur der Krankheiten selbst zu führen, hinsichtlich deren wir trotz der wertvollen Ergebnisse der Bakterienkunde noch immer sehr im Dunkeln tappen.

Es ist schon von vornherein naheliegend, daß eine Krankheit, welche im Körper zu einer bereits vorhandenen hinzutritt, die erstere in gewissem Grade beeinflussen wird. Dieser Einfluß kann unter Umständen ein recht ungünstiger sein und dadurch, daß er die letzten Widerstandskräfte des Organismus aufzehrt, zu einem jähen Ende führen. So kann eine langsam vorwärts schreitende Lungenentzündung durch eine schwere Erkältung oder durch eine ungewöhnlich große Anstrengung, bei welcher die Bakterien durch die erhöhte Herzthätigkeit über die ganzen Lungen hin ausgesät werden, in die gefürchtete Form der Miliartuberkulose übergehen, die binnen wenigen Wochen das Leben vernichtet, oder es kann ein Herzleidender durch typhöse Infektion hingerafft werden. Am bekanntesten aber sind in dieser Hinsicht jene traurigen Fälle von Diphtherie, bei welchen das Behringsche Heilserum versagt, weil neben oder gleichzeitig mit der Infektion durch Diphtheriekokken eine zweite mit Eiterbazillen stattgefunden hat.

Diesen Fällen, deren Behandlung für den Arzt überaus schwierig ist, weil sich die Symptome beider Krankheiten in oft kaum zu enträtselnder Weise miteinander verwickeln, stehen jedoch andere gegenüber, bei welchen entweder die eine Krankheit die andere gänzlich ausschließt, so daß letztere überhaupt nicht Boden fassen kann, oder wo eine zweite zwar mit allen ihren charakteristischen Erscheinungen auftritt, aber als Antagonist der ersteren wirkt, so daß sich schließlich beide aufheben und der Leidende sich auch von der ersteren befreit sieht, deren

Heilung vielleicht durch lange Jahre vergeblich versucht worden ist.

So ist es vieltausendfach beobachtet worden, daß Leute, die an einem Herzklappenfehler leiden, selten, ja fast niemals an Lungentuberkulose erkranken. Diese Beobachtung läßt aber keinen sicheren Schluß zu und man muß auf den Einwand gefaßt sein, wieso festgestellt werden konnte, daß der Betreffende, falls seine Herzklappen in Ordnung gewesen wären, vermutlich ein Opfer der Lungenschwindsucht geworden wäre? Im Einzelfall ist natürlich auch kein scharfer Beweis möglich; eine bündige Antwort geben aber die Statistiken der Todesfälle in denjenigen stauberzeugenden Berufsarten, in welchen die Tuberkulose in der Hälfte bis zu fünf Sechstel aller Todesfälle die zu einem frühzeitigen Ende führende Krankheit ist, und die Sektionsbefunde von Tuberkulösen und Herzleidenden, wo nur in ganz ausnahmsweisen Fällen beide Krankheiten nebeneinander gefunden werden, sowie die gerade in diesen beiden Punkten aus naheliegenden Gründen besonders sorgfältig geführten Untersuchungen, welche auf Veranlassung von Versicherungsanstalten an denjenigen vorgenommen werden, welche einen Lebensversicherungsvertrag eingehen wollen.

Ebenso erfreuen sich Arbeiter bei Kalköfen — vielleicht wegen der dort herrschenden großen Hitze, die einen Schutzwall gegen gewisse Krankheitskeime bildet, einer relativen Festigkeit gegen verschiedene fieberhafte Krankheiten.

Während aber an diesen eigentümlichen Verhältnissen meistens achtlos vorübergegangen wird, erregen Heilungen eingewurzelter Leiden, welche im Verlaufe einer anderen hinzutretenden Erkrankung verschwinden, natürlich meistens großes Aufsehen. Hierher gehört die unter dem Namen Lupus bekannte Tuberkulose der Haut, welche auf der Gesichtsoberfläche der von ihr Befallenen entsetzliche Verheerungen anrichtet, und deren glatte Ausheilung, wenn die als Rose, Rotlauf oder Erysipelas bekannte Infektionskrankheit hinzutrat, schon oft beobachtet worden ist. Ebenso verschwinden langwierige Kehlkopfkatarrhe oft ganz plötzlich, wenn der Leidende von einem Anfalle von Gicht oder von Rheumatismus heimgesucht wird, und wenn man den Vorgang am Krankenbette beobachtet, kann

man sich schwer des Eindruckes erwehren, als ob mit den Ausscheidungen, welche die letztere Krankheit begleiten, auch andere schädliche Stoffwechselprodukte entfernt worden seien, welche die erstere verursacht hatten. Schon häufig hat man junge Mädchen, die an schwerer Bleichsucht litten, durch ein heftiges Scharlachfieber auch von der ersteren, mit allen erdenklichen Mitteln vergeblich bekämpften Krankheit vollständig genesen sehen. Keuchhusten schwand während des Ueberstehens einer Maserninfektion mit überraschender Schnelligkeit und selbst Lungenschwindsucht zeigte erhebliche Besserungen nach Verlauf eines interkurrierenden Scharlachfiebers.

Ebenso auffällig ist es, daß schwere, flechtenartige Erkrankungen der Haut während eines Eiterungsprozesses an irgend einem anderen Teile des Körpers ausheilten, und ein seinerzeit in vielen Fachblättern besprochener Fall, bei welchem eine ausgebreitete Schuppenflechte verschwand, als an dem erkrankten Individuum die Operation eines Brustkrebses vorgenommen wurde, steht keinesfalls vereinzelt. Zuweilen bringt auch eine schwere Verletzung einen anderen Krankheitszustand zum Stillstehen, und es ist, um nur ein ganz besonders in die Augen fallendes Beispiel anzuführen, beobachtet worden, daß eine von chronischem Gelenkrheumatismus schlimmster Art befallene Person, die sich auf die Straße gewagt hatte und überfahren worden war, von ersterer Krankheit völlig gesundete, als ihr wegen der erlittenen Verletzung beide Beine amputiert werden mußten.

Die Spezialisten für Augen- und Kehlkopfkrankheiten gehen bei hartnäckigen Katarrhen dieser Organe übrigens schon lange in ähnlicher Weise vor, indem sie künstlich einen akuten Katarrh erzeugen, bei welchem die alten Narben des chronischen aufs neue in entzündlichen Zustand geraten und bei vorsichtig überwachter Heilung sich teilweise oder gänzlich auflösen und verschwinden. Man hat sogar eine der gefährlichsten Augenkrankheiten, das Trachom, welches unter dem übrigens meist irrtümlich gebrauchten Namen „Aegyptische Augenentzündung“ bekannt ist, heilen sehen, wenn das äußerst giftige Sekret der Blennorrhöe der Neugeborenen oder der Gonorrhöe auf die erkrankten Schleimhäute geriet, und ein steirischer Arzt aus dem Anfang des 19. Jahr-

hunderts hat die Behandlung des Trachoms auf diesem mehr als tollkühnen Wege in einem weitläufigen Buche ernsthaft empfohlen und zu begründen gesucht. Die Augenheilkunde und Laryngologie bedienen sich übrigens heute zu diesem Zwecke ganz ungefährlicher Mittel, welche im Effekt dasselbe leisten. Man pinselt eine chronisch erkrankte Kehlkopfschleimhaut mit Jodglycerin oder bringt auf die katarrhalische Bindehaut der Augenlider eine dünne Lösung von Jodtrichlorid und erzeugt damit einen akuten Katarrh, den man jederzeit leicht beherrschen kann. Die wunderbare Heilwirkung, welche Jod bei innerlicher wie äußerlicher Anwendung auf viele chronische Leiden ausübt, scheint übrigens vorzugsweise auf dem Umstande zu beruhen, daß Jod künstlich eine Entzündung hervorruft, bei welcher die Ablagerungen und Narbenbildungen von veralteten Krankheitszuständen aufgelöst und mit weggeschwemmt werden.

Wenn bei nervösen Krankheitszuständen, namentlich bei der irrtümlicherweise so oft als Neurasthenie gedeuteten männlichen Hysterie, häufig ein Leidenssymptom schwindet, sobald ein anderes auftritt, so gehört dies kaum hierher, weil es sich eben nur um verschiedene, wechselnde Erscheinungsformen des gleichen Grundleidens handelt. Wohl aber fällt es unter unser Thema, wenn sich nach irgend einer schweren Körperverletzung eine bis dahin bestandene Neurasthenie auffällig bessert.

Ueberhaupt äußert sich der heilende Einfluß neu hinzutretender Krankheiten auf alte am häufigsten auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten, und hier wieder besonders bei der Epilepsie. Oftmals sind die Ursachen derselben sehr einfach in gewissen anatomischen Veränderungen des Gehirns und seiner Hüllen zu suchen, z. B. in dem Verwachsen derselben miteinander, wodurch bei wechselnder Stärke des Blutumlaufes wichtige Leitungsbahnen in der Gehirnsubstanz gereizt oder gezerrt werden; in anderen Fällen drückt ein nach einer Kopfverletzung zurückgebliebener Knochensplitter auf die Gehirnsubstanz oder es drücken Geschwülste und Narben auf große Nervenstämme und rufen die Anfälle auf reflektorischem Wege hervor, so daß eine Heilung auf operativem Wege durch Beseitigung des Knochensplitters oder Entfernung der Geschwulst möglich ist.

In der Mehrzahl der Fälle beruht aber die Epilepsie auf

einer ungeheuern, häufig ererbten Reizbarkeit in dem Mechanismus des Zentralnervensystems, von welcher wir bei unseren noch höchst mangelhaften Kenntnissen von der feineren Anatomie und Physiologie desselben nur annehmen können, daß der in den anfallsfreien Zwischenräumen tadellos funktionierende Mechanismus des Gehirns, also vor allem die Rindenbezirke, Leitungsbahnen und untergeordneten Zentren schon in Unordnung geraten, wenn irgend eine Unregelmäßigkeit im Stoffwechsel, ein Schreck, eine heftige Erregung, wie Zorn, Aerger und dergleichen, oder eine Anhäufung von Ermüdungssubstanzen und anderen Abfallsprodukten des Lebensprozesses, Blutleere oder -Ueberfülle an einer bestimmten Stelle des Gehirns auf die mikroskopisch feinen Zellen und Faserelemente des Gehirns wirken und das prompte Ineinandergreifen des ungeheuer komplizierten Apparates stören. Epilepsien dieser Art heilen nun häufig beim Eintritt einer schweren, nicht nervösen Erkrankung. Besonderes Aufsehen hat ein vor wenigen Wochen von einem Wiener Arzt veröffentlichter Fall erregt, wo ein erblich stark belastetes Mädchen, welches seit seinem 16. Lebensjahre an epileptischen Anfällen litt, die bis zu ihrem 23. Lebensjahre sich bis zu fünfzehn bis zwanzig Anfällen an jedem Tage steigerten und die Kranke gänzlich herunterbrachten, durch eine beiderseitige Lungenentzündung die Epilepsie gänzlich verlor, die in dem seither verflossenen Zeitraume von zehn Jahren auch nicht in einem einzigen Anfalle wiedergekehrt ist. Nicht minder sensationell ist die Geschichte einer Frau, welche im 8. Lebensjahre infolge eines großen Schrecks an Veitstanz erkrankte, welcher nach ihrer Verheiratung der Epilepsie Platz machte, die ihrerseits wieder ebenfalls durch eine vor zehn Jahren überstandene Lungenentzündung zum Verschwinden gebracht wurde, während bei einem gleichfalls epileptischen Knaben ein Scharlachfieber die Befreiung von den Leiden brachte.

Daß bei vielen epileptischen jungen Damen die Verheiratung mit nachfolgendem Wochenbett die Befreiung von der Epilepsie bringt, ist seit langem bekannt, und durch das Beispiel einer Prinzessin aus kaiserlichem Hause, die nach der Verheiratung mit einem nahen Verwandten völlig gesundete, wieder in Erinnerung der Mitwelt gebracht worden. Man

darf hierbei nicht einwenden, daß das Wochenbett ja ein normaler physiologischer Vorgang sei; denn so sicher dies auch wahr ist, so bringt derselbe im weiblichen, namentlich im bisher jungfräulichen Körper Erschütterungen und Umwälzungen hervor, welche sich an Bedeutung recht wohl mit dem Ueberstehen einer schweren Krankheit messen können.

Wenn wir noch hinzufügen, daß ein berühmter Wiener Psychiatriker vor wenigen Jahren die Wahrnehmung machte, daß sogar einige frische Fälle von Geisteskrankheit heilten, als die betreffenden Personen von einem Rotlauf befallen wurden, und daß ein englischer Arzt solche Heilungeu auch durch direkte Einspritzungen des Rotlaufgiftes herbeigeführt hat, so ist die Kasuistik dieses Gegenstandes ziemlich zu Ende geführt, und wir können nunmehr zu einer Erklärung dieser seltsamen Vorgänge im kranken Körper übergehen.

Die alte Medizin, welche von Bakterienkunde nichts wußte, nahm an, daß die Krankheiten nichts anderes seien, als die Folgeerscheinungen der Anwesenheit schlechter Säfte im Körper, welche der Krankheit, die man fast mit einem lebenden Wesen verglich, Nahrung und Boden zur Entwicklung böten. Wenn nun zwei Krankheiten in einem und demselben Körper hausten, dann glaubte man, daß dieselben, wenn sie sehr verschiedener Natur seien, sich den Boden streitig machten und gewissermaßen einen Kampf gegeneinander führten, wobei sie sich unter Umständen gegenseitig erschöpften und vernichteten zu Gunsten des dadurch auf einmal von ihnen beiden befreiten Körpers.

Das waren nun natürlich nur philosophische Spekulationen, worin die Naturwissenschaften früher zu ihrem eignen Nachteil ganz Unglaubliches geleistet haben. Heute definiert man Krankheit als Leben unter anormalen Bedingungen und will von Krankheitsdämonen nichts mehr wissen. Während aber zu den Zeiten, da die Bakterienfurcht ihre größten Orgien feierte, man in dem giftigen Kleinlebewesen die alleinige Ursache der Krankheit sah, hat man sich bald überzeugt, daß der pathogene Spaltpilz nur ein Glied in der Kette der zur Erkrankung führenden Umstände ist. Der Chemismus der Körpersäfte muß ein derartiger sein, daß er zur Vermehrung die vorteilhaftesten Bedingungen findet. Sind diese vorhanden, d. h. ist,

wie man sich modern ausdrückt, die Disposition da, so setzt das Eindringen einer bestimmten Bakterienart den eigentlichen Krankheitsprozeß in Bewegung, bis entweder das Leben des Körpers vernichtet ist oder die in demselben schlummernden Schutzstoffe zur Entfernung der krankhaften Säfte und der eingedrungenen Spaltpilze geführt haben und damit Heilung zu stande gekommen ist, worauf ein bis dahin kränkelnder Organismus, wie häufig beobachtet werden kann, sich einer ganz besonders auffälligen Periode des Wohlbefindens erfreut, bis wieder eine Anhäufung schädlicher Stoffwechselprodukte im Körper stattfindet.

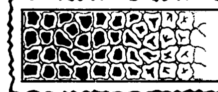
Wir nähern uns hiermit wieder stark der Anschauungsweise der Alten, und der Vergleich des Krankheitsprozesses mit einem Kampfe der Schutzstoffe des Körpers oder Alexine gegen die Bakteriengifte ist mehr als eine rhetorische Floskel. Man weiß ferner, daß die schleichenden, auf eine lange Zeitdauer sich erstreckenden und unmerklich den Körper zerstörenden Krankheiten zum großen Teil nur auf eine Körperstelle beschränkt sind, von wo sie etappenweise fortschreiten, während die akuten Infektionskrankheiten den ganzen Organismus ergreifen, dafür aber auch sämtliche Schutzvorrichtungen desselben auf einmal aufrütteln. Man kann also erstere Krankheiten mit einer Schlacht vergleichen, bei welcher die nur in kleinen Truppen ins Feld geschickten Schutztruppen des Körpers nacheinander von dem übermächtigen Feinde, der Krankheit, geschlagen werden, während im letzteren Falle eine allgemeine Mobilisierung im Körper erfolgt, so daß das Kraftaufgebot des letzteren mit den zu zweit eingedrungenen Krankheitserregern auch die der früheren Krankheit aus dem Felde schlägt.

Natürlich läuft der ganze Vorgang in letzter Linie auf eine chemische Bindung der Bakteriengifte durch die organischen Säfte des Körpers hinaus, wobei unschädliche Zerfallsprodukte entstehen, welche auf den normalen Wegen oder in Form von Ausschlägen auf der Außenhaut oder Katarrhen auf den Schleimhäuten ausgeschieden werden. Es ist aber auch sehr wohl denkbar, daß das Gift der später hinzu tretenden akuten Krankheit sich im chemischen Gegensatze zu demjenigen der älteren, chronischen, befindet — eine Eigenschaft, die ja

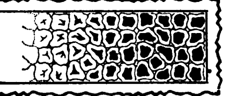
auch verschiedenen neueren als Medikament benutzten chemischen Präparaten, z. B. dem Duotal, zukommt.

Natürlich sind die Methoden zur Krankenheilung durch Krankheit noch nicht erforscht; sie heben sich erst in den gröbsten Umrissen heraus, so etwa, wie der auf hoher Warte stehende Beschauer einer von wallenden Nebeln bedeckten Gegend, wenn letztere lichter werden, auf dem von Wolkendunst eingehüllten Gefilden die großen Straßen als hellere Linien auf dunklem Grunde zu erkennen beginnt. Ihre Anwendungen am Krankenbette sind daher vorläufig in den meisten Fällen noch als ein kaum zu rechtfertigender Versuch zu bezeichnen, der zu denjenigen gehört, derentwegen im vergangenen Jahre sich der öffentlichen Meinung eine nicht unberechtigte Erregung und Entrüstung bemächtigte. Es hat hier viemehr des Tierexperiment voranzugehen. Trotzdem kann aber schon jetzt mit Sicherheit vorausgesagt werden, daß aus diesem Ausbau der Organsaft- und Blutserumtherapie sich eine wertvolle Bereicherung unseres Rüstzeuges im Kampfe mit den Krankheiten ergeben wird.





Allerlei.



Das Lied der Sehnsucht. (Zu unserer Kunstbeilage nach dem Gemälde von B. Zickendraht.)

Möcht' ein Lied dem Liebsten singen,
Daß er tief ins Herz mir sieht;
Doch es will mir nicht gelingen,
Alles in mir stockt und flieht.

Ob ich nur das Wort verfehle?
Ob zu ihm gleich alles flieht?
Aber meine ganze Seele
Ist ein einzig Sehnsuchtslied.

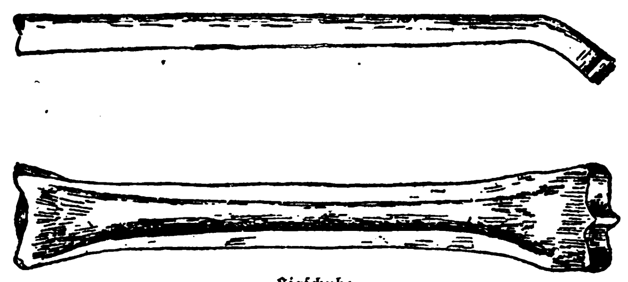
Was die Monarchen zu Weihnachten schenken. König Eduard VII. von England hat seit seiner Heirat seiner Gemahlin stets zu Weihnachten ein bestimmtes Geschenk gemacht, nämlich ein Kästchen mit zwölf Flaschen Lavendelwasser, ihrem Lieblingsparfum. Dazu kommt ein zierliches Schmuckstück, eine Garnitur kostbarer Pelze oder etwas Aehnliches. Der König und die Königin beschenken ihre Kinder stets gemeinsam, und diese wiederum thun sich zu einem schönen Geschenk für ihre Eltern zusammen. Es sind gewöhnlich nützliche Geschenke, wie z. B. vor drei Jahren ein Flügel, den die Prinzessin Maud von ihren Eltern erhielt. Regelmäßig geht jedes Jahr von Windsor nach Potsdam ein Eberkopf, ein Plumpudding und Gewürzspeise. Dafür sendet der deutsche Kaiser einen Eberkopf und den Damen seine neuesten Bilder, unterzeichnet und gerahmt, während König Eduard ein ähnliches Geschenk seinen guten Bekannten in der Heimat giebt. Der freigebigste Herrscher in Bezug auf Weihnachtsgeschenke ist zweifellos der Zar. Jedes Jahr kommt ein königlicher Stör nach Windsor. Auch das bescheidenste Mitglied seines Haushalts erhält ein schönes Geschenk in Form einer Diamant-Krawattennadel oder etwas Aehnliches. Sein Geschenk für die Zarin ist stets ein Gegenstand sorgfältiger Ueberlegung. Ein Jahr sind es Schmucksachen, dann Bücher usw., während die Kinder Naschwerk und Spielzeug, das besonders in Paris bestellt wird, erhalten. Außerdem verschenkt der Zar 5000 Kisten feinster Cigarren, die zu dem Zweck von einem Havannahaus angefertigt werden, und auch Eduard VII. hat immer davon erhalten. Königin Wilhelmina, die sehr geschickt mit der Nadel ist, zieht es vor, ihren Verwandten zu Weihnachten Handarbeiten zu schenken, und Königin Viktoria erhielt jedes Jahr eine solche Gabe von ihr. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin sendet jedes Jahr zu Weihnachten eine große Gänseleberpastete nach Windsor, der König von Griechenland eine Kiste Wein; letzterer erhält als Gegengabe einen Plumpudding und einige Bände der neuesten englischen Romanlitteratur, die er leidenschaftlich gern liest. Auch Tiere werden von den

Herrschern gern zu Weihnachten verschenkt. Ein Rudel Hirsche ist keine ungewöhnliche Gabe des Zaren für seine Minister, der König von Spanien schenkte seiner Mutter vor zwei Jahren einen weißen Auerochs, und das letzte Weihnachtsgeschenk König Humberts für die Königin Margherita war ein prächtiger Neufundländer. Der Sultan schenkt zur Weihnachtszeit allen seinen europäischen Freunden eine große und prächtig verzierte Kiste mit den schönsten Süßigkeiten. Diese werden von des Sultans eigenem Zuckerbäcker in Konstantinopel zubereitet, und in jede Kiste wird ein besonderes, für den Empfänger geeignetes Geschenk gelegt. König Oskars Geschenke für seine Freunde sind immer sehr sorgfältig ausgewählt und jede Weihnachtsgabe ist von einem reizend geschriebenen Brief und einigen passenden Versen begleitet. Einmal schickte der König von Schweden dem Herzog von Cambridge eine prächtige Vasensammlung und einige seltene Poterien. Zu diesem Geschenk schrieb er auch einige Verse, die aber „etwas tief" waren. Nun ist der Herzog von Cambridge sicherlich selbst kein Dichter, auch würdigt er die Poesie nicht recht. Als er später an König Oskar schrieb und ihm für sein schönes Geschenk dankte, sagte er: „Ich werde stets Ihr schönes Weihnachtsgeschenk würdigen. Ich muß jedoch ganz aufrichtig sein, ich verstehe Ihre Poesie wirklich nicht. Ich kann aus den Gefäßen trinken, aber die Verse nicht genießen." Der König der Belgier sendet seinen Verwandten und Freunden zu Weihnachten gewöhnlich sehr nützliche Geschenke, sehr häufig kostbare und prächtige Brüsseler Teppiche. Vor einigen Jahren erhielt auch Eduard VII., damals noch Prinz von Wales, vom König Leopold einen kostbaren Teppich, der jetzt in einem traulichen Zimmer in Sandringham liegt.

Phänomenales Gedächtnis. „Am 22. Dezember 1669 lag ich, während es rings um mich völlig dunkel war, im Bett und konnte nicht einschlafen. Um mich zu zerstreuen, machte ich mir das Vergnügen, die Quadratwurzel von 3000 ... (folgen 36 Nullen) auszuziehen. Ich fand als Resultat 177 205 ... (folgen 15 Zahlen). Dann konnte ich endlich einschlafen. Am nächsten Morgen fiel mir die Wurzel plötzlich wieder ein, ich habe sie aufgeschrieben und dann nachgerechnet, ob sie richtig war. Sie stimmte genau." So drückte sich in einem Briefe an einen Freund der englische Mathematiker Wallis aus. Edward S. Holden zitiert diesen Brief im Laufe einer Studie über „phänomenale Gedächtnisse". Phänomenale Gedächtnisse sind oft erblich. Da ist zum Beispiel die Familie Bidder. Georg Bidder, der im Jahre 1806 als Sohn eines Steinschneiders geboren wurde und im Jahre 1878 als Direktor einer Eisenbahngesellschaft und sehr reicher Mann starb, verarbeitete wenige Stunden vor seinem Tode im Kopfe geradezu grauenerregende Multiplikationen: fünfzehn Ziffern im Multiplikand und ebensoviel im Multiplikator. Als er zehn Jahre alt war, brauchte er weniger als zwei Minuten, um die Zinsen zu finden, die 4444 Guineen, welche zu $4^1/_2$ Prozent pro Jahr angelegt werden, in 4444 Tagen bringen. Einer seiner Brüder war ein fast ebenso hervorragender Mathematiker; ein anderer war ein Pastor, der das Alte und das Neue

Testament vollständig auswendig wußte und in seinen Citaten aus der Bibel sich niemals hinsichtlich der Zahlen von Buch und Vers täuschte. Sein Sohn und seine Enkelkinder (auch die weiblichen) sind „Blitzrechner“. Professor Asa Gray soll die ganze botanische Nomenklatur auswendig wissen, und Professor Theodor Gill ist auf dem Gebiete der Nomenklatur der Fische eine ebensolche Größe. Edward S. Holden bemerkt jedoch, daß das alles eigentlich nicht so phänomenal ist, wie man glauben könnte. Viele Brahmanen wissen die 10000 Verse des Rig-Veda auswendig. Ebenso beherrschen zahlreiche Muselmanen den ganzen Koran und zahlreiche Chinesen sämtliche Bücher von Confucius und Mencius. Die polynesischen Häuptlinge sagen fortwährend ihre Genealogie her, die gewöhnlich so lang ist, daß man fünf bis sechs ganze Tage braucht, um sie vollständig „herunterzuleiern“ (!).

Aus der Geschichte des Schlittschuhs. Der Schlittschuh, den wir heute verwenden, ist noch ziemlich jungen Datums. In Form und Material hat sich dies winterliche Beförderungsmittel aber wesentlich verändert. Namentlich fällt das unbequeme Anschnallen der Riemen heute ganz oder zum großen Teil weg. Die älteren langen Façons,



Eisschuhe.

die Holländer und sogenannten Eichelschuhe, deren Obergestell aus Holz war und die dem Läufer einen langen Schnabel vorausschickten, werden nur noch in einzelnen Gegenden auf Seen und Kanälen von den ländlichen Bewohnern gebraucht, während der Großstädter sie nicht mehr kennt.

Der Vorläufer des Schlittschuhs war der sogenannte Eisschuh. Er wurde ganz primitiv aus Knochen hergestellt. Man nahm gewöhnlich Pferde- oder Rinderknochen, glättete ihren untern Teil, durchbohrte sie an beiden Enden und zog Riemen durch die Löcher. Auf diese Weise befestigte man die Schuhe an den Füßen. Als Stütze während des Laufes bediente man sich eines spitzen, manneshohen Stabes. Oft spaltete man die Knochenröhre der Länge nach, um eine bessere Unterlage für den Fuß zu erzielen, indem man die offene Seite nach oben kehrte. Die ältesten Eisschuhe, die man fand, stammen aus der späteren Eisenzeit. Auch aus alten Schriften kennt man sie. So wird in einer alten nordischen Chronik aus dem zwölften Jahrhundert die Kunst des

Eisschuhlaufes gepriesen. Der aus Knochen hergestellte Eisschuh hat sich dann Jahrhunderte hindurch in Norddeutschland, Holland, England, Skandinavien, Rußland und so weiter gehalten, bis er allmählich vom Schlittschuh abgelöst wurde.


Leute auf Eisschuhen.

Eine eigentümliche Art des Eisschuhes kam früher in Pommern vor. Er bestand aus dem Unterkiefer eines Schafes, der mittelst Riemen an einer Holzplatte befestigt wurde. Dies war gewissermaßen der Uebergang zu dem späteren Schlittschuh.

Wahrscheinlich hat man erst zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts angefangen, eisenbeschlagene Schlittschuhe neben den alten Eisschuhen zu gebrauchen. Doch werden die Eisen sicher sehr breit und flach gewesen sein. Daneben standen aber doch die eingefetteten aus Knochen verfertigten Eisschuhe in höchstem Ansehn. So berichtet der nordische Verfasser Olaus Magnus, daß zu seiner Zeit, im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, Wettläufe auf Eisschuhen stattgefunden haben, deren Gewinner mit Prämien aus silbernen Löffeln, kupfernen Gefäßen, Schwertern, ja sogar jungen Pferden belohnt wurden.


Ein Schlittschuhläufer aus dem 17. Jahrhundert.

Erst um das Jahr 1600 herum erhielt der Schlittschuh die Form, die wir heute noch kennen. Man war durch den Gebrauch der Schlittschuhe mit flachen Eisenbeschlägen zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Schlittschuhe desto schneller gleiten, je schmäler ihre Eisen sind, und hatte zugleich den Vorteil erkannt, den sie dadurch bieten, daß sie ins Eis einschneiden. Gleichzeitig damit, daß man das Eisen schmäler machte, vermehrte man die Länge durch einen langen, nach oben gebogenen Schnabel. Vom Kunstlaufen wußte man damals offenbar noch nichts. Der einzige Zweck war, in kürzester Zeit möglichst lange Strecken zurückzulegen.

Aus dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts haben wir ein Gemälde des Franzosen N. Lancret (1690—1743), das eine elegante Dame darstellt, der ein Kavalier die Schlittschuhe anschnallt. Auch hier finden wir die alte klotzige Form und den langen Schnabel. Erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erreichten die Schlittschuhe die Vollkommenheit, die wir im Halifaxtyp und den vielen andern Typen wiederfinden.

Sicher ist, daß der Schlittschuh seine eigentliche Heimat an den Küsten der Nord- und Ostsee hat. Außer bei uns war er in Skandinavien ein beliebtes Sportwerkzeug, und in Holland mit seinen vielen Kanälen hat er zur Winterszeit als Verkehrsmittel stets eine hervorragende Rolle gespielt. Von hier aus hat er seinen Siegeszug über die ganze Welt — nach dem fernen Westen und dem äußersten Osten — gehalten. Ja selbst am chinesischen Kaiserhof hat der Schlittschuh Einlaß gefunden.

Die Hasen bei Roßbach. Die Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757, in der Preußens großer König Friedrich die an Zahl bedeutend überlegenen Franzosen nach nur einundeinhalbstündigem Kampfe in die Flucht schlug, begann mit einem seltsamen Auftritt. Als die Franzosen unter dem Donner ihres Geschützes anrückten, wurden alle in der Gegend befindlichen Hasen aus ihrem Lager aufgeschreckt. Sie liefen ängstlich zwischen beiden Heeren von einem Gebüsch zum andern, und endlich suchten sie durch eine der beiden Linien durchzulaufen, aber bei der gänzlichen Unmöglichkeit schlugen sie vor- und rückwärts die possierlichsten Purzelbäume. Als gerade eine der ersten französischen Kanonenkugeln einen Hasen zerschmetterte, machte ein preußischer Soldat zu seinen Kameraden die Bemerkung: „Seht, die Schlacht wird gewiß gut gehen, die Franzosen schießen sich untereinander tot.“ Als dann die von den Franzosen vorher so sehr verspottete „Wachtparade von Potsdam“ den Angehörigen der „großen Nation“, wie sie selbst sich nannten, gehörig heimgeleuchtet hatte und man beim Begraben der Toten auf dem von den Franzosen verlassenen Schlachtfelde auch tote und verwundete Hasen in Menge fand, sagten die Landleute: „Nun wird's doch bald wieder besser bei uns werden, denn die braven Preußen befreiten uns nicht nur von den Franzosen, sondern auch von den Hasen, die sonst unsere Kohlköpfe auffraßen!“

Wie die Männer unter den Pantoffel kamen. Vor Zeiten lebte nach einer alten Sage ein gewaltiger Rittersmann, welcher Polyphem mit der eisernen Stirn genannt ward. Nie war er im Kampfe überwunden worden und hatte nie das Knie gebeugt, weder vor Heiligen noch vor Menschen. Der Papst und der Kaiser hatten damals eine lange Fehde geführt, und als sie Frieden geschlossen, wurden große Feste und Turniere gegeben, zu welchen die berühmtesten Ritter eingeladen wurden. Bei diesen Ritterspielen war befohlen, daß die Kämpfer entweder des Kaisers oder des Papstes Farben tragen sollten; aber Polyphem schwur, daß er nie die Kennzeichen der Knechtschaft tragen wolle. Da sprach der Bischof: „Befestige das rote Kreuz-

61*

band an deinem Helm, oder ich spreche den Bannfluch der Kirche über dich aus!" — „Ich trotze dem Bannstrahle!" antwortete Polyphem. — Und der Kanzler sagte: „Hefte die schwarzgeränderte goldene Schleife an deinen Helm, oder ich thue dich in die Reichsacht!" — Aber der Ritter antwortete: „Ich fürchte Keinen im Reiche!" Nun kam seine junge Gemahlin herbei und bat ihn inständigst, entweder das eine oder das andere Kennzeichen zu tragen, ihretwegen, aber er gab zur Antwort: „Nie!" — Da brach sie in einen Strom von Thränen aus und sagte: „Soweit ist es also gekommen, daß du mich nicht mehr liebst!" Aber Frau Beatrix war bezaubernd schön, und der Ritter hatte sie noch nie weinen sehen; er ward heftig bewegt und schwur, daß er sie mehr als sein Leben liebe, das wolle er im Kampfe gegen zwölf Ritter mit blanken Waffen beweisen. Die schöne Frau wollte jedoch nichts davon hören, sondern schluchzte: „Wehe mir Unglückseligen! Wenn du nur noch einen Funken von Liebe zu mir hast, dann beweise es dadurch, daß du eines der Zeichen an deinen Helm heftest!" und damit lief sie hinein in ihr Bettzimmer und schlug die Thür hinter sich zu. Da stand Polyphem eine Weile schweigend und starrte auf die verschlossene Thüre. In demselben Augenblicke schmetterten die Trompeten zum Kampfe; da sah er am Boden den kleinen goldgestickten Schuh, welchen Beatrix in der Eile verloren hatte, er hob ihn auf, befestigte ihn an seinem Helm und eilte in die Schranken. Hier hielten die Ritter des Kaisers an der einen Seite und die der Kirche an der anderen, und der Herold fragte ihn: „Stellst du dich unter das Szepter oder unter den Krummstab?". — „Unter den Pantoffel!" rief Polyphem, und nun begann ein Ritterspiel, desgleichen man noch nie gesehen. Er hob zweiundzwanzig Ritter aus dem Sattel, und fünf mußten vom Platze getragen werden. Als der Kampf beendigt war, reichte die Schwester des Kaisers ihm den Preis, aber indem sie ihm die goldgewirkte Schärpe über die Schulter band, flüsterte sie ihm ins Ohr: „Ritter Polyphem, es ist kein Mensch auf der ganzen Welt, der Euch überwinden könnte, aber — unter dem Pantoffel steht Ihr doch!" Und was die Fürstin raunte, sagte das ganze Land laut, und es zeigte sich bald, daß unter dem Pantoffel mehr Helden standen, als unter dem Szepter und Krummstabe zusammen. Seit dieser Zeit war es bekannt, daß ein Pantoffelregiment existiert, aber wie viele Bataillone von Ehemännern es zähle, darüber ist man noch nicht recht einig geworden.

Die Nichtigkeit irdischer Berühmtheit wird treffend illustriert durch ein Abenteuer, das der Sängerin Adelina Patti vor kurzem in England passiert ist. Sie befand sich in einer kleinen Ortschaft in Yorkshire und hörte, daß zu einem wohlthätigen Zwecke ein Fest veranstaltet werden sollte. Die berühmte Sängerin bot ihre Mitwirkung an und sang mit ihrer noch immer hinreißenden und klangvollen Stimme drei Lieder, für die man in Paris oder in London die Plätze mit Gold bezahlt hätte. Nach dem Vortrage kam der Bürgermeister, um ihr zu danken, und sagte feierlich: „Sie haben ganz schön gesungen, Fräulein. Sie haben uns fast vergessen lassen, daß der be-

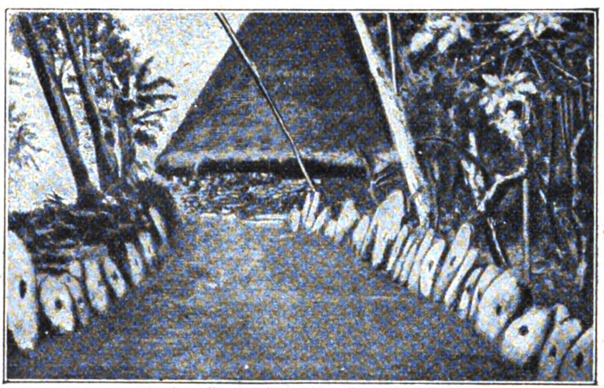
rühmte Harry Hock, der der „clou“ des Abends hätte sein sollen, im letzten Augenblicke absagen mußte.“ Wer war nun jener berühmte Harry Hock? Ein Zauberkünstler, der Nähnadeln verschlang und mit glühendem Eisen jonglierte. Die Patti war natürlich ganz geknickt, als sie dieses „Kompliment“ vernahm, sie, die geglaubt hatte, ihr anspruchsloses Publikum bis zu dem Gipfel der reinen, erhabenen Kunst erhoben zu haben. Ein französisches Blatt erinnert nun daran, daß eine ähnliche Geschichte einmal dem großen Berlioz passierte. Eines Abends war der geniale Komponist der „Damnation de Faust“ nach einem — Mißerfolge eines seiner Werke von guten Freunden in ein im Bois de Boulogne gelegenes Restaurant geführt worden. Man suchte ihn dort auf alle mögliche Weise zu trösten und zu zerstreuen. Nach dem Dessert setzte sich der Komponist, der wieder etwas aufgeheitert war, ans Klavier und spielte mit hinreißendem Feuer seinen herrlichen „Sylphentanz“. Plötzlich öffnete sich die Thüre und auf der Schwelle erschien ein braver Bürgersmann im Bratenrock, eine Blume im Knopfloch, und sagte, während er sich den Schweiß vom Gesicht wischte: „Sie, Klavierspieler, was Sie da spielen, ist ja sehr hübsch . . . Aber können Sie nicht etwas langsamer spielen? Wir da drin können nämlich sonst nicht Takt halten beim Tanzen!“ Der arme Berlioz stürzte sich auf den Mann und wollte ihn erdrosseln, aber der andere hatte sich noch zur rechten Zeit zurückgezogen. Mistral, der hervorragende provencalische Dichter, benahm sich in einem ähnlichen Falle viel klüger und philosophischer, als Berlioz. Er fuhr durch einen kleinen Ort in der Provence, wo seine Verehrer ihm zu Ehren ein Festessen veranstalteten. Man bat ihn, einige seiner schönen Gedichte vorzutragen, und Mistral, der sich unter lauter Getreuen zu befinden glaubte, erklärte sich gern dazu bereit. Der Dichter von Mireille hatte nun eine sehr melodiöse Stimme, und das veranlaßte ein Weib aus dem Volke zu dem klassischen Ausspruch: „Das ist ja alles sehr hübsch, aber mit der Stimme, die Sie haben, könnten Sie uns lieber etwas vorsingen!“ Der Herr des Hauses, in welchem das Essen stattfand, war tief entrüstet, aber Mistral beruhigte ihn und sagte mit köstlicher Gemütlichkeit zu der Frau: „Sie haben recht, ich will lieber singen . . .“ Und er begann thatsächlich, Volkslieder zu singen.

Das Fischparadies der Mark. Ueber die Fischerei im Spreewalde bringt die „Allg. Fischerei-Zeitung“ aus der Feder des Lehrers Zeese aus Lübbenau einen Aufsatz, der für alle Freunde dieser berühmtesten märkischen Landschaft eine interessante Lektüre sein wird. Neben dem Ackerbau ist der Fischfang für die Bewohner des Spreewaldes die älteste Nahrungs- und Erwerbsquelle gewesen. Die älteste Erwähnung von Lübbenau bezeichnet diesen Ort als ein Häuflein von Fischerhütten, die von den Kriegern des Markgrafen Gero während dessen Feldzuges gegen die Wenden (940—965) bei Verfolgung eines Bären auf einem freien Platze mitten im Walde entdeckt wurden. Daß die Fischerei auch noch in den folgenden Jahrhunderten unter den Beschäftigungen der Spreewälder einen hohen Rang eingenommen hat,

geht aus der Thatsache hervor, daß die im Jahre 1300 zur Stadt erhobene Ortschaft Lübbenau von ihren damaligen Besitzern, den Herren Ileburg, Vorfahren der jetzigen Eulenburgs, in einem Teil des Wappens einen Fisch als Abzeichen erhielt, wo er denn auch bis auf den heutigen Tag verblieben ist. Allerdings mußten die zahlreichen Wasserläufe des Spreewaldes wie in keiner anderen Gegend der Mark dem Gedeihen der Fische Vorschub leisten und zu deren Fang Gelegenheit bieten. Besonders die seitlichen Arme und Gräben mit ihrer langsamen Strömung und reichen Durchwachsung mit Wasserpflanzen boten den Fischen nicht nur reichliche Nahrung, sondern auch vorzüglich geschützte Plätze zur Fortpflanzung. In der That war der Fischreichtum der spreewäldischen Gewässer früher geradezu fabelhaft. Karpfen von 24 Pfund Gewicht, Aale von Armeslänge und Armesdicke sollen gar nicht zu den Seltenheiten gehört haben, starke Hechte jagten in Mengen in den Wassern, und Krebse wimmelten zu Millionen darin herum. Noch jetzt zeigt sich zuweilen Außerordentliches an Fischen im Spreewalde, denn im vorigen Jahre wurde einer Fischotter bei Lübbenau ein Karpfen von 30 Pfund abgenommen. Da sich früher alle Bewohner des Spreewaldes mit der Fischerei abgaben und es zu einer vorzüglichen Geschicklichkeit in ihrer Ausübung brachten, bildete sich im Laufe der Jahrhunderte dort eine Fischereigerechtigkeit heraus, die sich jedoch nur an bestimmte Wirtschaften knüpfte, während später angesiedelte Besitzer nur durch Pacht die Erlaubnis zum Fischen in bestimmten Bezirken erwerben konnten; doch sind die überlieferten Vorschriften für die einzelnen Ortschaften verschieden. Die Herausbildung der Privilegien ist leider ein Hauptgrund zum Rückgang des Fischreichtums im Spreewalde geworden, in ähnlicher Weise wie die unvernünftige Ausnutzung der Holzgerechtsame an der Vernichtung der prachtvollen Wälder mit gieriger Roheit gearbeitet hat. Da gar keine Schonzeit beobachtet wurde und da die Spreewälder sogar nach gesetzlicher Einführung der Schonzeit vom 1. März bis 1. Mai die Erlaubnis zum Fischfang für die zweite Hälfte jeder Woche erhielten, so verminderte sich die Brut von Jahr zu Jahr. Die Technik des Fischfangs dürfte in wenigen Gegenden Deutschlands eine derartige Ausbildung erfahren haben, wie im Spreewalde, aber dabei werden wiederum viele Apparate benutzt, die nur dazu da sind, recht viele Fische zu fangen. Am interessantesten ist das Fischtauchen, bei dem die Fischer selbst unter Wasser gehen und die Fische aus ihren Schlupfwinkeln herausholen. Die Taucher müssen oft mehrere Minuten unter Wasser bleiben, die Fische mit sicherem Griff packen und dann in den Kahn heraufbringen. Einige Fischer wurden durch ihre Kunstfertigkeit in dieser Art des Fangs geradezu berühmt, indem sie sehr lange unter Wasser zu bleiben und bis zu fünf Fische auf einmal heraufzuholen vermochten. Die dauernde Raubfischerei, der schädliche Einfluß der Abwässer aus den Tuchfabriken in den Städten oberhalb des Spreewaldes, sowie im besonderen die 1881 dort ausgebrochene Krebspest hat der Fischerei im Spreewalde den größten Schaden gethan, so daß an Ort und Stelle die Nachfrage nach Fischen nicht mehr gedeckt werden kann und die sonntäglichen Fischmärkte in Lübbenau nur

noch ein schwacher Abglanz ihrer früheren Bedeutung sind. Jetzt haben sich die Besitzer endlich für die Beobachtung einer Schonzeit erklärt, und wenn diese wirklich eingehalten wird, könnte vielleicht noch etwas von dem Fischparadies des Spreewaldes gerettet werden.

Steingeld. Die merkwürdigsten Gegenstände müssen auf unserm Erdball dazu herhalten, als Wertmesser und Umsatzmittel benutzt zu werden. Außer den edlen Metallen und dem sie ersetzenden Papiergeld dient noch eine Menge anderer Gegenstände und Stoffe diesem Zweck. Die Indianer Nordamerikas gebrauchen „Wampums", auf Schnüre gezogene Perlen, im nordwestlichen Amerika nimmt man rohe, mit gewissen Zeichen oder Stempeln versehene Kupferplatten oder man verwendet aus der Wolle des Gebirgsschafs gewebte Decken. In Afrika ist die Kaurimuschel ein beliebtes Zahlungsmittel. Daneben werden aber auch Salz-



Steingeld auf den Karolinen-Inseln.

steine der verschiedensten Größe, Sklaven, Büchsen, Pulver und vieles andere als Wertmesser anerkannt. Auf der deutschen Inselgruppe „Die Karolinen" sind es große, mühlsteinartig geschliffene Scheiben einer auf der südlichsten Pelewinsel vorkommenden Steinart Arragorit, die den allerdings etwas schwer transportablen Reichtum der Kapitalisten ausmachen. Wenn ein Kapital erworben werden soll, giebt ein Häuptling seine Zustimmung dazu, daß einige seiner jungen Unterthanen die lange und beschwerliche Kanoefahrt nach der genannten Insel unternehmen. Hier brechen sie mehrere hundert Steine, von denen einige, nachdem sie roh zu runden Scheiben zugehauen sind, einen Durchmesser von zwei Metern erhalten, während die meisten doch wesentlich kleiner sind. Ein mittelgroßer Stein hat ungefähr den Wert eines fetten Schweines. Wenn die jungen Männer mit ihrem Schatz zurückkehren, wird dieser von den Einwohnern der Dörfer mit so und so viel Körben Tarowurzeln für jeden Stein angekauft. Auf diese Weise werden nach

und nach alle größeren Ortschaften der Hauptinsel Yap mit Geld versehen, das ihnen eine gewisse Ueberlegenheit vor den kleineren Gemeinden giebt. Eigentlich im Umlauf befindet sich das Steingeld nicht. Wandert es von dem einen Kapitalisten zum andern, so wird ein Stock durch das Mittelloch gesteckt, und man läßt auf diese Weise das Steingeld „rollen“. Sein Hauptzweck ist seine Verwendung als Spielobjekt und als Dekoration. Wie unser Bild zeigt, pflegen die Kapitalisten ihren Steinbesitz in zwei Reihen vor dem Eingang zu ihrer Behausung aufzubauen, um damit ihren Reichtum und ihre Ueberlegenheit kundzuthun.

Die eherechtliche Bedeutung des Schnurrbarts. In einem Wirtshause zu Marienburg hatte sich ein Herr, der sich eines ungewöhnlich stattlichen Schnurrbarts erfreut, verpflichtet, diesen für 100 Mk. zu opfern und sich am nächsten Abende ohne Schnurrbart einzufinden. Die Gesellschaft war bereits erwartungsvoll versammelt, aber der Besitzer des verwetteten Schnurrbarts blieb aus. Nachdem die Stammgäste eine halbe Stunde vergeblich auf ihn gewartet hatten, brachte endlich ein Bote einen Brief, dessen Aufschrift eine Damenhand verriet. Der Inhalt lautete: „Meine Herren! In einer Anwandlung unerklärlichen Leichtsinns hat mein Gatte sich Ihnen gegenüber verpflichtet, gegen Zahlung von 100 Mark für einen wohlthätigen Zweck seinen schönen Schnurrbart zu opfern, und Sie waren grausam genug, diesen Vorschlag anzunehmen. Da ich nun aber nicht Lust habe, unter den wohlthätigen Anwandlungen meines Gatten zu leiden, so sehe ich mich zu der Erklärung veranlaßt, daß mein Mann und ich bei unserer Verheiratung die Gütergemeinschaft nicht ausgeschlossen haben. Infolge dessen ist sein Schnurrbart mein Schnurrbart: er hatte kein freies Verfügungsrecht darüber, und Ihre mit nur einem berechtigten Teile eingegangene Wette ist daher null und nichtig! Sollten Sie die Berechtigung meines Einspruchs anzweifeln, so steht Ihnen das Beschreiten des Klageweges frei. Hochachtend . . .“ — P. S. „Mein Mann kann heute nicht bei Ihnen erscheinen, da ich einstweilen den Hausschlüssel in Verwahrung genommen habe. D. O.“ Die Mitglieder der Tafelrunde sollen nun grausam genug sein, gegen den Schnurrbartbesitzer klagbar vorgehen zu wollen.

Die Mahlzeit in der Pillenschachtel. Der jetzt viel genannte Sully Prud'homme hat einmal gesagt: „Es liegt eine teuflische Ironie in dem Gebrauch, den gegenwärtig die Chemie von ihren erstaunlichsten Entdeckungen macht.“ Zum Teil trifft dieser Satz auch auf die Fortschritte zu, die in den letzten Jahren die Nahrungsmittelchemie mit Bezug auf die Herstellung kondensierter Nährstoffe gemacht hat. Erst jetzt aber scheint diesem Zweig der Wissenschaft ein Erfinder nach dem Muster des großen Tesla erstanden zu sein, wenigstens berichtet der Pariser Kosmos, dem wir die Verantwortung für die Wahrheit der Mitteilung zuschreiben müssen, daß ein Chemiker in Massachusetts — der Name wird nicht genannt — ein Verfahren zur Behandlung von Nahrungsmitteln erfunden hat, das ganz außerordentliche Folgen haben könnte. Er unterwirft z. B. ein großes Stück Fleisch

einer intensiven elektrischen Strahlung und gleichzeitig einem Strom warmer Luft und verwandelt es dadurch in ein Häuflein trockenes Pulver. Eine kleine Messerspitze des Pulvers soll zur Ernährung eines Menschen für einen Tag genügen, so daß jedermann Lebensmittel für mehrere Tage in der Westentasche bei sich tragen könnte. Dasselbe macht der große Erfinder auch mit anderen Stoffen. Zur Bereitung einer Tasse Schokolade wird man künftig nur einen Körper von der Größe eines Stecknadelkopfes brauchen, Speckseiten werden in mikroskopische Würfel verwandelt u. s. w. Die Nahrungsmittelchemie wäre damit so ziemlich am Ende der Leistungsfähigkeit angelangt. Ob die Menschen dadurch glücklicher werden würden? Was würde aus den Festessen, den Gesellschaften, den gelegentlichen Zusammenkünften, wenn jeder nach dem Verschlucken einer Pille mit der Mahlzeit fertig wäre? Damit würde wohl niemand einverstanden sein, ausgenommen vielleicht die allerschärfsten Vertreterinnen der Frauen-Emancipation, die von einer derartigen Umwandlung das endgültige Verschwinden des alten Kochherdes erhoffen würden.

Die Größe der Meereswogen. Eine französische Korvette hat während einer jüngst beendigten Weltumsegelung genaue Untersuchungen über die Höhe, Länge und Form der Meereswogen angestellt. Die höchsten Wogen wurden in dem südlichen Teil des Indischen Ozeans zwischen dem Kap der guten Hoffnung und den Inseln St. Paul und Amsterdam beobachtet. Einmal wurden gegen Ausgang des Oktobers während eines Nordweststurms und starker Schneetreiben dreißig Wogen gemessen, deren Durchschnittshöhe 9 Meter betrug. Die höchste derselben hatte eine Höhe von 11 Metern. Von diesen wurden nicht weniger als sechs beobachtet, die einander mit merkwürdiger Regelmäßigkeit folgten. Sie hoben das ansehnliche Schiff wie ein leichtes Boot und warfen es ebenso schnell in ein tiefes Thal zurück. Am Abend desselben Tages wurden sogar noch größere Wogen gesehen. Man kam aber nicht zum Messen. Seitdem hat die Mannschaft übrigens nie wieder Wogen dieser Größe getroffen. Hieraus darf man wohl schließen, daß die allgemeine Volksvorstellung von der Höhe der Meereswogen übertrieben ist. In der Regel darf man annehmen, daß ein starker Wind auf offener See Wogen von etwa 5 Meter Höhe hervorbringt, während solche von 10 Metern zu den Seltenheiten gehören. Der Abstand von Kamm zu Kamm wechselt gleichfalls nicht unbedeutend, oft im Verhältnis von 1 zu 3 bei zwei aufeinander folgenden Wogen, und gerät das Meer in Aufruhr, so wächst die Länge der Wogen schneller, als die Höhe. Beim Kap der guten Hoffnung wechselte unter starken, vier Tage anhaltenden Weststürmen die Höhe der Wogen nur zwischen 6 und 7 Metern, während die Länge von 113 Metern am ersten Tage bis zu 235 Metern am vierten Tage wuchs. In einzelnen Fällen kommen auch noch größere Abstände zwischen den Wogen vor. 300 Meter sind nichts Ungewöhnliches, ja man hat schon Wogen von 400 Metern Länge festgestellt.

Chinesisches. Die Chinesen sind nicht nur die Gegenfüßler des Europäers vom geographischen Standpunkte aus betrachtet, sondern

auch ihre Denkungsart und Handlungsweise ist zumeist von der unsrigen verschieden. Es ist demnach geradezu zwecklos, sich vorzustellen, wie ein Chinese unter gewissen Umständen handeln würde, wollten wir ein Urteil nach unserer Handlungsweise bilden, falls wir uns in einer ähnlichen Lage befänden; das Wahrscheinliche dabei dürfte das sein, daß er auf Gedanken kommt, die uns nie einfielen, daß er gerade dasjenige thut, woran wir nie dächten, und etwas ausspricht, was wir nie sagen würden. Er lacht, wenn er dir erzählt, daß seine Eltern oder nächsten Verwandten gestorben sind. Man würde die Braut, welche, wenn sie zum Hause ihres zukünftigen Gemahls getragen wird, nicht laut jammerte und weinte, als betraure sie den Tod einer ihr nahe stehenden Person, für ein gefühlloses Geschöpf betrachten. Anstatt zu fragen: „Wie geht es dir?" erkundigt sich der Chinese: „Hast du deinen Reis gegessen?" Für „Lebewohl" gebraucht er: „Gehe langsam!" Er erkundigt sich nicht nur auf das angelegentlichste nach deiner Gesundheit, sondern er fragt auch, wie alt du bist, und solltest du schon im vorgerückten Alter stehen, so beglückwünscht er dich. Er fragt auch, was dein monatliches Einkommen ist, wie viel Miete du bezahlst, überhaupt richtet er viele andere „höfliche" Fragen an dich, die wir als unverschämt und ungeschliffen erachten würden. Andererseits hüte dich, dich bei ihm nach dem Wohlbefinden seiner Frau zu erkundigen: auch frage ihn nicht nach dem seiner Töchter — seine Söhne wird er dir aber von selbst vorführen. Sage ihm auch keine Schmeicheleien, wenn du siehst, daß sein jüngster männlicher Sprößling recht gesund aussieht, denn, sollte er krank werden oder ihm etwas zustoßen, so würde man dir die Schuld zuschreiben. Während du deinen Hut abnimmst, sobald du sein Haus betrittst, hat er seine Kopfbedeckung aufgesetzt, ehe er dich empfängt; er schüttelt seine eigenen Hände, anstatt daß er die deinen ergreift; er setzt sich zu deiner Linken, als dem Ehrensitze, und reicht er dir etwas, so thut er es mit beiden Händen. Auch wird er dir möglicherweise mit Stolz einige Bretter zeigen, die für seinen zukünftigen Sarg bestimmt sind, und die ihm seine pflichtgetreuen Söhne zum Geschenk gemacht haben. — Sehen wir uns chinesische Bücher an, so werden wir finden, daß auch hier alles linkshändig hergeht: das Ende ist der Anfang, und der Anfang ist das Ende. Die Linien sind senkrecht und nicht wagerecht, wie bei uns: der Leser legt seine Lesezeichen auf dem Unterrande der Seite ein, und nicht oben; Fußnoten befinden sich am oberen Rande oder kommen sonst mitten im Text vor; der Titel befindet sich häufig am Schnitte des Buches, da man dieselben in den Bücherschränken nicht in Reihen aufstellt, sondern eins auf das andere auf die Pulte legt. Die Kleidung des Chinesen weist, verglichen mit der unsrigen, ebenfalls viel Merkwürdiges auf. Den Rang des Beamten zeigen verschiedenfarbige Knöpfe, die sich auf der Spitze des Beamtenhutes befinden. Das Tragen von Armbändern ist nicht nur auf die Frauen beschränkt, auch Männer schmücken sich häufig mit solchen. Weder Männer noch Frauen tragen Handschuhe, aber ihre Aermel sind so lang, daß sie oft ein paar Fuß über ihre Hände reichen und so bei kaltem Wetter als Muff dienen können; auch werden sie als

Taschen verwendet, die der Chinese sonst nicht kennt. An seinem Barte kann man ungefähr sein Alter schätzen, bis zu seinem 40. Jahre ist sein Gesicht glatt rasiert, sobald er aber ins Schwabenalter eintritt, pflegt er seinen Schnurrbart, der allerdings nie recht zur Entwickelung gelangt, da der Chinese einen nur sehr schwachen Bartwuchs hat. Wir schwärzen unsere Fußbekleidung, die Chinesen malen die Seiten der dicken Sohlen weiß. Schwarz ist im Westen die Farbe der Trauer, — im Reiche der Mitte ist sie weiß, grau oder blau. Frauen rauchen ebenso gut wie Männer, und beide Geschlechter gebrauchen den Fächer. Zerreißt jemand seinen Rock, so setzt der Schneider den Flicken stets von außen an. Der Chinese dreht seine Namen um: zuerst kommt der Familienname und dann sein eigener; in derselben Weise versetzt er, unseren Ansichten zuwider, seine Titel und Verwandtschaftsgrade. Anstatt zu sagen: Se. Exc. der Gesandte, sagt er: der Gesandte Se. Exc.; aus Onkel Schmidt macht er Schmidt Onkel, und Herr Schultz wird Schultz Herr. Beim chinesischen Datum kommt zuerst das Jahr, dann der Monat und zuletzt der Tag. Er dreht auch die Bruchzahlen um, und anstatt zu sagen: Viersechstel, sagt er: von Sechsteln Vier. Der Chinese besteigt sein Pferd von der rechten Seite. Leichensteine werden dem Toten stets zu Füßen gesetzt. In der Schule sitzt der Lehrer in einer Ecke des Zimmers, und wenn er den Schüler prüft, so wendet letzterer dem Lehrer den Rücken zu, anstatt ihn anzusehen. Das Briefporto wird fast stets vom Empfänger des Schreibens und nicht vom Absender gezahlt. Zimmerleute bringen auf einem Hause das Dach an, ehe die Mauern des Gebäudes errichtet werden. Der chinesische Wächter schlägt des Nachts ein Holzinstrument, um so die Diebe wissen zu lassen, wo er sich befindet, anstatt den Versuch zu machen, sie zu fangen. In den Ländern des Westens ist das Drachensteigenlassen eine Lieblingsunterhaltung der Jugend, in China vertreiben sich die erwachsenen Personen vielfach damit die Zeit, während die Kinder zuschauen. — Die Aushängeschilder der Läden hängen von den Dächern herab; alle Läden stehen weit offen, und der Ladentisch befindet sich unmittelbar an der Straße. In China küßt die Mutter nie ihr Kind und der Bräutigam nie die Braut, weil das Küssen unter dem Volke unbekannt ist. Die Teufel sind im Reiche der Mitte weiß: der Arbeiter hat keinen Sonntag, und ein großer Teil der Bevölkerung bekennt sich zur selben Zeit zu drei verschiedenen Religionen, nämlich: Confucianismus, Taoismus und Buddhismus. Ein Mörder kann nicht hingerichtet werden, bis er seine Schuld eingestanden hat. Eine alte Jungfrau oder ein alter Junggeselle sind eine große Seltenheit in China.

Strenge und kalte Winter. Von den strengen Wintern ist besonders der Winter von 763 auf 764 zu bemerken, in welchem das Schwarze Meer zufror. 859 und 1234 war so strenge Kälte, daß man zu Fuß über das Adriatische Meer nach Venedig gehen konnte. In den strengen Wintern von 1305, 1320, 1323, 1399, 1438, 1546, 1599 konnte man von Lübeck, Rostock, Danzig zu Wagen und zu Pferde über die Ostsee nach Kopenhagen reisen. Auf dem Eise waren Hütten errichtet, worin die Reisenden übernachten konnten. 1400 führte der

deutsche Orden ein Heer über das Eis von Rußland nach Preußen, 1514 dauerte der Frost von Michaelis bis Lichtmeß (2. Februar), so daß an vielen Orten das Korn zerstampft wurde, weil die Mühlen nicht gehen konnten, 1635 und 1637 konnte man die Elbe bis Brotdorf und St. Margarethen mit Wagen und Schlitten befahren; das Eis war bei Hamburg fünf Viertel Ellen dick. Viele Reisende erfroren.

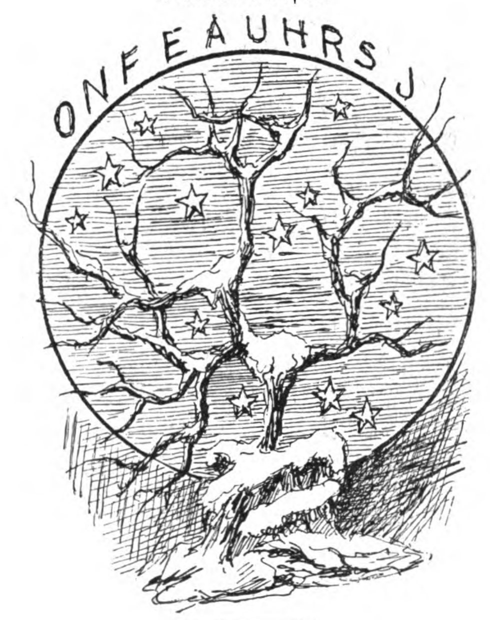
1634 erstarrten die Vögel in der Luft und das Wild in den Wäldern. 1655 mußten die Bauern Eis mit Wagen und Schlagen holen, um ihr Vieh zu tränken. 1658 ging im Februar der König Karl X. mit einem schwedischen Heere nebst Artillerie und Bagage auf dem Eise über den kleinen Belt nach Fünen, und von da über Laaland und Falster nach Seeland und erzwang den Roeskilder Frieden. 1667 konnte man noch am 1. April über den Zuider-See gehen. 1674 fror es bei tiefem Schnee vom 9. Januar bis zum 24. März. Menschen und Tiere wußten sich vor Kälte kaum zu bergen, man konnte über das Eis nach Helgoland gehen, und in Hamburg mußte so sehr gefeuert werden, daß großer Holzmangel eintrat. 1697 war die Elbe noch im März mit starkem Eis bedeckt. Der Winter 1709 hielt fast in ganz Europa bis Ende April an; noch strenger war der von 1739 bis 1740. Er begann Ende Oktober, viele Reisende erfroren, selbst die wilden Tiere suchten bei den Menschen Schutz; erst im Juni bekamen die Bäume Blätter, und erst Ende Juli blühten die Rosen.

Im Winter 1841 bis 1842 war die Elbschiffahrt wegen großer Kälte 97 Tage unterbrochen. Der Winter 1844 bis 1845 begann mit dem 1. November und dauerte bis Anfang April. Bei Blankenese und Schulau wurde dann die Eisdecke mit Pulver gesprengt, so daß am 3. April die ersten von den 260 Seeschiffen, welche in Cuxhaven teils ganz überwintert, teils, in den letzten Monaten dort angekommen, auf freies Fahrwasser gewartet hatten, in dem Hamburger Hafen ankamen. Das Eis war durchschnittlich 5 Fuß dick.

Als gelinde Winter zeichneten sich aus: 1186 und 1289; man hatte schon im Februar Aepfel so groß wie Walnüsse und reife Erdbeeren. Im Jahre 1530 blieb das Gras den Winter durch fast so grün, wie im Sommer. Um Ostern 1585 stand alles in voller Blüte, ja, schon am 20. Januar hatten einige Bäume Knospen und Blätter. Zu Lichtmeß 1617 gab es bereits blaue Veilchen, die Rosenstöcke schlugen aus, die Kirschbäume bekamen Knospen, und um Fastnacht trieben schon viele Bauern ihr Vieh auf die Weide. Mitte Februar 1720 standen die Obstbäume bereits in voller Blüte. Im Januar 1795 und 1796 war das reinste Sommerwetter; die Bienen trugen schon fleißig Blütenstaub ein. Der Winter 1821 bis 1822 war so gelinde, daß Ende Januar Gartenblumen blühten und Stachelbeeren verkauft wurden. Im Februar schwirrten bereits die Maikäfer umher, und Störche, Schwalben usw. trieben fleißig ihr Brutgeschäft.

Rätsel-Ecke.

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Die Erste ist ein Vorgebirg',
Ein Maß nennt man die Zweiten,
Das Ganze frommer Beter Ziel,
Zu dem sie gläubig schreiten.

Dreisilbiges Rätsel.

Das Erste recht üppig mag jeder leiden,
Die andern pflegen es abzuschneiden,
Und tauscht man die beiden Vokale ein,
So können es himmlische Wesen sein.

Logogryph.

Es schwebt als duftiges Geranke
Um einen Thron, wo der Gedanke
Gebieterisch sein Szepter schwingt.
Ein Zeichen vorgesetzt, so klingt
Es grüßend schon von ferne,
Daß man den Schöpfer preisen lerne.
Den Kopf vertauscht, und milde schwebt
Es leis' herab auf das, was lebt,
Und hüllt so Wald, als Flur und Hain,
In seine weichen Decken ein.

Verwandlungsrätsel.

Meile, Legat, Lauge, Hosta. Denar, Delos, Traum, Altan. Aster.

Durch Aenderung eines Lautes und Umstellung der übrigen Buchstaben ist aus jedem der obigen Wörter der Name einer Stadt zu bilden, so daß die mittelsten Buchstaben der neuen Wortreihe einen Berg in den Pyrenäen nennen. Die Städte liegen der Reihe nach in Ostpreußen, Schlesien, Mähren, Japan, Frankreich, England, Kurland, Vorder-Indien, Hannover.

Rätsel.

Mein Erstes nennt dir eine Farbe,
Mein Zweites ein Bekleidungsstück,
Vereint ist's Spottnam' jener Frauen,
Die nie bei Männern haben Glück.

Auflösungen aus Band III.

Bilderrätsel: Zwei Schelme will ungerecht Gut: Einen, der es gewinnt, und einen, der es verthut.

Rätsel: „H".

Rösselsprung:

Wenn in des Lebens mühevollen Tagen
Dich Kummer drückt und Sorgen hart dich plagen,
So zage nicht und laß den Mut nicht sinken,
Es läßt dir ja die Rettungssonne winken
Der Helfer, der in Not und in Gefahren
Die Seinen väterlich weiß zu bewahren.



